

## Kapitel II: Zur Konstituierung von Geschlecht in modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften

---

L. Schiebinger (1986; 1993 [1989]<sup>1</sup>), T. Laqueur (1986; 2003 [1990]<sup>2</sup>) und C. Honegger (1991) unterschieden die Ausführungen ‚moderner biologisch-medizinischer Wissenschaften‘<sup>3</sup> zur Thematik ‚Geschlecht‘ sehr grundsätzlich von den zuvor ausgeführten naturphilosophischen Geschlechterbetrachtungen. Dieser Annahme wird hier widersprochen.

Zwar finden sich einige Ansätze, die die Annahme Schiebingers, Laqueurs und Honeggers stützen: So erfolgten mit der Entwicklung moderner Staatlichkeit, mit dem Übergang von einer aristokratisch geprägten hin zu einer bourgeois organisierten Herrschaft und mit entstehendem Kapitalismus in westlichen Gesellschaften weitreichende gesellschaftliche Änderungen, die sich auch in den sich konstituierenden modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften spiegelten. Auch ist die Annahme insofern korrekt, als sich weitreichende technische Entwicklungen auch in biologisch-medizinischen Wissenschaften bemerkbar machten: Sektionen auch menschlicher Leichen seit dem 14. Jh. und die sich seit dem 17. Jh. entwickelnde Mikroskopie sind als wichtige Eckpunkte technischer Entwicklungen dort direkt wirksam geworden. Der Buchdruck seit dem 15. Jh., eine Verbreitung von Arbeiten nicht mehr ausschließlich in Latein, sondern auch

---

1 Schiebinger, 1993 (1989) insbesondere die Kapitel 6, 7, 8.

2 Laqueur, 2003 (1990) S.149ff.

3 D.h. Wissenschaften, die sich mit Renaissance und Aufklärung herausbildeten, durch Rationalismus (‚Naturphänomene‘ seien berechenbar und erklärbar), Positivismus (‚Tatsachen‘ seien vorhanden und müssten nur erkannt werden, hierzu sei methodisch exaktes Arbeiten notwendig) und Pragmatismus (rasche praktische Umsetzung) gekennzeichnet waren und sich im 18. und 19. Jh. zunehmend spezialisierten und institutionalisierten.

in der Landessprache seit dem 16./17. Jh.<sup>4</sup> und neue Druckverfahren seit dem 18. Jh. machten Publikationen einfacher, billiger und für einen größeren Leser/innenkreis zugänglich.<sup>5</sup>

Allerdings ist der Annahme Schiebingers, Laqueurs und Honeggers insofern zu widersprechen, als eine „Sonderanthropologie der Frau“<sup>6</sup> nicht zu konstatieren ist, jedenfalls nicht in qualitativ größerer Intensität als in den Jahrhunderten zuvor. Vielmehr bewegten sich die meisten Gelehrten auch in modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften bezüglich ihrer (androzentrischen)<sup>7</sup> Geschlechterbetrachtungen innerhalb eines ‚Mehr und Weniger‘, wie es von Laqueur für antike naturphilosophische Geschlechterbetrachtungen dargestellt worden war. Andere Auffassungen, die über ein ‚Mehr und Weniger‘ hinausgingen oder gar die gemeinsame Art<sup>8</sup> ‚Mensch‘ von Frau und Mann in Zweifel zo-

- 
- 4 Zeller, 2004; vgl. auch Gilbert, 1999; Mann, 2006 S.71-74. R. Zeller hob hervor, dass sich im 16./17. Jh. zunächst zwei unterschiedliche Wissenskulturen nebeneinander entwickelten. Forschende Männer standen Veröffentlichungen in der jeweiligen Landessprache oft gegnerisch gegenüber. Daneben entwickelte sich ein „Vulgarisierungsprogramm“, in dem ein breiteres Publikum für ‚wissenschaftliche Erkenntnisse‘ gewonnen werden sollte. Diese ‚Erkenntnisse‘ wurden entsprechend aufbereitet und nicht nur in der jeweiligen Landessprache, sondern auch in einem einfachen Wortschatz dargestellt. Als Adressat/innen solcher „vulgärer Schriften“ wurden dabei wiederholt Frauen genannt, die von (neuem) Wissen nicht ausgeschlossen werden sollten. Zeller machte allerdings deutlich, dass die explizite Benennung von Frauen weniger auf ein geschlechtliches als vielmehr auf ein kulturelles (auch männliches) Publikum zielte, Frauen als Maske zur Vulgarisierung wissenschaftlicher ‚Erkenntnis‘ angeführt wurden [Zeller, 2004]. Nachfolgend gewonnen Veröffentlichungen in der Landessprache auch unter wissenschaftlich Forschenden eine breitere Anhänger/innenschaft [vgl. auch: Kammerer, 1998 S.29-40].
  - 5 Vgl. u.a. Schaufler, 2002 S.144-151; Kammerer, 1998 S.29-40; auch: Safranski, 2007 S.48ff.
  - 6 So formulierte es: Honegger, 1991 insbesondere S.6, 126ff; vgl. kurz: Honegger, 1989 S.147ff. Bei Schiebinger und Laqueur finden sich dem Sinn nach entsprechende Ausführungen. Zugespitzt erschien die Aussage bei Laqueur: Dieser hielt fest, dass ab etwa 1800 in biologisch-medizinischen Wissenschaften Ansichten dominant gewesen seien, die Geschlechterdifferenzen ‚nach der Art‘ beschrieben und nicht mehr ‚nur‘ ‚graduelle‘ Unterschiede behaupteten [Laqueur, 2003 (1990) S.5/6].
  - 7 Frauen wurden aus den institutionalisierten modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften zunächst vollständig (mit Ausnahmen) ausgeschlossen, zum ‚Modell des Menschen‘ wurde der weiße, europäische Mann gemacht. Außerhalb institutionalisierten Wissenschaftsbetriebes trugen Frauen in großem Umfang zu ‚Erkenntnissen‘ und Diskussionen auch von Geschlechterdifferenz und Geschlechtergleichheit bei [vgl. mit Bezug zu Naturwissenschaften u.a. Schiebinger, 1993 (1989); Tobies, 1997].
  - 8 Der Begriff ‚Art‘ wird in dieser Arbeit im heute gebräuchlichen Verständnis einer stammesgeschichtlichen Verwandtschaft verwendet, wobei Vorfahren und Nachkommen, die in allen als charakteristisch betrachteten morphologischen und physiologischen Merkmalen übereinstimmen, zu einer ‚Art‘ zusammengefasst werden (*morphologischer Artbegriff*). In phylogenetischer Hinsicht wird dieser Artbegriff um eine genetische Komponente ergänzt: Es wird eine Gruppe von Vorfahren und Nachkommen bezeichnet, die sich, entlang der Zeitachse, von anderen Gruppen

gen, tauchten nur vereinzelt auf und erfuhren rasche und intensive Gegenwehr, mehrheitsfähig waren sie gewiss nicht – dies wird im Folgenden gezeigt werden.

Auch wird im Folgenden herausgearbeitet, dass die von Laqueur exemplarisch für antike naturphilosophische Geschlechterbetrachtungen und zu deren Abgrenzung von modernen biologisch-medizinischen Geschlechterbetrachtungen fokussierten Genitalien (Geschlechtsteile) nicht in dieser herausgehobenen, abgrenzenden Position belassen werden können. Vielmehr war die Entsprechung der Genitalien (Laqueur bezeichnete dies für die Antike als „Ein-Geschlechter-Modell“) auch in den modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften eine geläufige Theorie. Wie zu zeigen sein wird, gingen zahlreiche Gelehrte von weiblichen und männlichen, *sich entsprechenden* Geschlechtsteilen aus. Im 19. Jh. wurde eine solche Perspektive dominant: Es wurde die gemeinsame embryonale Anlage weiblicher und männlicher Geschlechtsteile angenommen. Eine große Anzahl Gelehrter ging überdies davon aus, dass sich auch die weiblichen und männlichen ‚ausgewachsenen Geschlechtsteile‘ im erwachsenen Menschen entsprechen würden, bspw. die Prostata die männliche Entsprechung eines weiblichen Uterus darstelle. Wieder andere Gelehrte gingen von einer bei jedem Menschen vorhandenen hermaphroditischen, doppelten geschlechtlichen Anlage (ggf. mit sich ebenfalls entsprechenden Organen) aus.

Die Arbeiten P. Roussels und J. F. Ackermanns finden nähere Ausführung. Beide gleichermaßen wurden von Honegger als Gewährsleute für eine verstärkte, und insbesondere anatomische, Beschreibung von Geschlechterdifferenzen herangezogen, obgleich sich beide Autoren in ihren Ausführungen weitreichend unterschieden. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Theorien beider Gelehrter werden in dieser Arbeit genauer betrachtet. Während Ackermann, bei Betrachtung seines Gesamtwerks, eher einem physiologischen Verständnis folgte und bspw. die Geschlechtsteile auf eine gemeinsame Anlage zurückführte und weibliche und männliche Geschlechtsteile als Entsprechungen betrachtete, beschrieb Roussel weitgehende, von ihm funktionell abgeleitete Unterschiede in den Geschlechtsteilen. Anatomische Merkmale waren zumindest bei Ackermann einer ‚chemischen Physiologie‘ nachgeordnet und beschrieben eine Geschlechterdifferenz im Sinne eines ‚Mehr und Weniger‘. Zudem waren bei Ackermann ‚typisch weibliche Körper‘ durch die Lebensweise auch für Männer erlangbar. Umgekehrt könnten Frauen auch ‚typisch männliche Körper‘ erlangen.

---

irreversibel genetisch unterscheidet und selbst keine irreversibel divergierenden Untergruppen enthält (*phylogenetischer Artbegriff*). (Der *biologische Artbegriff*, der das Moment gemeinsamer Fortpflanzungsfähigkeit fokussiert, wird hier nicht verwendet, da er als unzulänglicher als die anderen aufgeführten Artbegriffe erscheint, da: 1) nur einige Arten geschlechtliche Fortpflanzung zeigen; 2) viele Individuen einer Art nicht das Vermögen haben, sich fortzupflanzen, oder sich einfach nicht fortpflanzen.) Zu historisch konkurrierenden Definitionen und zu Wandlungen des Artbegriffes vgl.: Jahn, 2004 S.396-402.

Unter anderem diese kurz angedeuteten Betrachtungen werden im Folgenden vertieft. Eingeleitet werden sie mit einer gesellschaftlichen Verortung von Debatten um Geschlecht (*Querelle des femmes*, besser und im Folgenden so verwendet: *Querelle des sexes*)<sup>9</sup>. In dieser werden Auffassungen in der hier als relevant betrachteten Zeitspanne des 17. und 18. Jh., die von einer Gleichheit der Geschlechter ausgingen, dargestellt und mit an Geschlechterdifferenz interessierten Beiträgen kontrastiert. Diese gesellschaftlichen Betrachtungen erscheinen notwendig, da geprüft und herausgearbeitet werden soll, dass sich gesellschaftliche Ausführungen zu Geschlecht und spezielle biologisch-medizinische Geschlechterbetrachtungen überlappten bzw. gegenseitig beeinflussten.

Eine solche gegenseitige Beeinflussung wird auf dreierlei Weise verdeutlicht:

- 1) In einem kurzen Abschnitt werden naturphilosophische und biologisch-medizinische Argumente in der gesellschaftlichen *Querelle des sexes* in den Blick genommen.
- 2) In einem zweiten Abschnitt werden die Betrachtungen biologisch-medizinischer Gelehrter untersucht. Es wird deutlich, dass sich auch in moderner Biologie und Medizin sowohl an Differenz als auch an Gleichheit interessierte Auffassungen in Bezug auf Geschlecht fanden. Zwischen den unterschiedlichen Positionen fanden Auseinandersetzungen statt, für die der Begriff der *biologisch-medizinischen Querelle des sexes* eingeführt wird.
- 3) Hermaphroditismus stellte in biologisch-medizinischen Wissenschaften ein ‚Modell‘ dar, an dem Erkenntnisse über als ‚typisch‘ bzw. ‚normal‘ betrachtete Frauen und Männer gewonnen wurden. Gleichzeitig waren mit ‚uneindeutigem Geschlecht‘ weitreichende Auswirkungen für den betroffenen gemachten Menschen verbunden. Es wird herausgestellt, dass Hermaphroditismus in biologisch-medizinischen Theorien über Geschlecht einerseits einen Zugang zu Zweigeschlechtlichkeit darstellte, andererseits durch sein Auftreten Zweige-

---

9 „Querelle des femmes“ kennzeichnete eine jahrhundertlang währende *querelle* (Klage, Wehklage, Streit, Disput) um die Stellung von Frauen und Männern – aber insbesondere um diejenige von Frauen – in der Gesellschaft. Als „Querelle des femmes“ wurde sie auch in historischen Schriften benannt. Die „Querelle des femmes“ wurde nicht vereinzelt und in geringem Maße, sondern intensiv, wiederholt stark aufflackernd geführt [Vgl. zur Begriffsbestimmung: Zimmermann, 1995 S.14/15; Bock, 1997b S.11/12; Ferrari Schiefer, 1998 S.54-56; Drexl, 2006 S.16-18]. G. Bock (2005 [2000]) regte an, diese Debatte als „Querelle des sexes“ („Disput der Geschlechter“) zu bezeichnen, um herauszustellen, dass es in der Debatte um die Frage ging, was Frauen und Männer seien und was sie sein könnten [Bock, 2005 (2000) S.10, 13]. Dieser Anregung wird hier gefolgt. Damit wird besser als mit „Querelle des femmes“ deutlich, dass es um gesellschaftliche Aushandlungsprozesse ging, die Frauen und Männer betrafen und an denen Frauen und Männer beteiligt waren. Es ging darum, die Position von Frauen und Männern in der Gesellschaft neu zu bestimmen; dies wird insbesondere in den Schriften deutlich, die sich für eine Gleichheit von Frauen und Männern aussprachen und dabei Nachteile – mehr für Frauen als für Männer – und Vorteile – mehr für Männer als für Frauen – der herrschenden Geschlechterordnung diskutierten.

schlechtlichkeit in Zweifel zog. Kurze Betrachtungen zur aktuellen Situation werden angeschlossen.

## 1. Erosionen und Irritationen im gesellschaftlichen Raum: Verortung der *Querelle des sexes* als gesellschaftlicher Geschlechterdiskurs

In den Ausführungen *des ersten Kapitels* wurden biologisch-medizinische Konstruktionen von Geschlechterunterscheidungen zwischen Frau und Mann deutlich. Der weibliche Körper wurde insbesondere als schwächer im Vergleich zum Körper des Mannes erklärt, wobei die Ansichten über die Intensität der Schwäche variierten. So weitreichend Auswirkungen einer ‚Schwäche des Körpers‘ sein konnten, für ein auf Vernunft bauendes Zeitalter konnten sie ggf. irrelevant werden, da die Verstandeskkräfte größere Bedeutung erhielten. Und so zeichnete sich ein weiterer und folgenreicher Streit ab: Hat der Geist ein Geschlecht? Platon hatte eine nicht-materielle, geistige Welt einer materiellen Welt gegenüber gestellt.<sup>10</sup> In der scholastischen Tradition<sup>11</sup> setzte man sich mit dem Körper-Seele-Problem auseinander und beschrieb in der Ausrichtung der Seele<sup>12</sup> auf ‚Gott‘<sup>13</sup> diese als vom Körper unabhängig. Bezüglich weltlicher Eigenschaften wurde Geist/Seele hingegen mit dem Körper verkoppelt in ein Gefüge der Quali-

10 Platon, Phaidon (vgl. Platon B, 2004 [1923], Band II).

11 Die Schriften einiger antiker Gelehrter galten als unverrückbares, unhinterfragbares Wissen – es galt diese nur zu verstehen [für einen guten Überblick vgl.: Maclean, 1995 (1980)]. Gegen diese unbedingte Autoritätsgläubigkeit wandte sich u.a. F. Poullain de La Barre: „Aber das erste, worin man uns in der Schule unterrichtet, ist das ‚Akademische Glaubensbekenntnis‘, dessen erster Paragraph uns zu dem Glauben verpflichtet, daß Cicero, Vergil und Aristoteles unerreichbare Originalgenies sind, denen alle andern hervorragenden Werke der späteren Zeit nachgebildet sind; nach dieser Prämisse kann man weder in der Belletristik noch in den Wissenschaften sein Heil erlangen, wenn man nicht sie zu Vorbildern nimmt. Unsere Lehrmeister sorgen dafür, uns stets in dieser Verehrung zu halten, und zwar hauptsächlich durch herrliche Lobreden, die sie von Zeit zu Zeit auf diese Schriftsteller halten. [...] Sie flößen uns Abneigung für die Philosophen ein, die nicht auf Ihrer Linie liegen; da sie diese Abneigung mit religiösen Überlegungen untermauern, lehren sie uns arme Unbekannte hassen, von deren Lektüre sie uns in unverschämter Weise fernhalten; sie haben ja meist nicht einmal die Inhaltsangabe ihrer Werke gelesen; das geschieht aufgrund der gleichen Vorurteile, die sie dann auch auf uns übertragen wollen.“ [aus dem zweiten Gespräch bei Poullain de La Barre, 1993 (1674) S.206]

12 Da die Unterscheidung hier bedeutsam ist, wird die religiöse Vorstellung einer von ‚Gott‘ gegebenen und nach dem Tod ‚weiterlebenden‘ ‚Seele‘ hier mit dem Begriff ‚Seele‘ bezeichnet. Davon getrennt werden geistige, psychische Fähigkeiten mit dem Begriff ‚Geist‘ benannt.

13 An dieser Stelle und im Folgenden ist von der christlichen Religion die Rede, die eine monotheistische darstellt, also einen ‚Gott‘ annimmt.

täten-/Temperamentenlehre<sup>14</sup> eingeordnet: Geist/Seele wurden so geschlechtsabhängig als tauglicher oder untauglicher unterschieden – wobei die dem Mann zugeschriebenen Eigenschaften als bessere bewertet wurden.<sup>15</sup> Hierzu gab es Gegenbewegungen, die u.a. aus der biblischen Beschreibung der ‚Erschaffung Evas aus Adams Rippe‘ die körperliche, und daraus folgernd auch geistige, Höherwertigkeit Evas ableiteten. Mit dieser frauenfreundlichen Interpretation der alttestamentarisch-biblischen Geschichte von Adams Rippe widersprachen sie diesbezüglichen frauenfeindlichen Ausführungen des Apostels Paulus.<sup>16</sup> Sie führten an, dass während Adam (nur) aus Lehm und Erde geschaffen sei, Eva aus einem besseren Stoff, Adams Rippe, geschaffen worden sei. So argumentierten bspw. C. de Pizan, H. C. Agrippa von Nettesheim und L. Marinella, dass sich auf Grund einer ‚adligen Herkunft‘ des weiblichen Körpers Geist/Seele dort besser als im männlichen Körper entwickeln könne.<sup>17</sup>

- 
- 14 Vgl. zu Qualitäten-/Temperamentenlehre *Kapitel I dieser Arbeit (u.a. die Humoralbiologie der hippokratischen Schriften und des Galenos in Kapitel I, S.57ff und S.72ff)*, sowie: Bummel, 1999 S.110ff; Ferrari Schiefer, 1998 S.305-310.
- 15 Hierdeis, 1993 S.15; Ferrari Schiefer, 1998a S.305-310; Ferrari Schiefer, 1998b. Wie im *ersten Kapitel* dargestellt wurden dem Mann die Qualitäten ‚warm‘ und ‚trocken‘ (Luft und Feuer) zugeordnet, wogegen die Frau als ‚kalt‘ und ‚feucht‘ (Wasser und Erde) galt. Hitze und Trockenheit wurden dabei höher bewertet, auch galt es für Geist/Seele als besser möglich, sich in einem solchen männlichen Körper zu entwickeln. Das Zusammenwirken theologischer, juridischer, anatomischer und physiologischer Argumentationen wird anschaulich bei: Maclean, 1995 (1980).
- 16 Vgl. 1 Kor 10, 6-9; 1 Kor 14, 34-35; 1 Tim 2, 11-13.
- 17 Hierdeis, 1993; Schiebinger, 1993 (1989) S.237; Ferrari Schiefer, 1998a S.80ff; Ferrari Schiefer, 1998b; Rauschenbach, 2000 S.17-20. Die Bibel und verschiedene Interpretationen dieser Schrift spielten eine bedeutende Rolle in der *Querelle des sexes* – sowohl Schriften, die sich für als auch solche, die sich gegen die Emanzipation von Frauen aussprachen, konnten an lange Traditionen anknüpfen [Maclean, 1977 S.26, 40-46; Ferrari Schiefer, 1998a u.a. S.57, 63/64, 90/91; Bock, 2005 (2000) S.27; Stuurman, 2005b]. Pizan argumentierte in „*L'Epistre au Dieu d'Amours*“ (frz., „Sendbrief vom Liebesgott“, 1399) und in der sehr bekannt gewordenen Schrift „*Livre de la Cité des Dames*“ (frz., „Das Buch von der Stadt der Frauen“, 1405) mit einer adligeren Herkunft des weiblichen Körpers [Pizan, 1987 (1399) S.36; Pizan, 1990 (1405) S.55]. 1509 geschrieben und als Rede vorgetragen, wurde die Schrift „*Declamatio de nobilitate et praecellentia foeminei sexus*“ (lat., „Vom Adel und Fürtreffen Weiblichen Geschlechts“) 1529 von Agrippa von Nettesheim in lateinischer Sprache publiziert und in kurzer Zeit in sechs europäische Sprachen übersetzt (in: Italienisch, Französisch, Niederländisch, Polnisch, Englisch; 1540 erschien sie auf Deutsch). Sie war eine der einflussreichen Schriften in der *Querelle des sexes* [Bock, 2005 (2000) S.15/16; vgl. Jungmayr, 1988 S.35, 33-40; Bock, 1997b S.11, 26; Wood, 1997 S.189]. Agrippa von Nettesheim betrachtete darin Frau und Mann bezüglich Geist, Vernunft und Sprachvermögen als gleich, bezüglich des Körpers die Frau als dem Mann überlegen (tw. könne die Schrift jedoch als ironisch gedeutet werden, gab Gössmann [1988] zu bedenken [Gössmann, 1988 S.12-17; Wood, 1997 S.190, 194ff; vgl. auch: Richardson, 1929 S.54-64]). L. Marinella antwortete mit ihrer Schrift „*Le nobiltà et eccellenze delle donne et i diffetti, e mancamenti de gli huomini*“ (ital., „Über Adel und Vortreff-

Anknüpfend an R. Descartes bildete sich eine aufgeklärte Philosophie eines Geist-Körper-Dualismus heraus.<sup>18</sup> (Daneben gab es auch eine aufgeklärte Philosophie, die die Einheit von Geist und Körper, einen Monismus, vertrat. Diese Richtung knüpfte an B. Spinoza an.<sup>19</sup> Auch an die Vorstellung der Einheit von Körper und Geist konnten Theorien gleicher geistiger Fähigkeiten bzgl. des Geschlechts ansetzen, wie später bei J. F. Ackermann deutlich wird. Zahlreiche Vertreter/innen gleicher geistiger Fähigkeiten verwiesen jedoch auf den Descartes'schen Dualismus, sicherlich auch, weil dieser besser mit der christlichen Lehre einer überdauernden Seele vereinbar war.)

Descartes selbst argumentierte nicht zur Geschlechterfrage.<sup>20</sup> Die Anwendung der Philosophie Descartes' auf die Fragestellung der Gleichheit oder Differenz von zwei Geschlechtern wurde aber vielfach vorgenommen, u.a. von F. Poullain de La Barre: „Der Geist hat kein Geschlecht“.<sup>21</sup> Die Gleichheit geistiger Fähigkeiten von Frau und Mann, unabhängig etwa postulierter körperlicher Differenzen, bildete die Grundlage einer an Gleichheit der Geschlechter orientierten Richtung der Aufklärung. Poullain de La Barre stand keineswegs allein, und die These des geschlechtslosen Verstandes (sowie allgemein die Philosophie Descartes') war eine geläufige Idee in den Salons, aber auch in Veranstaltungen einiger

---

lichkeit der Frauen, Fehler und Mängel der Männer“) aus dem Jahr 1600 – die Schrift erlebte zahlreiche Neuauflagen [Ferrari Schiefer, 1998a S.109] – auf eine ein Jahr zuvor erschienene, auch in rege Diskussionen der *Querelle des sexes* eingebettete, Schrift G. Passis [Ferrari Schiefer, 1998a S.108-131; Bock, 2005 (2000) S.25; Stuurman, 2005b].

- 18 Vgl. Ferrari Schiefer, 1998 S.310-318; Stuurman, 2004 S.92-96; Diekwisch, 2004 S.67ff, 103ff. Auch vermeintlich körperliche Unterschiede zwischen zwei Geschlechtern wurden anknüpfend an die Philosophie Descartes' minimiert, allein auf „zur Reproduktion notwendige Organe“ beschränkt [Stuurman, 2004 S.105-109, 290-292]. Für die entgegengesetzte Position, die Begründung biologischer Differenz u.a. durch Poullain de La Barre, vgl.: Laqueur, 2003 (1990) S.155/156. In dieser Arbeit wird diesbezüglich der Auffassung Stuurmans (2004) gefolgt. Vgl. für Niederschläge Descartes'scher Philosophie eines Geist-Körper-Gegensatzes (sowie deren späterer Ablösung) in physiologischen und anatomischen Betrachtungen: Hagner, 1997 insbesondere S.25-87, 105.
- 19 Vgl. für eine gute Einführung in die Theorie Spinozas und spinozistische Ideenwelten um 1800, historisch eingebunden: Schmidt, 1984 insbesondere S.79ff.
- 20 Hauser, 1992 S.88/89; vgl. Schiebinger, 1993 S.244-250; Stuurman, 2004 S.94. Besonders dienlich für Schriften, die die Emanzipation von Frauen unterstützten, waren Descartes' *Methodes des Zweifels*, seine Ausführungen, dass der *Verstand bei allen Menschen gleich* sei und der von Descartes beschriebene *Dualismus von Körper und Geist* [Ferrari Schiefer, 1998a S.170-173, 310-318].
- 21 Frz. „L'esprit n'a point de sexe“; vgl. Poullain de La Barre, 1993 (1673) S.124/125; Steinbrügge, 1987 S.21/22; Schiebinger, 1993 (1989) S.251-253; Hierdeis, 1993 S.39; Ferrari Schiefer, 1998 S.319-345. Das Postulat des ‚geschlechtslosen Geistes‘ war allerdings auch vor Poullain de La Barre in einigen platonischen, stoischen, christlichen [Stuurman, 2005a S.379] und arabisch-islamischen (u.a. Ibn Sīnā) Richtungen verbreitet.

männlicher Humanisten, des 17. Jahrhunderts.<sup>22</sup> Gegen diese Richtung standen andere aufklärerische Theorien, die einen Geschlechtsunterschied für alle Körperteile ableiteten und diesen auch auf Geist und Vernunftbegabung ausdehnten.

Im Folgenden werden die bezüglich Geschlechterdifferenz und -gleichheit unterschiedlichen Strömungen in der Aufklärung und deren Argumentationen näher vorgestellt.

*Als zentrale Frage der Auseinandersetzung kann herauskristallisiert werden, ob Eigenschaften angeboren oder erworben sind – und ob, hierauf aufbauend, Frauen insbesondere an Bildung teilhaben könnten und sollten.* Während Strömungen, die die Emanzipationsbestrebungen von Frauen unterstützen, hervorhoben, dass geschlechtsspezifische Eigenschaften auf Erziehung und Bildung (bzw. einem Mangel an Erziehung und Bildung) zurückgingen, fokussierten solche Strömungen, die sich gegen Emanzipationsbestrebungen von Frauen wandten, ‚natürliche Anlagen‘, die die gesellschaftlichen Möglichkeiten von Frauen und Männern unterschiedlich determinieren würden.

Ein besonderes Augenmerk wird bei den folgenden Betrachtungen darauf gelegt, *welche Begründungen aus den sich konstituierenden biologisch-medizinischen Wissenschaften in die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen eingingen.* Ein weiteres Augenmerk gilt der Frage, *wie die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen die Inhalte der sich konstituierenden modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften prägten.* In biologisch-medizinischen Wissenschaften wurden Kopf, Schädel und Gehirn als bedeutende geschlechtsunterscheidende Merkmale herausgearbeitet und Auswirkungen auf Intelligenz und Vernunftbegabung postuliert und diskutiert. Im Kontext der Suche nach Geschlechtsunterschieden wurden weitere am gesamten menschlichen Körper gesucht-und-gefunden.

### **Ideen der Gleichheit der Geschlechter, aufbauend auf Auffassungen, dass Unterschiede gesellschaftlich – durch Erziehung, Bildung – hergestellt werden**

Poullain de La Barres Schriften „*De l’Egalité des deux sexes*“ (frz., „Von der Gleichheit der beiden Geschlechter“), „*De l’Education des Dames pour la conduite de l’esprit dans les sciences et dans les mœurs*“ (frz., „Über die Erziehung der Frauen hinsichtlich der Wissenschaften und Sitten“) und „*De l’Excellence des Hommes contre l’Egalité des Sexes*“ (frz., „Über die Vorzüglichkeit der Männer [oder alternative Übersetzung: Menschen] gegenüber der Gleichheit der Geschlechter“) aus den Jahren 1673, 1674 und 1675 wird bei derzeitigen Be-

---

22 Hauser, 1992 S.31/32; Ferrari Schiefer, 1998a S.169ff; Stuurman, 2004 S.52-86; für Diskussionsräume außerhalb von Salons vgl. insbesondere: Stuurman, 2005a S.380-383.

trachtungen zur Gleichheit der Geschlechter seit der Aufklärung vermehrt Raum gegeben. Tatsächlich hoben sie sich von den vorherigen Kompilationen ab, die in einer langen Reihe von Beispielen die Verdienste von Frauen in der Geschichte hervorhoben.<sup>23</sup> Solche Einzeldarstellungen wurden in der Folge oft gegen die Gleichstellung der Frau selbst gewendet, indem bedeutende, geniale Frauen als Sonderfälle herausgestellt und dazu verwendet wurden, die Superiorität des Mannes zu belegen.<sup>24</sup> Poullain de La Barre lieferte hingegen eine auf Vernunft aufbauende Logik. Er wählte, so versicherte er selbst, Geschlecht nur als exemplarisches Beispiel aus, um mit der Philosophie Descartes' die Schwächen der Gesellschaftsordnung aufzuzeigen.<sup>25</sup> Exemplarisch führte er aus, dass Frauen auf allen Gebieten der Gesellschaft das Gleiche leisten könnten wie Männer. Er forderte, dass Frauen und Männern alle Berufe – Lehre, kirchliche und weltliche Ämter, Regierung, Armee, Justiz und Wissenschaften – offenstehen müssten.<sup>26</sup> Poullain de La Barre kritisierte die bisherige (Ver-)bildung der Frauen: „Gibt es eigentlich in der ganzen Mädchenbildung irgendeinen Hauch von Ernsthaftigkeit? Es scheint im Gegenteil so, als hätte man sich auf eine solche Art von Erziehung geeinigt, um ihnen den Mut zu nehmen, ihren Verstand zu verdunkeln und ihn ausschließlich mit unwesentlichem Ballast anzufüllen. So werden alle Anlagen zu Tugend und Wahrheit erstickt und alle potentiellen Talente für große Aufgaben vergeudet; man raubt ihnen jedes Verlangen nach Vollkommenheit, wie wir Männer es haben, weil man ihnen die Mittel dazu vorenthält.“<sup>27</sup> Er verlangte, dass alle Menschen, *auch unabhängig des Standes*, alle Möglichkeiten in der Gesellschaft haben müssten.<sup>28</sup>

Bei seinen Forderungen konnte sich Poullain de La Barre bezüglich der *Querelle des sexes* auf zahlreiche bereits erschienene Arbeiten stützen, so u.a. auf die C. de Pizans. Pizan hatte in ihrer Schrift „*Livre de la Cité des Dames*“ (frz., „Das Buch von der Stadt der Frauen“) aus dem Jahr 1405 Mut, Willensstärke,

23 Steinbrügge, 1987 S.19; Hauser, 1992 S.21; Ferrari Schiefer, 1998a S.160-164.

24 Vgl. Ferrari Schiefer, 1998a S.163. Solche Kompilationen wandelten sich im Laufe der Zeit. Im 16./17. Jh. wurden Aufzählungen bedeutender Frauen unter Einschluss biblischer Gestalten und Mystikerinnen vorgenommen. Im 17./18. Jh. entstanden vermehrt lexikalische Werke, die insbesondere gelehrte Frauen aufnahmen und für die Bildungsfähigkeit von Männern generell und von Frauen zumindest in Einzelfällen oder von Frauen und Männern gleichermaßen eintraten. Insofern hatten auch solche Werke Anteil, Ausschlüsse von Frauen publik zu machen und für die Gelehrsamkeit von Frauen zu argumentieren [Rang, 2004; vgl. Robin, 1997 S.167-171].

25 Poullain de La Barre, 1993 (1673) S.89; Hauser, 1992 S.20/21; Stuurman, 2005a S.378-380.

26 Poullain de La Barre, 1993 (1673) S.95, 126-139, 139-144; vgl.: Baxmann, 1983 S.112-118; Steinbrügge, 1987 S.19-28; Hauser, 1992 S.37/38, 78-81; Stuurman, 2004 S.148-150; Stuurman, 2005a S.379/380.

27 Poullain de La Barre, 1993 (1673) S.155; vgl. Hauser, 1992 S.143, 205; Stuurman, 2004 S.138ff.

28 Baxmann, 1983 S.115/116; Hauser, 1992 S.113-116; Stuurman, 2004 S.16; Stuurman, 2005a S.379.

Standhaftigkeit und Klugheit von Frauen an zahlreichen Beispielen berühmter Frauen belegt und das Recht von Frauen auf Bildung eingefordert.<sup>29</sup> Pizan argumentierte gegen Schriften, die Frauen verunglimpften, und zeigte die dort vorgenommenen Argumentationen als Vorurteile von Männern auf.<sup>30</sup> Gleichwohl ging sie von unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Eigenschaften aus, wobei sie Sanftmut und Liebenswürdigkeit, Weinen, Reden und Weben als weibliche Eigenschaften und Tätigkeiten annahm, starke Körper und Kühnheit hingegen als männliche Eigenschaften beschrieb.<sup>31</sup> Vor diesem Hintergrund führte sie aus, dass diese Eigenschaften Männer dazu befähigen würden, Gesetze zu machen und Recht und Ordnung zu verteidigen.<sup>32</sup> Gleichzeitig argumentierte Pizan, körperliche Schwäche von Frauen bedeute nicht, dass Frauen nicht intelligent seien (ganz im Gegenteil: die körperliche Schwäche von Frauen werde durch mehr Verstandeskkräfte kompensiert)<sup>33</sup>, und listete zahlreiche Beispiele von Frauen auf, die klüger – und andere Beispiele von Frauen, die standhafter und mutiger als die meisten Männer gewesen seien.<sup>34</sup> Ein Mangel an Bildung bei Frauen sei auf deren Ausschluss von Öffentlichkeit und Bildung zurückzuführen.<sup>35</sup> „Noch ein-

29 Diese deutliche Beziehung zu Pizan vollzog M. Hauser (1992); allerdings benannte Poullain de La Barre keine Schriften von Frauen (und nur wenige von Männern) explizit. V. Ferrari Schiefer stellte heraus, dass Poullain de La Barre feministische Schriften von Frauen kannte und in seine Schriften einbezog [Hauser, 1992 S.24-26; Ferrari Schiefer, 1998 S.186, 352-369; Bock, 2005 (2000) S.21-25].

30 U.a. Pizan, 1987 (1399); Pizan, 1990 (1405) S.35-40. Pizan stritt u.a. gegen das Bild, das die Werke „*Le Roman de la Rose*“ (frz., „Der Rosenroman“, 1235-1280) in seinem zweiten Teil [Pizan, 1990 (1405) S.35-40; Richardson, 1929 S.12-34; Ott, 1980 S.32-40; Fietze, 1991 S.95; Zimmermann, 1995 S.17-21; Ferrari Schiefer, 1998 S.62-65, 80-87] und „*Les Lamentations de Matheolus*“ (frz., „Die Wehklagen des Matheolus“) gezeichnet hatten [Pizan, 1990 (1405) S.35-40; Fietze, 1991 S.95; Ferrari Schiefer, 1998 S.65-87]. „*Le Roman de la Rose*“ stellt eine inkoherente Schrift, bestehend aus zwei Teilen, dar (an den ersten Teil G. de Lorris [um 1230] hängte J. de Meun einen zweiten ungleich größeren Teil mit insbesondere Frauen verunglimpfenden Versen an), die weite Verbreitung bis ins 16. Jh. fand (von weiter Verbreitung zeugen 300 überlieferte handschriftliche Übertragungen und im Zeitraum von 1481-1538 38 Editionen; „*Le Roman de la Rose*“ hatte weiten Einfluss in Frankreich, Italien, England und den Niederlanden, dagegen keinen direkten Einfluss in den deutschen Staaten [Ott, 1980 S.18/19, 23-45]). „*Les Lamentations de Matheolus*“ erschien im Lateinischen Original zwischen 1295 und 1301, erfuhr aber erst mit seiner Übersetzung durch J. Le Fèvre ins Französische etwa 70 Jahre später (1371/1372) Verbreitung. 1373 verfasste J. Le Fèvre eine Gegenargumentation auf die zuvor von ihm selbst übersetzte Schrift. Pizan verfasste zahlreiche Schriften zur *Querelle des sexes*, von denen „*Livre de la Cité des Dames*“ am bekanntesten wurde [Zimmermann, 1995 S.17-21; Ferrari Schiefer, 1998a S.161-187].

31 Pizan, 1990 (1405) S.48-52, 58-63; Pizan, 1987 (1399) S.38; vgl.: Richardson, 1929 S.12-34; Stuurman, 2004 S.54/55; Fietze, 1991 S.95-114, 105, 108.

32 Pizan, 1990 (1405) S.62/63.

33 Pizan, 1990 (1405) S.94. Pizan begründete diese Aussage damit, dass ‚Gott‘ ausschließlich vollkommene Menschen geschaffen habe.

34 Pizan, 1990 (1405) S.68ff, 96ff, 185ff, 215ff.

35 Pizan, 1990 (1405) S.94/95ff, 183-185.

mal sage ich dir mit allem Nachdruck: wenn es üblich wäre, die kleinen Mädchen eine Schule besuchen und sie im Anschluß daran, genau wie die Söhne, die Wissenschaften erlernen zu lassen, dann würden sie genauso gut lernen und die letzten Feinheiten aller Künste und Wissenschaften ebenso mühelos begreifen wie jene.“<sup>36</sup> Pizans Schriften erlangten in ihrem und den folgenden Jahrhunderten Verbreitung und wurden auch in den Salons des 17. Jh.,<sup>37</sup> in denen sich aristokratische und großbürgerliche Frauen trafen, zu denen aber auch männliche Humanisten eingeladen waren, gelesen.

Im 15. und 16. Jh. herrschte eine rege Diskussion zur *Querelle des sexes* – allein für Frankreich sind für das 16. Jh. knapp 900 Schriften zur *Querelle des sexes* bekannt,<sup>38</sup> für das Europa des 15. und 16. Jh. sind es noch weit mehr Schriften, die die *Querelle des sexes* zum Thema hatten oder diesbezüglich Stellung bezogen.<sup>39</sup>

Seit Beginn des 17. Jh. forderten Frauen immer nachhaltiger schriftlich das Recht auf Bildung ein – und das bei einer sehr misslichen Situation, in die sie sich damit begeben konnten. Wurden Männer die sich diesbezüglich engagierten nicht ernst genommen, ggf. für verrückt erklärt,<sup>40</sup> so wurde Frauen jeglicher ‚ihrem Geschlecht entsprechender‘ Anstand und gebotene Zurückhaltung abgesprochen – sie ruinierten ihren Ruf; lediglich bei Abstammung aus einem Herrschaftshaus konnten ihnen solche Betätigungen nachgesehen werden. Entsprechend veröffentlichten Frauen nicht selten im Namen oder eingeleitet von einem männlichen Verwandten, anonym, unter Pseudonym, oder ihre Schriften gingen, nicht als Buch veröffentlicht, einfach in (eher wohlgesinnten) Lese- und Diskussionskreisen (den Salons) umher.<sup>41</sup> Zu den Frauen, die sich im 17. Jh. in Schrif-

36 Pizan, 1990 (1405) S.94.

37 Vgl. zu Salons des 17./18. Jh.: Schiebinger, 1993 (1989) S.55-57; Dulong, 1994 (1991); Baader, 1995; Ferrari Schiefer, 1998a S.164-174.

38 Hervé, 1997 S.11; auch Stuurman (2004) führte an, dass es im 15.-17. Jh. eine umfangreiche *Querelle des sexes* in Frankreich gegeben habe, die allerdings quantitativ nicht zu bemessen sei [Stuurman, 2004 S.55, 60].

39 Bock, 2005 (2000) S.17; vgl. für einen Eindruck vom Ausmaß der *Querelle des sexes* im 16. Jh. auch die Einführung, sowie die Beiträge von F. Hassauer (für Spanien und Lateinamerika), A. Chemello, E. Lauer (für Italien), M. Ferguson (für England) in: Bock, 1997a. Vgl. für prägnante Betrachtungen zur *Querelle des sexes* in einzelnen Regionen auch: Perry, 2005 (England); Richardson, 1929; Stuurman, 2005a (insbesondere Frankreich), Bolufer Peruga, 2005 (Spanien). Rang (1987) zeichnete kurz die europäische *Querelle des sexes* und deren regionalen Unterschiede nach [Rang, 1987 S.180-182].

40 Was diese ebenso von der Veröffentlichung eines Werkes, zumindest in ihrem Namen, abhalten konnte. So veröffentlichte auch Poullain de La Barre „*De l'égalité des deux sexes*“ zunächst anonym und bekannte sich erst in „*De l'Education des Dames pour la conduite de l'esprit dans les sciences et dans les moeurs*“ zu dieser Schrift [Hierdeis, 1993 S.28]. T. G. von Hippel veröffentlichte 120 Jahre später ebenfalls anonym.

41 Baader, 1980 S.81/82; Dulong, 1994 (1991) S.430-434; vgl. zu den Debatten um die schreibende M. le Jars de Gournay: Rauschenbach, 2000 insbesondere S.91-109.

ten insbesondere für das Recht auf Bildung für Frauen einsetzten, deren Schriften überliefert und die namentlich bekannt sind, gehörten u.a. M. Fonte, L. Marinella, A. M. van Schurman und M. de Zayas y Sotomayor.<sup>42</sup>

M. le Jars de Gournay formulierte 1622 in „*L'Egalité des hommes et des femmes*“ (frz., „Von der Gleichheit zwischen Männern und Frauen“): „Wenn die Frauen also weniger oft als die Männer einen Grad an Vollkommenheit erlangen, dann ist es ein Wunder, daß der Mangel an guter Erziehung und selbst die Häufigkeit von schlechtem Ruf und Unterricht nichts Schlimmeres anrichtet und nicht verhindert, daß sie zumindest dorthin gelangen können.“<sup>43</sup> Die gesellschaftliche Beschränkung der Bildung und des Tätigseins von Frauen hatte Gournay bereits als junger Mensch, etwa 30 Jahre vor dieser Schrift, in ihrer vielgelesenen<sup>44</sup> Schrift „*Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne*“ (frz., „Der Spazierweg des Herrn von Montaigne“) aus dem Jahr 1594 und in dem Vorwort der Neuauflage von M. Eyquem de Montaignes „*Essais*“ von 1595 kritisiert.<sup>45</sup> Gournay wandte sich gegen Erhöhung und Erniedrigung eines der Geschlechter und schloss die Forderung nach *Gleichheit* der Geschlechter an: „Genau genommen ist das menschliche Wesen übrigens weder männlich noch weiblich: das unterschiedliche Geschlecht ist nicht dazu da, einen Unterschied in der Ausprägung herauszubilden, sondern es dient lediglich der Fortpflanzung. Das einzige wesentliche Merkmal besteht in der vernunftbegabten Seele. Und wenn es erlaubt ist, bei läufig einen kleinen Scherz zu machen, dann wäre hier wohl jene anzügliche Bemerkung nicht unpassend, die besagt: nichts ähnelt dem Kater auf einer Fens-

---

Für M. de Zayas y Sotomayor führte M. Bolufer Peruga (2005, S.392) hingegen anhaltende Popularität aus.

- 42 Hauser, 1992 S.26-29, 74; Hierdeis, 1993 S.16/17. Vgl. zu Schurman: Rang, 1987 S.183-186; Gössmann, 1998 (1984) S.76-142.
- 43 Gournay, 1997 (1622/1626) S.45.
- 44 Gössmann, 1998 (1984) S.36/37; Rauschenbach, 2000 S.77. „*Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne*“ erfuhr zwischen 1594 und 1607 fünf Auflagen.
- 45 Von den „*Essais*“ Montaignes gab Gournay elf Neuauflagen heraus, wobei sich das Vorwort – wohl auch einzelne Passagen des Textes – wandelten. Einige Zeilen aus ihrem Vorwort der „*Essais*“ Montaignes (1595, wieder enthalten 1635) griff Gournay 1626 als einleitende Sätze der Schrift „*Grief des Dames*“ (frz., „Beschwerde der Frauen“) wieder auf [Gössmann, 1998 (1984) S.34/35; Rauschenbach, 2000 S.82/83; Gournay, 1997 (1622/1626) S.75]. Gournay knüpfte mit ihren häufig als ihre feministischen Arbeiten zitierten Schriften von 1622 und 1626 an frühe Schriften an – dies zu einer Zeit, als aus einer schwelenden *Querelle des sexes* eine akute Auseinandersetzung mit zahlreichen Werken geworden war. Diese hitzige Debatte war 1617 durch die Frauen verunglimpfende Schrift „*L'Alphabet de l'imperfection et malice des femmes*“ (frz., „Alphabet der Unvollkommenheit und Arglist von Frauen“) ausgelöst (bzw. verstärkt) wurden, die bis 1650 18 Auflagen erfuhr und neben Unterstützungsschriften auch zahlreichen Widerspruch hervorrief, in dem Frauen erhöht und gepriesen wurden [vgl. Maclean, 1977 S.29, 31ff]. Gournay betrachtete Erniedrigung und Erhöhung als Übel, da damit Frauen als etwas ‚Anderes‘ dargestellt würden, und trat für die Gleichheit der Geschlechter ein [Rauschenbach, 2000 S.112-129; vgl. Gournay, 1997 (1622/1626) S.35, 55].

terbank mehr als – die Katze. Der Mensch wurde sowohl als Mann wie Frau geschaffen. Männer und Frauen sind eins.“<sup>46</sup> Gournay war, wie später Poullain de La Barre, von der *Gleichheit* der Geschlechter überzeugt und forderte sowohl den Zugang zu den Wissenschaften als auch die vollständige Öffnung kirchlicher und weltlicher Ämter auch für Frauen.<sup>47</sup> Auch das Schicksal von beiden war ähnlich: Sie wurden nicht ernst genommen, sowohl Kritik als auch Zustimmung blieben (fast vollständig) aus.<sup>48</sup> Das heißt nicht, dass die Werke nicht gelesen wurden: Zumindest Gournays frühe Schriften waren viel gelesen; von Poullain de La Barres Schrift „*L’Egalité des hommes et des femmes*“ erschienen immerhin Auflagen 1673, 1676, 1679, 1690, 1692; 1677 wurde sie ins Englische übersetzt – allerdings wurde sie von den Zeitgenoss/innen Poullain de La Barres eher amüsiert aufgenommen, als ein Werk, das keiner ernsthaften Erwiderung bedürfe.<sup>49</sup>

Breiterer Aufmerksamkeit erfreuten sich einige Jahrzehnte später in England und Spanien erscheinende Schriften, die sich ebenfalls für die Gleichheit der Geschlechter aussprachen: In England veröffentlichte M. Astell 1694 die Schrift „*A Serious Proposal to the Ladies for the Advancement of their True and Greatest Interest*“ (engl., „Ein ernster Vorschlag an die Damen, um ihre Wahrheit und ihr Interesse zu schulen“), die viel debattiert wurde. 1697 veröffentlichte sie den zweiten Teil dieser Schrift.<sup>50</sup> In Spanien veröffentlichte B. J. Feijóo y Montenegro 1726 den ersten Band des „*Teatro critico Universal de Errores comunes*“ (span., „Kritisches Universaltheater der häufigen Fehler“, 1726-1739), eines mehrbändigen Werks, in dem er die Philosophie Descartes’ auf unterschiedliche Gesellschafts- und Wissensbereiche anwendete, im ersten Band – wie Poullain de La Barre – auf die Geschlechterfrage. In Bezug auf diese sprach er sich gegen die gesellschaftliche Herabwürdigung von Frauen, für die Gleichwertigkeit der Tugenden von Frauen und Männern und für die Gleichheit von Frauen und Männern bezüglich des Denkens aus.<sup>51</sup> Als Ursachen für Unterschiede in Verstandesleistungen von Frauen und Männern machte er die gesellschaftlichen Umstände, die unterschiedlichen Lebensgewohnheiten, aus.<sup>52</sup> Bereits in den ersten sechs Jahren wurde der erste Band des „*Teatro critico universal de Errores comunes*“ viermal nachgedruckt, insgesamt erlebte er 20 Auflagen – mit einigen Zehntausend verkauften Exemplaren.<sup>53</sup> 13 Entgegnungen und Verteidigungsschriften

46 Gournay, 1997 (1622/1626) S.55.

47 Gournay, 1997 (1622/1626) S.57; Hauser, 1992 S.28; Hierdeis, 1993 S.28; Stuurman, 2004 S.55-60; Stuurman, 2005a S.373-375. Zur Tradition von auf *Forforderungen nach Gleichheit* basierten Richtungen in der *Querelle des sexes* vgl.: Stuurman, 2005a.

48 Hierdeis, 1993 S.16, 41; Hervé, 1997 u.a. S.26; Rauschenbach, 2000 S.124-129.

49 Hierdeis, 1993 S.41; Hauser, 1992 S.38-41, 84-87; MacLean, 1988 S.12, 45, 26-45.

50 Sonnet, 1994 (1991) S.123/124; Perry, 2005.

51 Hassauer, 1994 S.27; Hassauer, 1997 S.222-224; Heße, 2006 S.303-305.

52 Hassauer, 1997 S.222-224; Heße, 2006 S.304/305.

53 Hassauer, 1997 S.220. Hassauer rezitiert dort eine Zahl verkaufter Exemplare zum Tod von Feijóo y Montenegro im Jahr 1764, bei der 20 Auflagen des „*Teatro*

erschienen in der Folge von Feijóo y Montenegros Schrift bezüglich der Geschlechterfrage.<sup>54</sup> Und eine Außergewöhnlichkeit ist anzumerken: Im Jahr 1750 wurden per königlichem Dekret Gegenschriften zu den Schriften Feijóo y Montenegros verboten, Feijóo y Montenegro selbst wurden wiederholt Ehrungen zuteil.<sup>55</sup>

Kirchen und Mehrheitsmeinung waren gegen gleichberechtigte Bildung von Mädchen und Frauen mit der von Jungen und Männern gestimmt. Theaterstücke und Romane, die sich mit dem Thema der Frauenbildung beschäftigten, erlebten Hochkonjunktur. Über sich in Salons bildende Frauen machte man sich lustig – oder verteidigte sie vehement.<sup>56</sup> Gleichwohl wurde auch von den aufgeklärten Kreisen, die eine strikte binär vergeschlechtlichte Ordnung der Gesellschaft als Grundbedingung einer bürgerlichen funktionierenden Gesellschaft betrachteten, Erziehung und begrenzte Bildung für Mädchen und Frauen als notwendig angesehen, um einer insbesondere beim Adel festgestellten und beklagten ‚Unmoral‘ im Bürgertum ‚vorzubeugen‘ (und ihr auch beim Adel entgegenzuwirken). Mädchen und Frauen sollten durch Erziehung und Bildung in den Zustand versetzt werden, selbst Hüterin der eigenen Ehre und Moral zu werden. Zudem konnten für den Haushalt erzogene Frauen die ihnen zugeschriebenen Tätigkeiten ggf. besser erfüllen und nutzte begrenzte Bildung von Frauen den Ehemännern bspw. für eine sparsame Ausgaben- und Einnahmeverwaltung, ggf. für Teilhabe auch an Gedankengängen der Ehemänner (sofern die Ehemänner Gedankengänge pflegten, an denen eine Teilhabe lohnte) oder für eine niveauvolle soziale Einbindung oder Außendarstellung des Hauses (des Ehemannes). Erziehung und Bildung von Frauen wurde fokussiert und diskutiert – und über vermeintlich ‚natürliche‘ Möglichkeiten und Grenzen der Bildung von Frauen wurde gestritten.<sup>57</sup> Die Möglichkeiten und Grenzen von Männern waren weniger in der Diskussion, vielmehr galten diese bei einer ‚vernünftigen‘ Erziehung<sup>58</sup> als tauglich für alle Tätigkeiten.

---

*critico universal*“ und elf Auflagen des „*Cartas eruditas y curiosas*“ (span., „Gelehrte und interessante Briefe“) zu 500.000 verkauften Exemplaren summiert und beide Schriften als erfolgreich ausgewiesen wurden.

54 Hassauer, 1997 S.225.

55 Hassauer, 1997 S.220; Bolufer Peruga, 2005 S.392, 395.

56 Für Anfang des 17. Jh. vgl.: Rauschenbach, 2000 S.114-120; für Ende des 17. Jh. vgl.: Sonnet, 1994 (1991) S.123/124.

57 Vgl. Poeter, 1991 S.84-101, 152-173, 174-191.

58 Vgl. für ein um 1800 als problematisch betrachtetes Bild des Mannes, in dem der Mann als ‚von Natur aus‘ gewalttätig, leidenschaftslos, triebgesteuert etc. gezeichnet wurde und das es für eine auf Zusammenleben von Menschen bauende Gesellschaftsordnung durch Bildung und Erziehung zu überwinden galt: Kucklick, 2008.

## J.-J. Rousseau und die Differenz der Geschlechter: ein Diskurs über die ‚Natur‘ des Menschen versus die Erziehung – und erste Reaktionen

Pädagogische Betrachtungen waren im Europa des 18. Jh. zahlreich.<sup>59</sup> In ihnen wurde insbesondere die Erziehung von Jungen besprochen, um einen für sie selbst später – in Bezug auf Prestige oder auch Geldmittel – Gewinn bringenden Charakter auszubilden und damit sie eine ‚nützliche Funktion‘ in der Gesellschaft einnehmen könnten. Während in scholastischer Tradition gefordert wurde, Autoritäten zu gehorchen und ein Leben zu führen, das der ‚Ehre Gottes‘ gerecht werden sollte, wandten sich aufgeklärt Denkende von einer solchen Art Bildung ab. So sprach sich J.-J. Rousseau in seinem Roman „*Émile ou de l'Éducation*“ (frz., „Emil oder Über die Erziehung“, 1762), der zu seiner Zeit viel gelesen wurde<sup>60</sup> und, als eine ‚moderne‘ Pädagogik begründend, noch heute gelesen wird, gegen eine auf Dogmen und Verboten aufbauende Erziehung aus.<sup>61</sup> Rousseau befürwortete stattdessen eine Erziehung, *die die ‚natürlichen Anlagen‘ eines Kindes fördern und zur Ausprägung bringen sollte.*

Rousseau gab diese Ratschläge vor dem Hintergrund zunehmender Verstädterung, der Ausprägung eines kulturellen Lebens, in dem Kleidungsmoden, Theater- und Romankulturen stärkeres Gewicht erhielten, und vor dem Hintergrund zunehmender emanzipatorischer Bestrebungen zur Gleichstellung von Frau und Mann – all diese Entwicklungen betrachtete er *als ‚die Natur des Menschen‘ verstümmelnd und zu moralischer Verderbnis der Gesellschaft führend.*

Ohne ausreichende erzieherische Vorbereitung seien junge Menschen diesen Gefahren nicht gewachsen. Gerade junge Frauen, die guten Willens vom Land kämen, wären den Verführungen der Stadt hilflos ausgeliefert. Durch Dogmen und Verbote nicht ausreichend vorbereitet, würden sie zu einem unmoralischen Lebenswandel verführt werden.<sup>62</sup>

59 Solche Schriften, die sich an Frauen richteten und die auf deren Erziehung gerichtet waren vgl. ausführlicher bei: Schaufler, 2002 S.144-192.

60 Vgl. Schaufler, 2002 S.141.

61 Rousseau, 1991 (1762) u.a. S.264-275, 405f, 409ff. Zwei Beispiele aus der Lektüre: „Laßt also alle diese geheimnisvollen Dogmen beiseite, die für uns nichts anderes sind als Worte ohne Inhalt, alle diese seltsamen Doktrinen, deren nutzloses Studium denen, die sich ihm hingeben, die Tugend ersetzt, und das eher dazu dient, sie nährisch als gut zu machen. Haltet eure Kinder immer in dem engen Kreis der Dogmen, die sich auf die Moral beziehen. Überzeugt sie, daß es nichts Wissenswertes für uns gibt als das, was uns lehrt, Gutes zu tun. Macht aus euren Töchtern keine Theologen und Haarspalter.“ [Rousseau, 1991 (1762) S.414]. An anderer Stelle: „Es handelt sich also nicht darum, die Mädchen mit langen Predigten zu langweilen oder ihnen eure trockenen Morallehren herzubeten. Dieses Moralisieren ist für beide Geschlechter der Tod jeder guten Erziehung. Trübselige Lektionen bewirken nur den Haß auf die, die sie geben, und auf das, was sie sagen.“ [Rousseau, 1991 (1762) S.424/425].

62 Rousseau, 1991 (1762) S.422-424.

In den Beschreibungen von Rousseau in „*Émile ou de l'Éducation*“ zeigten sich aufklärerische Gedanken, die eine Bevormundung durch Obrigkeiten kritisierten. Bevormundungen würden wirkungslos bleiben; *Rousseau vertraute auf ‚in der Natur des Menschen angelegte‘ Talente bzw. auf die ‚natürliche Funktion‘ eines Menschen (mit individuellen und gruppenspezifischen Fähigkeiten), wobei die ‚angelegten‘ Talente durch Erziehung lediglich zur vollen Ausprägung gebracht werden müssten.* Diese Gedanken gingen bei Rousseau einher mit einer Kritik an kulturellen Entwicklungen, die ‚der Natur des Menschen‘ entgegenlaufen und zur ‚Entartung‘ insbesondere städtischer Bevölkerung führen würden. In einer solchen Sichtweise liegt auch die Feindseligkeit Rousseaus gegen emanzipatorische Gleichheitsbestrebungen bezüglich der Kategorie Geschlecht begründet. Rousseau wollte Mädchen und Frauen auf einen für sie ‚von der Natur bestimmten Platz‘ verweisen. Auf Meinungen, die die Gleichheit der Geschlechter postulierten, antwortete Rousseau: „Nein, aber es ist ihre Bestimmung, Kinder zu bekommen. Weil es in der Welt ein Hundert großer Städte gibt, in denen die Frauen wegen ihrer Zügellosigkeit nur wenige Kinder bekommen, behauptet ihr, es wäre die Bestimmung der Frau, wenige Kinder zu haben? Und was würde aus euren Städten, wenn das Land, wo die Frauen noch einfacher und keuscher leben, die Unfruchtbarkeit der Damen nicht wieder ausglüht?“<sup>63</sup>

Nachdem er in aller Ausführlichkeit in vier Kapiteln individuelle Entwicklungsmöglichkeiten von Jungen und Männern ausgeführt hatte, folgerte Rousseau im letzten Kapitel von „*Émile ou de l'Éducation*“ für Mädchen und Frauen, „daß die Frau eigens geschaffen ist, um dem Mann zu gefallen. Es ist weniger zwingend notwendig, daß ihr der Mann auch seinerseits gefällt [...]. Wenn die Frau dazu geschaffen ist, zu gefallen und sich zu unterwerfen, dann muß sie sich dem Mann liebenswert zeigen, statt ihn herauszufordern“.<sup>64</sup> Nachdrücklich unterstrich Rousseau die *Forderung nach absoluter Unterwürfigkeit* der Frau gegenüber dem Mann u.a. in dieser Passage: „Die erste und wichtigste Eigenschaft einer Frau ist die Sanftmut: bestimmt, einem so unvollkommenen Wesen wie einem Mann zu gehorchen, der oft selbst voller Laster und immer voller Fehler ist, muß sie frühzeitig lernen, Unrecht zu erdulden und Übergriffe eines Mannes zu ertragen, ohne sich zu beklagen.“<sup>65</sup> Mädchen und Frauen sollten hinsichtlich der Anforderungen von Jungen und Männern erzogen werden. Ihre wesentliche Auf-

63 Rousseau, 1991 (1762) S.390/391. In einer Anmerkung an gleicher Stelle führte Rousseau weiter aus, dass ungefähr vier Kinder pro Frau notwendig seien, um auf Grund hoher Sterblichkeit zumindest die Bevölkerungszahl zu erhalten. Weitere Stellen in seinem Werk, in denen er Gleichheitsforderungen zurückwies: Rousseau, 1991 (1762) S.386/387, 392/393.

64 Rousseau, 1991 (1762) S.386. Vgl. für weitere Ausführungen des 18. Jh. zu defizitären Männern (und zu defizitärer Männlichkeit) und den darin teilweise geäußerten Ratschlägen an Frauen, die Launen der Männer zu erdulden: Kucklick, 2008 u.a. S.130-133.

65 Rousseau, 1991 (1762) S.401.

gabe betrachtete Rousseau in der Mutterschaft, bei der Erziehung der Kinder, in der Umsorgung des Ehemannes und in der Haushaltspflege;<sup>66</sup> in der Außendarstellung von Haus und Familie würde die Frau den Mann niveauvoll bei Feierlichkeiten im Haus unterstützen. Wert legte Rousseau bei der Erziehung von Mädchen/Frauen auf Ehrlichkeit und Moral. Mädchen/Frauen sollten gegen Müßiggang, Unehrllichkeit und Untreue gewappnet werden.

Frauen sollten bei Rousseau keineswegs unwissend sein: Sie hätten einen feinen Geist, den sie wie ihr Antlitz um der Männer willen pflegen sollten,<sup>67</sup> insbesondere hätten Frauen eine gute Beobachtungsgabe, Geschmack und Höflichkeit (die auch die des Mannes übersteige).<sup>68</sup> An Fassungskraft, Aufmerksamkeit und Genauigkeit würde es Frauen hingegen fehlen, so dass Frauen nicht für theoretische und abstrakte Beschäftigungen – Wissenschaften – bestimmt seien, Männer hingegen schon.<sup>69</sup> Auch bezüglich Geistigkeit, Wissen und Vernunft sei die Frau für den Mann geschaffen: Während der Mann theoretische Überlegungen anstelle, sei es die Frau, die ihn durch praktisch orientierte Nachfragen zum Nachdenken anregen und später das theoretisch durch den Mann erlangte Wissen anwenden solle; theoretische Überlegungen selbst sollten der Frau hingegen fremd sein.

Seine Ausführungen in „*Émile ou de l'Éducation*“ ließen Rousseau mit den vorherrschenden dogmatischen christlich-kirchlichen Kreisen anecken und wiesen ihn zugleich als konservativen Verfechter von gesellschaftlich-politischen Vorrechten von Männern gegenüber Frauen und von biologisch begründeter Geschlechterdifferenz aus (wofür er oft zitiert wurde). Die Schrift Rousseaus war geradezu ein Meilenstein in der Tradition sich gegen Emanzipationsbewegungen von Frauen richtender<sup>70</sup> Theorien, an die zahlreiche männliche, aber auch weibliche Gelehrte des 18., 19. und 20. Jh. anknüpften. Vergeschlechtlichte Differenzen wurden als ‚natürlich angelegt‘ postuliert. Auf Rousseau folgten mit ähnlicher Argumentation u.a. – um nur einige bekannte Gelehrte und deren Schriften in deutscher Erstveröffentlichung zu nennen – E. Brandes mit „*Ueber die Weiber*“ (1787),<sup>71</sup> I. Kant mit „*Anthropologie in pragmatischer Sicht*“ (1798),<sup>72</sup> J.

66 U.a. Rousseau, 1991 (1762) S.389; vgl. u.a. Schauffler, 2002 S.141.

67 Rousseau, 1991 (1762) S.393.

68 Rousseau, 1991 (1762) u.a. S.407/408; vgl. Steinbrügge, 1987 S.70-73.

69 Rousseau, 1991 (1762) S.420/421. Rousseau gestand Frauen auch Vernunft zu, wenn auch eine schwächere als die der Männer [Rousseau, 1991 (1762) S.415/416].

70 Es wird explizit die Unterteilung in ‚frauenfreundliche‘ und ‚frauenfeindliche‘ Schriften vermieden, da oftmals in Schriften der *Querelle des sexes* sowohl aus heutiger Sicht ‚frauenfreundliche‘ als auch ‚frauenfeindliche‘ Argumente nebeneinander auftraten, eine klare Unterscheidung also nicht zu treffen ist.

71 Brandes, 1787; vgl. auch Honegger, 1991 S.47ff, 58ff. Das Buch erschien anonym; in „*Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben*“ (1802) bekannte sich Brandes selbst zur Autorschaft [Brandes, 1802 S.III].

72 Vgl. für ausführlichere Betrachtungen zu Kants Geschlechterauffassungen: Annerl, 1991 S.27-46; Bennent-Vahle, 1991.

H. Campe mit „*Väterlicher Rath für meine Tochter*“ (1788).<sup>73</sup> A. Schopenhauer nutzte in „*Über die Weiber*“ (1851) knapp 100 Jahre nach Rousseaus „*Émile ou de l'Éducation*“ noch ähnliche Begründungen wie dieser und stellte ähnliche Forderungen auf. Schopenhauer legte einen Kulturpessimismus zu Grunde, um auf den ersten Seiten ‚altfranzösische Galanterie‘ als Bevorteilung von Frauen und Verweiblichung der Gesellschaft zu kritisieren und eine Erziehung von Mädchen/Frauen zu Häuslichkeit und Unterwürfigkeit zu fordern.

Zwar knüpften zahlreiche Gelehrte an die Argumentationen Rousseaus an, auf der anderen Seite regte sich aber offensiver Widerstand dagegen bereits vor und im Zuge der Französischen Revolution von 1789 (in der Rousseau allerdings postum auch als Held betrachtet wurde). Viele Frauen hatten entscheidenden Anteil an dieser Revolution und beanspruchten im Kontext mit allgemeinen menschlichen Gleichheitspostulaten auch das Recht auf politische Mitbestimmung. Eine der vehementesten Verfechterinnen war O. de Gouges. Sie forderte volle bürgerliche Rechte auch für Frauen – eine Rechtsgleichheit für Frauen und Männer. Ihre „*Déclaration des Droits de la Femme et de la Citoyenne*“ (frz., „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“) sind diesbezüglich vielzitiert.<sup>74</sup>

Eine ausführliche Auseinandersetzung mit den Thesen Rousseaus und ein eigenes Modell öffentlicher Erziehung – ohne Geschlechter- und Standesunterscheidungen – veröffentlichte die Engländerin M. Wollstonecraft 1792: „*A vindication of the rights of woman*“ (engl., „Ein Plädoyer für die Rechte der Frau“).<sup>75</sup> Wollstonecraft enttarnte das bisherige Schulsystem als Menschenverdümmend und argumentierte, dass die den Frauen vorgeworfenen schlechten Eigenschaften Resultate gesellschaftlicher Verhältnisse und von Unwissenheit seien. Wollstonecraft widmete „*A vindication of the rights of woman*“ der französischen politischen Persönlichkeit C.-M. de Talleyrand, in der Hoffnung, dass Talleyrand sich in der Französischen Revolution auch für Mädchenbildung einsetzen würde, die er in einer kurz zuvor von ihm erschienenen Schrift nicht berücksichtigt hatte.<sup>76</sup>

Wollstonecraft untersuchte in ihrer Schrift mit Genauigkeit und klarem Blick die Argumentation Rousseaus, führte sie in Auszügen an, um sie nachfolgend zu widerlegen. Sie machte einander widersprechende Passagen in Rousseaus Ausführungen deutlich. So hatte dieser zunächst für Frauen eine weitgehende (nicht vollkommene) Beschränkung von Wissen gefordert, um schließlich dennoch in Frauen Gesprächspartnerinnen des Mannes zu sehen, die dessen Nachdenken und

---

73 Vgl. für ausführlichere Betrachtungen: Honegger, 1991 S.65ff.

74 Vgl. u.a.: Honegger, 1991, S.73. Vgl. zu einer Verortung von Gouges' Forderungen nach Frauenrechten im Kontext der Französischen Revolution: Blanc, 1989 (1981) S.188-204.

75 Bereits 1793 wurde „*A vindication of the rights of woman*“ erstmalig in deutsche Sprache übertragen.

76 Sichtermann, 1999 S.76/277; Weckel, 2000 S.224.

geistige Leistung befördern sollten.<sup>77</sup> Wollstonecraft führte dagegen die sich real darstellenden Eigenschaften von Frauen ihrer Zeit – die sie keineswegs bestritt – *als gesellschaftlich bedingt, als Folge der Erziehung*, aus. Unwissenheit sei das Grundübel. Auch wandte sie sich gegen rousseausche Vergeschlechtlichungen von Eigenschaften. Bspw. hatte Rousseau Sittsamkeit als vergeschlechtlichtes Charakteristikum, als eine ‚natürliche‘ Eigenschaft von Frauen, ausgeführt; Wollstonecraft entgegnete *nicht-geschlechtlich*: bei richtiger Erziehung würde Mädchen und Jungen, Frauen und Männern, Sittsamkeit als Eigenschaft gleichermaßen zugänglich sein.<sup>78</sup> Wollstonecraft wählte – anders als Rousseau – in ihren Ausführungen eine zukunfts zugewandte Perspektive. Während Rousseau einen Naturzustand präferierte, dafür beispielhaft antike Gesellschaften anführte und eine Annäherung der ‚modernen‘ Gesellschaft an diesen zu erreichen suchte, – führte Wollstonecraft die Brutalitäten und Ungleichheiten in diesen antiken Gesellschaften aus und forderte eine Überwindung der gesellschaftlichen Zustände hin zu einer Zukunft, die Standes- und Geschlechterungerechtigkeiten abschaffe und Gleichheit der Menschen schaffe.<sup>79</sup>

In diesem Sinne erscheinen die Forderungen Wollstonecrafts auch heute aktuell; dazu B. Sichtermann: „Die ‚Gleichheit‘ ist nicht nur eine kühne, sie ist auch eine schwierige Losung. Immer wieder haben sich die Konservativen – vor 200 so gut wie vor 100 Jahren und wie heute – unter Hinweis auf schädliche oder vergebliche ‚Gleichmacherei‘ gegen die ‚Gleichheit‘ als ‚gleiches Recht‘ und ‚gleiche Chance‘ gestemmt. Daß die Individuen und die Geschlechter verschieden seien, könne man überall mit Augen sehen – also müsse eine Gleichheitspolitik scheitern. Gegen diesen primitiven Vorbehalt, der an eine äußerst rohe Abart des gesunden Menschenverstands appelliert, mußten die Aufklärer, mußte auch Mary Wollstonecraft ihre ganze Beredsamkeit ins Feld führen.“<sup>80</sup> Dennoch waren Wollstonecrafts Forderungen in der Aufklärung des 18. Jh. nicht durchzusetzen. Eine vorläufige Entscheidung, die aber keinen Abschluss der Debatte bedeutete, fällt damals die französische revolutionäre Nationalversammlung, indem sie die Inhalte der Mädchen- und Frauenbildung weiterhin auf die absolut notwendigen Kenntnisse, insbesondere zur Haushaltsführung, beschränkte.<sup>81</sup>

77 Wollstonecraft, 1999 (1792) S.115.

78 Vgl. auch: Weckel, 2000 S.225.

79 Wollstonecraft, 1999 (1792) S.17.

80 Sichtermann, 1999 S.277. Für die aktuelle Notwendigkeit von Gleichheitsforderungen (aus poststrukturalistischer Perspektive) bei einer historischen Fundierung vgl.: Hassauer, 1994 insbesondere S.11-20.

81 Sonnet, 1994 (1991) S.128.

## Auch in den deutschen Staaten: Streit um die gesellschaftliche Stellung der Frau, mit Bezügen zu Argumenten ‚natürlicher Bedingtheit‘ oder ‚gesellschaftlicher Herstellung‘

Die deutschen Staaten bildeten keine Ausnahme bei den kontrovers und impulsiv geführten europäischen Geschlechterstreitigkeiten. Lateinische Schriften erschienen auch hier zur *Querelle des sexes*, auch wurden diese Schriften seit dem 15. und 16. Jh. zunehmend in die deutsche Sprache übertragen. Sie waren auch hier Ratgeber für die Ehe, für die Erziehung, Kataloge bedeutender Frauen oder Argumentationen für die Überlegenheit oder das Zurückstehen des männlichen oder weiblichen Geschlechts.<sup>82</sup> Einige Schriften ragen als ‚Leuchttürme‘ aus den Debatten hervor und hatten lange anhaltenden Einfluss; diese sollen exemplarisch betrachtet werden. Die Schrift *„Declamatio de nobilitate et praecellentia foeminei sexus“* (lat., 1540 in dt.: „Vom Adel vnd Fürtreffen Weibliches geschlechts“) von Agrippa von Nettesheim, die 1529 erschienen war und die gesamte europäische *Querelle des sexes* beeinflusste, zeigte auch in den deutschen Staaten Auswirkungen und wurde weithin rezipiert. 1540 wurde sie in deutscher Sprache herausgegeben. In ihr nahm Agrippa von Nettesheim nicht nur die Gleichstellung des weiblichen mit dem männlichen Geschlecht vor, sondern belegte das weibliche Geschlecht, da zuletzt entstanden, als das vollkommenste von zwei menschlichen Geschlechtern des biblischen ‚Schöpfungsaktes‘.

1595 erschien anonym<sup>83</sup> die Schrift *„Disputatio nova contra mulieres, qua probatur eas homines non esse“* (lat., „Neue Disputation gegen Frauen, durch die bewiesen wird, dass sie keine Menschen sind“, oder auch mögliche Übersetzung: „..., dass sie keine Männer sind“)<sup>84</sup>. Noch im Jahr 1595, bereits kurz nach der Veröffentlichung der *„Disputatio nova ...“*, erschienen Erwidierungsschriften der theologischen Fakultäten der Universitäten Wittenberg und Leipzig, die sich gegen die (polemischen) Frauen verunglimpfenden Ausführungen und gegen polemische Äußerungen zu christlich-biblischen Lehren der *„Disputatio nova ...“* wandten. Eine weitere Gegenschrift veröffentlichte, ebenfalls 1595, S. Gedicke. Diese hatte den Titel *„Defensio sexus muliebris“* (lat., „Verteidigung des weiblichen Geschlechts“) und bildete neben *„Disputatio nova ...“* die Grundlage einer deutschen ‚Übertragung‘ – es handelte sich um keine Übersetzung – von 1617/18 (*„Gründ- und probierliche Beschreibung ... Belangend die Frag, Ob die Weiber Menschen seyn, oder nicht?“*), die wiederholt aufgelegt wurde und auch in anderen europäischen Ländern Verbreitung fand. In der deutschen ‚Übertragung‘ wurden die Argumente der *„Disputatio nova ...“* und die der *„Defensio sexus*

82 Vgl. allgemein: Rang, 1987 u.a. S.178/179; Ebbersmeyer, 2002.

83 V. Acidalius (lat. Name von V. Havekenthal, 1567-1595 [eine kurze Biographie bei: Schmidt, 1819 S.113-117; Czaplá, 2006 S.13-16]) wurde bereits kurz nach dem Erscheinen der Schrift der Autorschaft bezichtigt, die er leugnete [Schmidt, 1819; Jungmayr, 1988 S.43, 50/51; Drexl, 2006 S.40, 89-93, 96/97; Czaplá, 2006 S.8, 10f].

84 Vgl. zur Übersetzung des Titels: Drexl, 2004 S.122; Czaplá, 2006 S.18.

*muliebris*“ in Dialogform gegeneinander gestellt, die Frage des Menschseins oder Nichtmenschseins der Frau wurde von zwei Geistlichen diskutiert. Das anonyme Erscheinen der „*Disputatio nova ...*“, impulsive Reaktionen auf den vermeintlichen Verfasser direkt nach Erscheinen,<sup>85</sup> wie auch die im gleichen Jahr erschienenen drei Gegenschriften legen nahe, dass das Absprechen des Menschseins der Frau nicht gemeinhin geteilt wurde. Wenn Frauen auch als schwächer und weniger vernunftbegabt als Männer betrachtet wurden, so ging es offensichtlich doch zu weit, Frauen das Menschsein abzusprechen. Ganz in diesem Sinne wählte „*Disputatio nova ...*“ das Infrage stellen des Menschseins der Frau *als absurde These* zur Auseinandersetzung mit der Täuferbewegung<sup>86</sup>, um deutlich zu machen, dass die Bibelauslegungen der Täuferbewegung ebenso absurd seien wie diese These.<sup>87</sup>

Ende des 16. und Anfang des 17. Jh. kamen weitere Schriften heraus, die auf „*Disputatio nova ...*“ Bezug nahmen.<sup>88</sup> 1671 erschien von verschiedenen Verfassenden<sup>89</sup> eine fortlaufende Abhandlung mit dem Titel „*Diatribae academicae de foemariis eruditione*“ (lat., „Akademische Abhandlung über die Gelehrsamkeit der Frauen“), in der sowohl gegen die auf die Gleichstellung von Frau und Mann (bzw. sogar Erhöhung der Frau) orientierte Auffassung des Agrippa von Nettesheim als auch gegen die Frauen verunglimpfende Auffassung der 1595 erschienenen anonymen Schrift Stellung bezogen wurde. In „*Diatribae academicae de foemariis eruditione*“ wurde dargelegt, dass Frauen ethisch und physiologisch nicht an den Mann heranreichen würden. Zurückgegriffen wurde für die ethischen Betrachtungen auf theologische Ausführungen,<sup>90</sup> für die physiologischen

85 Schmidt, 1819 S.145; Jungmayr, 1988 S.41, 43; Czaplá, 2006 S.8, 10/11.

86 Die „Täuferbewegung“ bezeichnet eine christliche reformatorische Bewegung im 16. Jh.

87 Vgl. in der Übersetzung von R. G. Czaplá und G. Burkard: Czaplá, 2006 S.29; vgl.: Jungmayr, 1988 S.50/51; Gössmann, 1988 S.8; Bock, 2005 (2000) S.16, 19, 25; vertiefend: Drexl, 2004; Drexl, 2006 insbesondere S.40ff. Allerdings wurde in einem rein polemischen Sinn verstanden, dieser teilweise gänzlich ausgeblendet. Die Schriften der theologischen Fakultäten Wittenberg und Leipzig führten aus, dass es egal sei, ob die Aussagen ironisch, polemisch seien oder nicht, und betonten, dass sie in jedem Fall gefährlich und gegen die Bibel gerichtet seien [Drexl, 2006 S.126-145].

88 Siehe: Drexl, 2006 S.176-226.

89 Unter Vorsitz von J. Thomasius (1622-1684) verfasste J. Sauerbrei (1644-1721) den ersten Teil, Sauerbrei und J. Smalicus (k.A.) den zweiten Teil; die Schrift wurde verschiedentlich unter Thomasius, Sauerbreis oder beiden Namen zitiert [Vorwort von Gössmann zu: Sauerbrei, 1998 (1984, 1671) S.192]. Ausführlicher zur Stellung von J. Thomasius und seinem Sohn C. Thomasius in der *Querelle des sexes* vgl.: Fulda, 2004.

90 „§ 12. Soweit sie Frauen sind, sind sie der rechtlichen Stellung ihres Geschlechts entsprechend von Natur der Macht (*imperium*) des Mannes unterworfen. Die Vernunft, die dem Schöpfer ohne Zweifel als Gesetz diene, fordert nämlich das Übergewicht an Begabung bei dem, der befiehlt, gegenüber dem, der untergeben

auf die naturphilosophische Temperamentenlehre.<sup>91</sup> Während es Männern von ‚Gott‘ befohlen sei, sich zu bilden, sei dies für Frauen nicht der Fall.<sup>92</sup> Frauen hätten allerdings das geistige Vermögen, sich zu bilden, und so sollten sich wohlhabende, von häuslichen Aufgaben entlastete Frauen lieber bilden als müßig zu gehen.<sup>93</sup>

D. C. Leporin war ebenfalls mit den Diskussionen um 1595 vertraut, deutete die Schrift „*Disputatio nova ...*“ allerdings in dem oben erwähnten polemischen Sinn.<sup>94</sup> In ihrer Schrift „*Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten*“ (1742) führte Leporin aus, dass sie es nicht für notwendig erachte, sich mit absurden Thesen auseinanderzusetzen, die Frauen das Menschsein absprechen wollten. Leporin schrieb, dass die Frau zwar körperlich schwächer sei,<sup>95</sup> aber Verstandeskräfte besitze, deren Übung möglich, sinnvoll und notwendig sei. Leporin gestand den Gegner/innen des Frauenstudiums zu, dass einige Männer Frauen an Verstandeskräften überlegen sein könnten, wandte sich aber dagegen, dass alle Männer diesbezüglich vor den Frauen einzuordnen seien.<sup>96</sup> In ihrer Argumentation für die Möglichkeit von Frauen zu studieren wies sie – auf der Temperamentenlehre aufbauende – naturphilosophische Betrachtungen zurück, in denen es hieß, dass Frauen auf Grund eines (‚schlechten‘) Temperamentes unausgewogen und unbeständig seien, was sie an zeitaufwendigen, dauerhaften und tiefgründigen Studien hindere. Leporin erläuterte, dass ein eigenes Temperament nur für Frauen nicht existiere: Es gebe sehr wohl Frauen, die ein solch ‚schlechtes‘ Temperament hätten, aber ebenso Männer mit diesem, und selbst Männer mit einem solchen ‚schlechten‘ Temperament seien an Studien nicht gehindert worden.<sup>97</sup> Leporin wandte sich gegen das Postulat eines ‚natürlichen Unvermögens‘ von Frauen zu studieren<sup>98</sup> und führte Unwissenheit auf gesellschaftliche Beschränkungen von Frauen zurück.<sup>99</sup> Auch die notwendige Beständigkeit werde sich, so Leporin, durch Studien ausbilden – sowohl bei Männern als auch bei Frauen.<sup>100</sup> Neben Auseinandersetzungen mit naturphilosophischen Argumentationen, Gewohnheiten und Vorurteilen im Bür-

---

ist, was auch für den Zustand der Integrität vor dem Sündenfall gilt, obwohl Wilhelm Ignatius Schütz dies bestreitet. Aber wir halten uns lieber an die Autorität eines rechtgläubigen Theologen, als an die eines papistischen Rechtsgelehrten.“ [Sauerbrei, 1998 (1984, 1671) S.195].

91 Vgl. Sauerbrei, 1998 (1984, 1671) S.195; vgl. auch Kapitel I dieser Arbeit, u.a. die *Humoralbiologie der hippokratischen Schriften und des Galenos in Kapitel I, S.57ff und S.72ff.*

92 Sauerbrei, 1998 (1984; 1671) S.215-220.

93 Sauerbrei, 1998 (1984; 1671) S.225/226.

94 Leporin, 1977 (1742) S.22/23.

95 Leporin, 1977 (1742) S.27.

96 Leporin, 1977 (1742) S.29, 64, 67.

97 Leporin, 1977 (1742) S.35-41.

98 Leporin, 1977 (1742) u.a. S.30.

99 Leporin, 1977 (1742) S.70-240.

100 Leporin, 1977 (1742) S.33.

gertum, die sich gegen das Frauenstudium richteten, ging Leporin ausführlich auf vermeintlich religiöse Vorurteile ein. Mit Bezügen zur Bibel legte sie dar, dass sich dort angenommene geschlechtliche Unterscheidungen nicht auf die Seele und die Verstandeskräfte bezögen und die Übung dieser Kräfte für ein festes christliches Verständnis bei Männern und Frauen wichtig sei.<sup>101</sup> Unwissenheit, Irrtum und Unvollkommenheit würden durch das Studium getilgt, bewusstes Leben, Denken, ggf. ein sozialer Aufstieg würden möglich.<sup>102</sup> Leporin setzte sich ausführlich mit Vorurteilen ihrer Zeit gegen ein Frauenstudium auseinander und beschrieb die Möglichkeiten, die sich für Frauen durch das Studium eröffneten. Gleichzeitig unterstrich sie die Positionierung von Frauen in der Ehe/Familie als dem Mann untergeben und zur Haushaltsführung bestimmt.<sup>103</sup> Arme Familien entband Leporin in ihren Ausführungen jedoch von der Pflicht, ihren Töchtern Bildung zu ermöglichen.<sup>104</sup>

Auch die revolutionären Ereignisse in Frankreich fanden in Schriften, die in den deutschen Staaten erschienen, ihren Niederschlag. So wurde die 1792 in Englisch publizierte Schrift von Wollstonecraft *„A vindication of the rights of woman“* bereits 1793 ins Deutsche übersetzt und in der Folge rezensiert und diskutiert.<sup>105</sup> Die Schriften Leporins, Wollstonecrafts, aber auch die von Rousseau und Kant,<sup>106</sup> werden auch die Schriften T. G. von Hippels provoziert haben. So überdachte offenbar Hippel vor dem Hintergrund der französischen revolutionären Ereignisse, bei denen auch Forderungen nach der Gleichheit aller Menschen laut wurden, seine anfänglich keineswegs in emanzipatorischer Richtung reformierenden Theorien, die er in den ersten Auflagen von *„Ueber die Ehe“* (1775) noch weitgehend ohne Zusätze geäußert hatte.<sup>107</sup> Aber auch in den späteren Auflagen seines viel aufgelegten Werkes *„Ueber die Ehe“* blieb Hippel weit hinter

101 Leporin, 1977 (1742) S.42-48, 89ff.

102 Leporin, 1977 (1742) S.111ff.

103 Leporin, 1977 (1742) S.44, 111ff; vgl.: Fulda, 2004 S.252/253.

104 Leporin, 1977 (1742) S.205/206.

105 Weckel, 2000 S.224-233; vgl. Honegger, 1991 S.93-102.

106 Kant und Hippel waren befreundet; Hippel studierte Kants Vorlesungen und bezog sie in die eigenen Schriften – wenn auch mitunter unter anderem Vorzeichen – ein [vgl.: Shaw, 2001 S.286-288; vgl. Honegger, 1991 S.79-85].

107 Vgl. hierzu insbesondere das Kapitel *„Ueber die Herrschaft in der Ehe“*, in dem Hippel in der zweiten Auflage von 1776 (die Auflage von 1775 war in Bibliotheken nicht erreichbar) auf den nur acht Seiten darlegte, dass in der Ehe dem Mann die Vorherrschaft gebühre, die Frau hingegen zu einer Vorherrschaft in der Ehe aber auch zum Regieren im Staat von ‚Natur aus‘ unfähig sei [Hippel, 1776 S.139-146]. In der Auflage von 1796 hatte sich die Länge dieses Kapitels vervierfacht – aber auch die Ansicht radikal gewandelt. Dort legte Hippel dar, dass Frauen und Männer gleiche Rechte haben sollten und schrieb Frauen insbesondere Fähigkeiten beim Führen von Staatsgeschäften zu [Hippel, 1976 (1796) S.219-246]. Vgl. hierzu: Honegger, 1991 S.79-82; Weckel, 2000 S.213; Shaw, 2001 S.284f; Spitzer, 2002 S.110-112.

den Ausführungen Wollstonecrafts zurück,<sup>108</sup> obgleich er Frauen gerade gesellschaftlich wesentliche Verantwortungen zuwies. Hippel beschrieb in der Auflage von 1796 ‚Natürlichkeit‘ als das eigentlich anzustrebende Ziel. Die Ehe zwischen Mann und Frau sei Bestandteil dieser ‚Natürlichkeit‘ – ein Gräuel ist es ihm, wenn dieser Bund durch ‚Fremdgehen‘ oder eine neuerliche Heirat nach dem Tod einer der Ehepartner/innen verletzt werden würde. Die Schuld der Frau bei einem solchen, aus Hippels Sicht für die Ehe zerstörerischen, Akt beschrieb Hippel als weit größer als die des Mannes bei gleichem ‚Vergehen‘.<sup>109</sup> Den Mann betreffend war Hippel hingegen der Ansicht, dass dieser nach dem Tod der Ehefrau zu einer weiteren Ehe genötigt sein könnte, da er jemanden benötige, die das Haus betreue.<sup>110</sup> Insofern blieb Hippel auch in den späteren Auflagen von *„Ueber die Ehe“* bei klassischen Rollenzuweisungen für die Partner/innen innerhalb der Ehe. Gesellschaftlich beschrieb er hingegen die Notwendigkeit, dass die Rolle der Frau höher gewichtet werden müsse. Bisher seien Bürgerrechte<sup>111</sup> Männerrechte gewesen, was sich ändern müsse.<sup>112</sup> Frauen würden die gleichen Rechte wie Männern gebühren.<sup>113</sup> Gerade da Frauen durch Hausarbeiten nicht ausgelastet seien, gute Haushaltsführung sie aber für größere Aufgaben besonders geeignet mache, sah Hippel sie für wesentliche Aufgaben im Staat prädestiniert.<sup>114</sup> Auch geistig eigneten sich, nach Hippel, Frauen sehr gut für gesellschaftliche Tätigkeiten, da geistige Fähigkeiten bei ihnen genauso oder stärker als bei Männern ausgeprägt seien.<sup>115</sup> Radikaler trat der Sinneswandel Hippels in seiner – ebenso wie die zuvor benannte, anonym erschienenen<sup>116</sup> – Schrift *„Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“* (1793) zu Tage. In dieser kritisierte er die Versäumnisse der Französischen Revolution in dieser Hinsicht und forderte die

108 C. Honegger (1991) kam zur entgegengesetzten Einschätzung [Honegger, 1991 S.96].

109 Hippel, 1796 (1796) S.156-218, 180. Aus Briefen Hippels wird ersichtlich, dass diese Abscheu gegenüber dem ‚Fremdgehen‘ von Frauen durch persönliche Erfahrungen geprägt war. So geriet er nachdem seine einzige Liebe auf Grund seines ‚niedrigen‘ Standes nicht erfüllt wurde, an eine Frau, die mehrere Liebesbeziehungen pflegte [Berg, 2004 S.95ff].

110 Hippel, 1796 (1796) S.404/405, 412/413.

111 Bürgerrechte waren Männerrechte. Daher verbleibt bzgl. dieser Begrifflichkeit auch die linguistisch männliche, vermeintlich allgemeine, Bezeichnung, da damit der androzentrische Ursprung und der ausschließende Charakter dieser Rechte besser hervorgehoben werden kann.

112 Hippel, 1796 (1796) S.243.

113 Hippel, 1796 (1796) S.219-246, 220.

114 Hippel, 1796 (1796) S.360/361.

115 Hippel, 1796 (1796) S.225-230.

116 *„Ueber die Ehe“* und *„Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“* erschienen anonym. Über die Autorschaft gab es Spekulationen, die sich u.a. zuweilen auf Hippel, als auch auf Kant, bezogen. Kurz nach dem Tod Hippels wies Kant die Autorschaft zurück und zeigte sich davon überzeugt, dass Hippel die Schriften verfasst hatte. 1797 wurde die Autorschaft klargestellt [Weckel, 2000 S.215, 239; Shaw, 2001 S.286-288].

gesellschaftliche Gleichstellung von Frauen und Männern – insbesondere Bürgerrechte auch für Frauen. Deutlich wurde Hippel in dieser Passage: „Die neue Französische Konstitution verdient eine Wiederholung meiner Vorwürfe, weil sie für gut fand, einer ganzen Hälfte der Nation nicht zu gedenken, ob sie gleich einem kleineren Teile derselben, der überall, wo er sich befindet, auf das Duldungsrecht beschränkt ist“<sup>117</sup>, die Rechte aktiver Bürger zugestand. Alle Menschen haben gleiche Rechte. – Alle Franzosen, Männer und Weiber, sollten frei und Bürger sein.“<sup>118</sup> Hippel stellte sich mit dieser Schrift gegen die oftmals als ‚natürlich‘ postulierte Unterdrückung der Frauen durch Männer und forderte Recht und Freiheit – Anliegen der Französischen Revolution – auch für Frauen.<sup>119</sup>

### **Argumente biologisch-medizinischer Geschlechterdifferenz in den Geschlechtergleichheit favorisierenden Schriften der *Querelle des sexes*: Temperamentenlehre und reproduktive Funktion**

Die Trennung von Körper und Geist ermöglichte es, trotz vielfach postulierter geschlechtlich differenter körperlicher Stärke und Schwäche, die vollkommene gesellschaftliche Gleichstellung von Frau und Mann auf der Basis einer auf Vernunft gebauten Gesellschaftsordnung zu fordern. Gleichzeitig blieben körperliche vergeschlechtlichte Differenzen vorausgesetzt.<sup>120</sup> Diese knüpften insbesondere an die aristotelisch-galenische *Temperamentenlehre* an und verwiesen auf eine vermeintliche geschlechtlich spezifische *reproduktive Funktion* von Frauen und Männern. Agrippa von Nettesheim leitete aus der Erhöhung von Frauen *körperliche Geschlechterdifferenzen* ab.

Er setzte so an Vorannahmen einer Schwäche weiblichen Geschlechts an,<sup>121</sup> die, nach seinen Ausführungen, den Anlass für seine Schrift darstellten und auf

117 Mit dem „kleineren Teil“ der Bevölkerung, der auf „Duldungsrecht beschränkt ist“, bezeichnete Hippel voraussichtlich die Juden, deren „bürgerliche Verbesserung“ er wiederholt anführt, um auch die Notwendigkeit der „bürgerlichen Verbesserung der Weiber“ zu begründen [Hippel, 1777 (1793) u.a. S.20/21].

118 Hippel, 1777 (1793) S.121; vgl. Honegger, 1991 S.72-93, insbesondere S.85ff; Spitzer, 2002 S.113-122.

119 Vgl. für einen kurzen und guten Überblick weiterer deutscher Beiträge zur Diskussion um die Rolle von Frau und Mann in der Gesellschaft Ende des 18. und Anfang des 19. Jh.: Hoffmann, 1983.

120 Vgl. Steinbrügge, 1987 S.22/23, 28-30, 47-65; Hauser, 1992 S.144.

121 Agrippa von Nettesheim, 1988 (1540) S.54: „Nun dauert es schon lange an [Anm. HJV: diese Interpretation ergab sich aus dem nachstehenden Absatz bei Agrippa von Nettesheim], dass in Verweisen, gleich einer Religion, die Frau aufgrund schwächerer Gefäße als dem Mann in allem unterlegen betrachtet wird.“ (eigene Übersetzung aus dem Frühneuhochdeutschen: „Nun aber/ so lange zeit her/ ist bei den vnweisen/ gleich für ein Religion gehalten worden/ daß das weißbild/ darumb daz es daz schwächer gefäß ist/ in allem/ gegen dem Mann/ müsse verlorren haben.“)

die er entgegen wollte. Schließlich griff er selbst auf postulierte *Körperlichkeiten zur Höhereinstufung von Frauen* zurück: „Hiervon [von der göttlichen Erschaffung der Frau, Anm. HJV] kommt, dass der Leib des Weibes in aller Körperlichkeit, auch im Ansehen, zum Allerzartesten gehöre, die Farbe klar und weiß sei, die Haut glatter, das Haupt verzierter, der Scheitel reiner, die Haare weicher, gefärbter und länger, das Angesicht vollkommener, der Anblick fröhlicher, das Gepräge am allerschönsten, der Hals milchweiß, die Stirn glatt, breit und durchsichtig, die Augen lieb, durchdringend und mit lieblicher Freundlichkeit scheinend, mit angenommener Gunst [Gottes, Anm. HJV] bei der Frau vermengt seien.“<sup>122</sup>

Poullain de La Barre unterschied Körper als geschlechtlich verschieden und ergänzte dies mit einer vermeintlich besonderen *reproduktiven Funktion* der Frau im Vergleich zum Mann: „Gott wollte die Menschen in gegenseitiger Abhängigkeit erschaffen, gleichsam in edlem Wettstreit miteinander; deswegen erschuf er zwei unterschiedliche Körper. Jeder war auf seine Weise vollkommen; und die Bestimmung für beide sollte so sein wie zum heutigen Zeitpunkt; und alles, was ihrer jeweiligen besonderen Veranlagung zuzuschreiben ist, sollte als ein Bestandteil eben jener Vollkommenheit betrachtet werden. Deswegen ergibt es keinen Sinn, wenn einige Leute sich vorstellen, daß die Frauen nicht so vollkommen sind wie die Männer und wenn sie als Mangel ankreiden, was doch ein wesentlicher Bestandteil ihres Geschlechts ist; fehlt es, dann könnte es seiner Bestimmung nicht dienen. Das beginnt und endet mit der Fruchtbarkeit, die dem weisesten aller Weltpläne dient: uns in ihrem Leib heranwachsen zu lassen und zu ernähren.“<sup>123</sup> Einige Seiten später schränkte Poullain de La Barre die körperlichen Unterschiede ein und beschränkte sie nunmehr fast ausschließlich auf ‚reproduktive Organe‘, um schließlich neuerlich Differenzen aufzumachen. Seine Argumentation war diesbezüglich nicht konsistent, aber davon geprägt, auch körperliche Unterschiede als eher gering und größtenteils gesellschaftlich hergestellt auszuweisen.<sup>124</sup>

122 Agrippa von Nettesheim, 1988 (1540) S.63/64; eigene Übersetzung aus dem Frühneuhochdeutschen: „Hieuon kompt das der leib des weibs/ in allem angriff/ auch im ansehen/ zum aller zärtsten/ die farbe klar und weiß/ die haut glätter/ das haupt bezierter/ die scheyttel reyner/ die härlin linder/ gefarbter vnd lenger/ das angesicht volkomner/ der anblick fröhlicher/ das gebräch am aller schönsten/ der halß milch weiß/ die stirn glatt/ breyt/ vnd durchsichtig/ liebäuglende augen/ durchdringende vnd durch scheinend mit lieblicher freundlichkeit/ darzu mit angenomner gunst vermengt.“

123 Poullain de La Barre, 1993 (1673) S.149; vgl. Hauser, 1992 S.144, 205/206.

124 So ging er auch davon aus, dass körperliche Stärke und Schwäche innerhalb eines Geschlechts stärker differieren würden als zwischen den Geschlechtern – und das Unterschiede insbesondere Folge von durchgeführtem oder vorenthaltenem Training seien. Im Wesentlichen beschränkte er geschlechtliche Differenzen auf ‚reproduktive Organe‘ [Poullain de La Barre, 1993 (1673) S.150-153; vgl. Stuurman, 2004 S.105-109, 290-292].

Gournay war diesbezüglich weit souveräner und in ihrer Argumentation ziel-sicher. Sie handelte prägnant vermeintlich geschlechtlich-körperliche Unter-schiede ab. Sie führte aus, dass Männer und Frauen gleich seien, ein (geringer) Unterschied lediglich zur Fortpflanzungsfähigkeit diene.<sup>125</sup>

Andere, sich ebenfalls für die Teilhabe von Frauen an Bildung aussprechende Gelehrte griffen auf die aristotelisch-galenische *Temperamentenlehre* zurück, um zu ethischen Geschlechtsunterschieden physiologische hinzuzufügen, damit Frauen doch als schlechter zu Bildung befähigt als Männer auszuweisen wären, bspw.: „... die größere Kälte und Feuchtigkeit des weiblichen Temperaments, wodurch die Gedächtniskraft gewissermaßen verdünnt wird, die Erfindungs- und Urteilskraft aber der Wärme entbehrt“.<sup>126</sup>

Bei Fonte wurde die Temperamentenlehre zu ‚Gunsten‘ von Frauen gewen-det, nicht ohne physiologische Differenzen zwischen zwei Geschlechtern festzu-schreiben. Das erhellt der folgende Dialog von Helena, Corinna und Cornelia in Fontes Schrift: „[Helena] Woran liegt es, daß, wie gesagt wurde, in den Frauen soviel mehr Güte und Schlichtheit wohnt als in den Männern? [Corinna] Ich glaube nicht, antwortete diese, daß das von etwas anderem kommt als unserer na-türlichen Neigung und Veranlagung. Alle Weisen versichern darüber, diese sei kalt und phlegmatisch, und folglich macht sie uns ruhiger, schwächer, von Natur aus empfänglicher, leichtgläubig und fügsam. Wenn sich uns ein schöner An-blick bietet, und wenn er auch falsch ist, etwa eine Perle, dann nehmen wir sofort das Bild, das in sich falsch ist, für wahr, wie Cornelia gesagt hat. Aber trotz allem: wo unsere natürliche Veranlagung zu wünschen übrig läßt, da müssen wir uns mit dem Intellekt ausrüsten und uns mit der Fackel der Vernunft Licht ma-chen, um diese Trugbilder zu erkennen und uns vor ihnen zu schützen. [Helena] Diese Begründung gefällt mir, sagte Helena, daß wir eine solche Natur haben, die von keiner Wildheit beherrscht wird, weil darin wenig Raum ist für sanguinische und choleriche Elemente. Deshalb sind wir am Ende menschlicher, sanfter und weniger geneigt, unseren Trieben nachzujagen als die Männer. Die Männer hin-gegen sind von heißem, trockenem Temperament, beherrscht von cholericen Impulsen; und wenn sie ganz Feuer und Flamme sind, neigen sie auch mehr zu Irrtümern und können ihre wirren Begierden nicht beherrschen. [...]“<sup>127</sup>

125 Gournay, 1997 (1622/1626) S.55; vgl. hier zitiert Kapitel II, S.100/101.

126 Sauerbrei, 1998 (1984, 1671) S.195.

127 Siehe bei: Huber-Legnani, 1988 S.129/130; in eckigen Klammern finden sich Anmerkungen (von mir, HJV) zur besseren Orientierung. Vgl. auch die Überset-zung, die inhaltsgleich, aber nicht wortgetreu zu der von Huber-Legnani ist, in: Fonte, 2001 (1600) S.112/113. D. Hacke, die Übersetzerin und Herausgeberin der letztgenannten Ausgabe, betonte in der Einführung auch die Auseinandersetzung Fontes mit Körpervorstellungen ihrer Zeit, insbesondere mit der Humoralbiologie [vgl. Einführung von D. Hacke in: Fonte, 2001 (1600) S.41-47]. Vgl. für eine ers-te Annäherung an Beschreibungen defizitärer Männer (und defizitärer Männlich-keit): Kucklick, 2008. C. Kucklick (2008) nahm allerdings eine recht starre Ab-

Auch Leporin sah sich genötigt, sich mit der naturphilosophischen Temperamentenlehre auseinanderzusetzen. Leporin lehnte Theorien ab, die bei Männern und Frauen unterschiedliche Temperamente feststellen wollten, und führte stattdessen aus, dass alle Arten von Temperamenten sowohl bei Männern als auch bei Frauen vorkämen, es also keine geschlechtsspezifischen Temperamente gebe.<sup>128</sup> In Bezug auf körperliche Merkmale verfolgte Leporin allerdings keine so egalitäre Argumentation und setzte einen schwächeren Körper von Frauen voraus, im Gegensatz zu einem männlichen stärkeren Körper. Allerdings betonte sie, dass sich diese körperliche Schwäche nicht auf die Seele und die Verstandeskkräfte auswirke.<sup>129</sup>

Auch Wollstonecraft ging in ihren Ausführungen an verschiedenen Stellen von Beschreibungen vermeintlicher körperlicher Schwäche von Frauen aus, die ‚natürlich‘ bedingt sei, und von einer vermeintlichen Aufgabe von Frauen als Gebärende und Mutter.<sup>130</sup>

Anatomische und physiologische Eigenschaften wurden selbst in Schriften, die sich für Bildung und breite gesellschaftliche Teilhabe von Frauen einsetzten, als basal vorausgesetzt. In gegen die Emanzipationsbestrebungen von Frauen gewandten Schriften wurde von der grundlegenden Schwäche und Andersartigkeit von Frauen ausgegangen – dies wurde exemplarisch in den Ausführungen Rousseaus deutlich (und soll an dieser Stelle keine weitere Vertiefung finden).<sup>131</sup> Dennoch: aufklärerische Gedanken erodierten die absoluten Autoritäten, die es in den scholastischen mittelalterlichen Wissenschaften nur zu befolgen galt. Die seit Jahrhunderten schwelende Debatte der *Querelle des sexes* wurde virulent, sie erlebte immer neue Höhepunkte und fand immer weitere Verbreitung in ganz Europa. Nicht zuletzt widersprach der fortgesetzte Ausschluss der Frauen von Politik und Wissenschaft aufklärerischen Idealen der Gleichheit und des selbstbestimmten Wissenserwerbs.

---

grenzung zwischen diesbezüglichen Ausführungen ab 1800 und vorangegangenen vor, die fraglich erscheint und genaueren Untersuchungen bedarf.

128 Leporin, 1977 (1742) S.35-40.

129 Leporin, 1977 (1742) S.27.

130 Vgl. Wollstonecraft, 1999 (1792) bspw. S.35, 187; vgl. Weckel, 2000 S.225, 231.

131 Rousseau war dabei keineswegs vorausseilend. Stattdessen wurde sein Werk (wie auch das Werk „*Ueber die Weiber*“) 1791 von J. Mauvillon dafür kritisiert, dass er dem Einfluss der Erziehung einen zu großen Raum gewidmet habe, aber auch dafür, dass er Frauen Verstandeskkräfte abgesprochen habe. Mauvillon führte weitgehende Geschlechtsunterschiede an, die er als unabänderlich in ‚der Natur‘ von Frau und Mann angelegt betrachtete, gleichwohl habe die Frau Verstand (Verstand unterschied Mauvillon von Wissen/Gelehrsamkeit; während die Frau wie der Mann Verstand habe, fehle ihr der ‚natürliche Trieb‘ zur Gelehrsamkeit, den der Mann hingegen habe; komme die Frau durch Zufall doch dazu, sich zu bilden, so könne sie das Gleiche wie gelehrte Männer leisten) [vgl. Mauvillon, 1791 S.13-49].

Die Ereignisse der Französischen Revolution<sup>132</sup> rüttelten aber auch die Feind/innen der Gleichheit aller Menschen, auch der Geschlechter, wach. Ideen der Höherwertigkeit gut situiertes und um ihre Vorrechte fürchtender bürgerlicher europäischer weißer Männer wurden (fort)geschrieben. In Biologie und Medizin wurden in die Jahre gekommene aristotelisch-galenische Geschlechtervorurteile aufgefrischt und mit neuen – gesuchten und gefundenen – Geschlechtervorurteilen verbunden. Aber auch aus Biologie und Medizin waren Ideen der Gleichheit nicht wegzudenken, und es etablierte sich in diesen Wissenschaften eine Suche nach ‚tatsächlich vorzufindender‘ Geschlechterdifferenz und deren Reichweite, aber auch nach Geschlechtergleichheit.

**Thesen sowohl der Geschlechterdifferenz als auch der Geschlechtergleichheit in Biologie und Medizin: gesellschaftliche Einbindung der *biologisch-medizinischen Querelle des sexes***

Körperliche Unterscheidungen, verortet zwischen zwei Geschlechtern, wurden auf den vorangegangenen Seiten in der *Querelle des sexes* deutlich. Diese Unterschiede wurden in Anlehnung an die hippokratische Humoralbiologie und die aristotelisch-galenische Temperamentenlehre formuliert und in körperlichen Merkmalen festgemacht. Häufig tauchte das Argument einer größeren Schwäche von Frauen und einer größeren Stärke von Männern auf. Mit der Schwäche von Frauen wurden Ausschlüsse von Frauen aus zahlreichen gesellschaftlichen Bereichen begründet.

Einige Humanist/innen knüpften an Theorien des Geist-Körper-Gegensatzes an und folgerten, dass sich körperliche Schwäche oder Stärke nicht auf den Geist auswirken würde. Der Geist habe kein Geschlecht. So wie viele von diesen Humanist/innen in Tradition von Descartes nicht von körperlichen Unterschieden abgingen, wäre es aus heutiger wissenschaftlicher Perspektive falsch, Descartes'sche Lehren als ‚allgemeine der Zeit‘ auszuweisen.<sup>133</sup> Es fanden sich viele

132 Vgl. zu den Ereignissen der Frz. Revolution und der Beteiligung von Frauen an diesen insbesondere: Stübiger, 1990; vgl. auch: Braun, (1979) 1901 S.71-96; vgl. zum Kokardenstreit: Petersen, 1990 S.71-73. Im Zuge der Durchsetzung der Bürgerlichen bei der Frz. Revolution wurden in den Revolutionsjahren erstrittene Rechte wieder rückgängig gemacht oder eingeschränkt. Frauen verloren das kollektive und individuelle Petitionsrecht, im Konvent durften sie nicht einmal mehr von den Tribünen zusehen. Das Recht der Ehescheidung und egalitäres Erbrecht wurden beschränkt. Mit dem *Code civil* wurden Frauen ihrem Ehemann unterstellt, dem gegenüber sie gehorsam sein sollten [Stübiger, 1990; vgl. zu Ehe- und Scheidungsrecht im *Code civil* und der Rezeption in deutschen Gültigkeitsbereichen: Geyer, 2006 insbesondere S.288-290; Schubert, 2006; vgl. zu „Geschlechtsvormundschaft“ u.a. im *Code civil*: Vogel, 1997; Holthöfer, 1997 S.396ff, 426ff].

133 Dies tat Honegger (1991) und grenzte gleichzeitig folgende anthropologische Entwicklungen hiervon ab [vgl. Honegger, 1991 S.108-111]. Zahlreiche Humanist/innen leisteten Beiträge, Geist und Körper nicht als dualistisch zu verstehen.

Gegner/innen der Theorie eines Geist-Körper-Dualismus, die zudem nicht von vollständiger Gleichheit – in Bezug auf Körper und Geist – von Frau und Mann ausgingen (die bekanntesten Beispiele waren wohl Rousseau und Kant). Vielmehr deuteten sie eine für die Frau gemeinhin angenommene körperliche Schwäche als auch den Geist beschränkend. Weitgehender gesellschaftlicher Ausschluss von Frauen konnte somit auch durch diesen zugeschriebene mangelnde Vernunft begründet werden.<sup>134</sup>

Ganz gleich ob mit einer aufgeklärten Philosophie eines Geist-Körper-Dualismus (Descartes) oder mit einer eines aufgeklärten Monismus (Spinoza) für das Argument gleicher geistiger Fähigkeiten und die gesellschaftliche Gleichbehandlung von Frau und Mann gestritten wurde – mit der zunehmenden Verbreitung aufgeklärter Ideen ist davon auszugehen, dass auch ‚konservativ‘ Denkende sich vermehrt in diese aufgeklärten Debatten bzgl. Geschlecht einbrachten. Der Schwung der Französischen Revolution von 1789 mit ihrer Forderung nach Freiheit, Gleichheit und ‚Brüderlichkeit‘ für alle mündete 1794 in der ‚bürgerlichen Republik‘, die einiges davon zurücknahm und Proteste der Bevölkerung – etwa nach der Aufhebung von Preisbeschränkungen – gewaltsam niederschlug. Ähnliches – wenn auch nicht ohne weiteres vergleichbar – vollzog sich in der Wissenschaft: Aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen angeregte revolutionäre Gedanken – etwa zur Vernunft von Frauen oder zur Vernunft der ‚unteren Stände‘ – wurden abgeschwächt von solchen, die zwar Reformen, aber keine umstürzenden Veränderungen wollten.

Insofern leuchtet es ein, dass sich auch in den modernen, aufgeklärten Wissenschaften die anfangs dargestellten Debatten der *Querelle des sexes* – also sowohl Gegner<sup>135</sup> von (weitreichender) Geschlechterdifferenz als auch strikte Befürworter von Geschlechterdifferenz – wiederfanden.

Methodisch knüpften viele dieser ‚Gegner‘ und ‚Befürworter‘ von Geschlechterdifferenz an den bereits seit dem 13. Jh. aufgekommenen und auch zuvor latent vorhandenen Empirismus an, mit dem eigenem Sehen und dem Experiment Beweiskraft eingeräumt wurde.<sup>136</sup> Sektionen (ab Anfang des 14. Jh. auch menschlicher Leichen) als verbreitete Techniken und Mikroskopie als neue Methode (im 17. Jh.) veränderten die biologisch-medizinische Forschungspra-

---

Dies wird, mit zahlreichen Beispielen und positivistischer Intention, für die „Begründung einer modernen Wissenschaft vom Menschen“ (Anthropologie) deutlich bei: Moravia, 1989 (1970) S.17-64.

134 Es gab auch Anhänger/innen eines Geist-Körper-Dualismus, die vor diesem Hintergrund eine Minderbewertung von Frauen vornahmen. Für Mitte des 19. Jh. führte K. Schmersahl (1998) diesbezüglich W. H. Riehl an [vgl. Schmersahl, 1998 S.23/24].

135 Ausdrücklich die männliche Bezeichnung, da Frauen aus den sich institutionalisierenden modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften ausgeschlossen wurden, vgl.: Voß, 2008.

136 Vgl. Kapitel I, S.81ff.

xis.<sup>137</sup> ‚Sichtbare‘ und ‚anfassbare‘ anatomische Strukturen waren auch am Menschen untersuchbar. Die von anatomisch Forschenden insbesondere seit dem 16. Jh. an antiken Lehren vorgenommenen Korrekturen beförderten über die Biologie hinaus den (ohnehin gesellschaftlich breit ausgeprägten)<sup>138</sup> Glauben an ‚das eigene Sehen‘ und die Auffassung, Wahrheit durch grundlegende Betrachtungen – ‚Sektionen‘ – ‚offenlegen‘ zu können.<sup>139</sup>

Drucktechniken (seit dem 15. Jh.) und deren rasche Weiterentwicklung (insbesondere im 18. Jh.) machten Druckerzeugnisse preiswerter, die ihrerseits auf ein breiteres Interesse an Bildung der oberen und mittleren Schichten und auf einen ansteigenden Alphabetisierungsgrad stießen. Zeitschriften und Bücher wurden zum Geschäft, das viele Menschen unterschiedlicher Interessenlagen ansprechen sollte.<sup>140</sup> Nicht zuletzt konnten Biologen und Mediziner über eine weite Verbreitung ihrer Arbeiten ihre Reputation steigern. Insofern galt es auch auf Verkaufsmöglichkeiten zu achten, was am besten mit ‚Allgemeinwissen‘, das von vielen Menschen geteilt wurde, oder mit provokativen Theorien gelingen konnte.<sup>141</sup> Ein wichtiges Mittel nahmen Visualisierungen ein, die zum Kaufen anregen konnten und gleichzeitig, vermeintlich einfach und überzeugend, komplizierte Sachverhalte darzustellen vermochten.<sup>142</sup> So wurde die Zahl der Abbildungen stets als Merkmal eines Buches dieser Zeit an prominenter Stelle aufgeführt.

‚Geschlecht‘ befand sich im gesellschaftlichen Fokus und versprach damit auch erfolgreiche Verbreitung der eigenen Arbeiten. ‚Geschlecht‘ versprach auch, sich Lust verschaffen zu können.<sup>143</sup> Wo sonst war soviel Nacktheit

- 
- 137 Vgl. Jahn, 2004 S.204-213; vgl. zu Mikroskopie auch: Speybroeck, 2002a S.17-19.
- 138 Verwiesen sei insbesondere auf die Kirchenmalereien, die der weitgehend des Lesens unkundigen Bevölkerung vor dem 17. Jh. die christlichen Lehren nahebringen sollten. Wissenschaftliche Visualisierungen konnten entsprechend an eine große gesellschaftliche Bedeutung von Visualisierungen in der Wissens-/Glaubensvermittlung anknüpfen.
- 139 F. Bruys (1730) „dissected“ (engl., seziierte) bspw. die gesellschaftliche Stellung der Frau [Bruys, 1730]. Vgl. Begriffssuche für Publikationen seit dem frühen 18. Jh. nach „dissection“, „dissected“, „dissecting“ in: Eighteenth Century Collection Online (ECCO), <http://galenet.galegroup.com.proxy.nationallizenzen.de/servlet/ECCO> (letzter Zugriff: 26.03.2009); und nach „Zergliederung“ bei dem Gemeinsamen Bibliothekverbund, <http://www.gbv.de/vgm/> (letzter Zugriff: 26.03.2009). Zur Etymologie, insbesondere dem anatomischen Ursprung des Begriffs „dissection“ vgl.: Online Etymology Dictionary, <http://www.etymonline.com> (letzter Zugriff: 26.03.2009); zum Ursprung von „sezieren“, „Anatomie“, „Analyse“ und den Bezug zu „Zergliederung“/„sezieren“ vgl. Seebold, 2002 S.41, 42, 845.
- 140 Vgl. u.a. Schauffler, 2002 S.144-151.
- 141 Vgl. zu möglichen Begründungen für das Aufkommen eher anatomisch auf Differenz gerichteter Arbeiten seit etwa dem 15. Jh.: Stolberg, 2003a S.291-295.
- 142 Vgl. zum Stellenwert, den Visualisierung einnahm, und zu Visualisierungstechniken: McGrath, 2002 insbesondere S.100ff.
- 143 H.-J. Rheinberger und S. Müller-Wille (2009) sprechen für C. von Linné von einer „geradezu pornographischen Lebendigkeit“ der Beschreibungen von Zeugungsvorgängen in der Botanik [Rheinberger, 2009 S.52; vgl. ausführlich: Schieb-

betrachtbar wie in Biologie und Medizin, und hier insbesondere in der Anatomie. Abbildungen von Geschlechtsteilen wurden als die Leser/in – insbesondere Frauen und Kinder – anregend und verwirrend diskutiert. Nicht selten sorgten entsprechende Veröffentlichungen für Eklats (bis hin zum Vorwurf der Pornographie), für intensive Diskussionen und guten Verkaufserfolg (wiederholte Auflagen geben hierüber Aufschluss).<sup>144</sup>

## 2. Geschlecht in modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften seit der Aufklärung

Im Folgenden werden Theorien über Geschlecht einiger – zunächst ausschließlich männlicher –<sup>145</sup> wissenschaftlicher Vertreter des 17., 18. und 19. Jh. vorgestellt. Hierzu gibt es bereits einiges Material, vgl. bspw. L. Schiebinger (1986; 1993 [1989]<sup>146</sup>) und C. Honegger (1991), das allerdings der Ergänzung und teilweisen Korrektur bedarf. Es wird in den folgenden Ausführungen eine Entwicklung deutlich gemacht, bei der biologisch-medizinischen Forschungen nicht grundweg vorgeworfen wird, dass sie einseitig nur Wissen über ‚den Menschen und die Frau‘ beschrieben hätten (auch wenn fast ausschließlich Männer dort aktiv waren). Diese Sichtweise Schiebingers und Honeggers hat S. Mehlmann (2008) weiter zugespitzt, als sie eine Neubegründung einer asymmetrisch-hierarchisch differenzierten Geschlechterordnung im 18./19. Jh. „auf das neue Modell einer radikalen Verschiedenartigkeit und Unvergleichbarkeit der weiblichen und männlichen Geschlechtsorgane“ zurückführte, und darin bündelte.<sup>147</sup>

Die Forschenden hatten ein Interesse an der Erforschung des Wesens des Menschen, bei gleichzeitiger persönlicher Suche nach Anerkennung und finanziellem Auskommen. Durch ihre Sozialisation, in der zwei Geschlechter zentral gesetzt waren, war Geschlecht als Untersuchungsgegenstand von besonderer Bedeutung. Wissenschaftlich Forschende waren aber hinsichtlich Geschlechterunterschieden und -gleichheiten nicht einer Meinung, vielmehr fanden rege Diskussionen statt (*biologisch-medizinische Querelle des sexes*) – insbesondere zur

---

inger, 1995]. Auch bei anderen Autoren zeigen sich Beschreibungen zweier füreinander geschaffener Geschlechter nicht selten blumig ausgemalt.

144 Vgl.: Gilbert, 1999; McGrath, 2002 S.38-62; Mann, 2006 S.71-74.

145 Vgl. zum Ausschluss von Frauen aus den sich institutionalisierenden modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften: Voß, 2008.

146 Schiebinger, 1993 (1989) insbesondere die Kapitel 6, 7, 8.

147 Mehlmann, 2008 S.39; vgl. Mehlmann, 2006 S.80-84; vgl. in diesem Sinne auch: Rieder, 2003 (2000) S.95. Problematisch erscheinen in den diesbezüglichen Ausführungen Mehlmanns, exemplarisch in diesem Zitat, sowohl das Postulat der ‚Neuartigkeit‘ (vgl. *hierzu Kapitel I dieser Arbeit*) als auch die Annahme, dass ausschließlich oder dominant von einer „Verschiedenartigkeit und Unvergleichbarkeit“ von Geschlechtsorganen ausgegangen worden sei (und das sich dies erst seit Ende des 19./Anfang des 20. Jh., insbesondere mit Arbeiten O. Weiningers und S. Freuds, gewandelt habe).

Gleichheit und Differenz von ‚Geschlechtsorganen‘. Forschende bezogen auch nicht unbedingt eindeutig Stellung, sondern betonten an einigen Stellen Gemeinsamkeiten, Gleichheiten von Frau und Mann, um an anderen Stellen dezidierte Differenzen auszuführen.

In den folgenden Betrachtungen werden diese unterschiedlichen Parteinahmen in den Blick genommen. Es wird deutlich, dass Debatten geführt, unterschiedliche Theorien vertreten wurden, wo denn nun genau ein binärer Geschlechtsunterschied vorliege. Dass es einen Geschlechtsunterschied geben müsse, stand (zunächst) nicht zur Debatte. Diese Entscheidung war durch eine zwei Geschlechter unterscheidende Geschlechterordnung, biblische Beschreibungen und antike naturphilosophische Theorien vorweggenommen.

### **Zeugungstheorien – Präformationstheorien und Epigenese – als Ausgangspunkte für Beschreibungen von Geschlechterdifferenz**

Neue, sich von den vorherigen unterscheidende, Differenzierungen zwischen Zeugungsstoffen: Präformationstheorien

Zeugungstheorien spielten bei der Beschäftigung mit ‚Geschlecht‘ eine bedeutende Rolle und waren grundlegend bei der Beschreibung von Gemeinsamkeiten und Differenzen von Geschlechtern. Im *ersten Kapitel dieser Arbeit* wurde dies bereits für antike naturphilosophische Theorien aufgezeigt.

Ein kurzer Rückblick: Im *ersten Kapitel* konnte festgestellt werden, dass Aristoteles eine Gleichartigkeit des Gebildeten mit dem Bildenden als vollkommenes Prinzip beschrieb, Unähnlichkeiten ordnete Aristoteles als Abweichungen von diesem Prinzip der Vollkommenheit ein. So war es ihm möglich, grundlegende Ähnlichkeiten zwischen allen Menschen bspw. in Bezug auf das Vorhandensein von Herz, Kopf, Armen, Beinen etc. zu beschreiben, allerdings ebenfalls nachgeordnete Differenzen anzunehmen. Hierbei gewichtete Aristoteles Geschlechterdifferenzen hoch, beschrieb sie für anatomische Merkmale und physiologische Prozesse, um sie schließlich als Notwendigkeit für die Zeugung und für die Generationsfolge auszuweisen. Von dem allgemeinen Prinzip der Gleichartigkeit von Menschen kam er so zur Erhöhung des Mannes als vollkommenen Menschen, von dem sich die Frau anatomisch und physiologisch (mit weiterreichenden Auswirkungen auf Moral und soziale Ordnung) unterschied. Andere Gelehrte der Antike diskutierten ebenso über Gleichheiten und Differenzen, variierten aber darin, dass sie Frau und Mann weniger oder mehr Gemeinsamkeiten zuschrieben; die grundlegende Unterordnung der Frau führten sie jedoch ebenso aus. In den Begründungen der geschlechtlich differenzierenden Theorien überwogen bei einigen Gelehrten anatomische, bei anderen physiologische Argumente. Als Zeugungsbeiträge wurden männlicher und unvollkommener weiblicher Samen angenommen (bei Aristoteles wurde weiblicher Samen als so unvollkommen beschrieben, dass er mit einem neuen Begriff [„Katamenien“] belegt

wurde, aber doch nicht als so unvollkommen, als das er nicht durch den männlichen Samen zu Samen ‚verkocht‘ werden könnte).

Auch im 17., 18. und 19. Jh. waren Betrachtungen über Zeugung und Vererbung bedeutsam und bildeten Ausgangspunkte für Nachforschungen, die Geschlechterdifferenzen und -gleichheiten in den Geschlechtsteilen und Zeugungsbeiträgen suchten, – oder diese Suche wurde, nach festgestellter weitgehender Gleichheit von Geschlechtsteilen und Zeugungsbeiträgen, auf andere Körperbereiche und -substanzen verlagert.

So wurde seit dem 17. Jh. antiken Lehren in Bezug auf Zeugungstheorien im Grundsatz widersprochen.<sup>148</sup> W. Harvey hatte den weiblichen Zeugungsbeitrag – mit Verweis auf Vögel – auch beim Menschen als Ei beschrieben (vertrat allerdings epigenetische<sup>149</sup> Entwicklungsauffassungen, vgl. *Kapitel II, S.126ff*)<sup>150</sup>. R. de Graaf und M. Malpighi bauten diese Theorie weiter aus. Es etablierte sich mit diesen Gelehrten eine Richtung der Forschung, die ein ‚weibliches Ei‘ als bedeutend bei der Zeugung betrachtete – daher wurden die Anhänger dieser Richtung der Präformation auch als Ovisten bezeichnet. Das ‚weibliche Ei‘ würde das sich entwickelnde Individuum bereits in Miniatur enthalten.<sup>151</sup>

- 
- 148 Gleichwohl folgten auch einige im 18. Jh. den antiken Theorien und wurde die Frage diskutiert, ob der weibliche Zeugungsbeitrag ‚Samen‘ oder ‚Eier‘ darstelle. Vgl. zu Zweisamenlehren Ende des 17., Anfang des 18. Jh., die an antike Theorien anknüpfen: Mauriceau, 1710 (1668) S.XXII-XXIII; Culpeper, 1701 S.6/7, 24/25; Venette, 1799 (1687/1738). Bspw. beschrieb N. Culpeper ‚weibliche Hoden‘ zur Bildung von Samen, wies diese allerdings im Vgl. zu ‚männlichen Hoden‘ in zahlreichen Merkmalen als unterschiedlich aus [vgl. Culpeper, 1701 S.24/25]. In diesem Sinne beschrieb auch F. Mauriceau (1710 [1668]) ‚weibliche Hoden‘, wodurch sich der Übersetzer genötigt sah, Mauriceau 1710 zu den neuen Lehren von ‚Eierstock‘ und ‚Ei‘ zu berichtigen [vgl. Mauriceau, 1710 (1668) S.XXIII-XXIV]. Solche Beschreibungen von Unterschieden ‚weiblicher‘ und ‚männlicher Hoden‘ verfolgte M. Stolberg (2003a) in das 16. Jh. zurück [Stolberg, 2003a S.286; vgl. für das frühe 17. Jh. auch Adelman, 1999 S.37].
- 149 Die *Epigenese* als eine Theorie der Embryonalentwicklung, die von der *Notwendigkeit von Entwicklung und Differenzierung* ausgeht, wird weiter unten detailliert ausgeführt. Hier soll darauf verwiesen werden, dass in diesem Aufsatz der Begriff ‚epigenetisch‘, sofern er ohne Zusätze gebraucht wird (konkret: ohne ‚\*‘), auf ‚Epigenese‘ (engl. epigenesis) zurückgeht – und nicht auf eine neuere Theorie der Molekulargenetik – die ‚Epigenetik‘ (engl. Epigenetics), dort epigenetisch\* (mit ‚\*‘) – verweist. Die Epigenetik wird im *Kapitel III* von Bedeutung sein.
- 150 Vgl. Jahn, 2004 S.212; vgl. in diesem Sinne auch: Hörz, 1978 S.233, 745/746; Fischer-Homberger, 2001 S.23/24; Speybroeck, 2002a S.11-13; vgl. für Harveys Beschreibungen zu Samen und Ei auch: Laqueur, 2003 (1990) S.142-148.
- 151 Es gab auch nicht so weitreichende Ausführungen der Präformation. Diese gingen nicht von einem in Ei oder Samen vorgebildeten kleinem Individuum aus, sondern beschrieben lediglich, dass bestimmte Strukturen in Ei oder Samen vorhanden wären, die das Individuum vorbestimmten [Rheinberger, 2009 S.48-51]. Der begrifflichen Unterscheidung bei H.-J. Rheinberger und S. Müller-Wille (2009) – in ‚Präexistenz‘ und Präformation‘ – wird nicht gefolgt, da sie für die biologischen Theorien nicht gebräuchlich ist.

Die an A. van Leeuwenhoek, G. W. Leibniz und N. Hartsoeker anschließende Richtung, die so genannten Animalkulisten, lehnte diese Theorie ab. Die Animalkulisten erblickten mit der neuen Methode des Mikroskopierens in einem männlichen Samentropfen eine Vielzahl sich bewegender ‚Samentierchen‘ („animalculi“; daher auch der spätere Begriff „Spermatozoen“ für männliche Geschlechtszellen, der vollständig entwickelte, bewegliche ‚Samentiere‘ beschrieb) und beschrieben diese – wie es die Ovisten für das Ei taten – als in Miniatur vorgebildete Individuen.<sup>152</sup>

Andere Gelehrte verfolgten diese Ansicht in christlich-religiösem Glauben bis zu Eva, alternativ Adam, zurück: Eva bzw. Adam sollten alle nachfolgenden Menschen als solche Miniaturindividuen ineinander geschachtelt enthalten haben.<sup>153</sup>

Eine beide Theorien verbindende Theorie, die auch dem später in Rousseaus Schriften besonders eindrücklich nachvollziehbarem Komplementaritätsdenken entsprach, formulierte, dass im männlichen Samen das Individuum vollkommen vorgebildet sei und der männliche Samen in dem weiblichen Ei ein ‚Nest‘ finde, in das sich das Individuum einniste und wo es behütet und genährt werde und wachse.<sup>154</sup> Beide Geschlechter erhielten hiermit eine Funktion bei der Zeugung.<sup>155</sup>

Interessant ist es nun, diese Theorien kurz theoretisch bezüglich der Rückwirkungen auf den vergeschlechtlichten Herkunftsorganismus zu durchdenken. Mit allen diesen Theorien fiel es schwer, Gemeinsamkeiten zwischen einem Kind und beiden Eltern zu erklären. Da beide gedachten Geschlechter in nur einem Elternteil vorliegen sollten, war es zwangsläufig notwendig, beide gedachten Geschlechter als grundlegend gleichartig anzunehmen, da die Eigenschaften von Elternteil und Kind sich wechselseitig bedingen würden, also ungleichartige Eigenschaften des Kindes zu dem Elternteil auf das Elternteil selbst zurückfallen würden.<sup>156</sup> Würde bei den Ovisten die Frau abgewertet, so müsste dies auch die in der Frau angelegten männlichen Kinder betreffen und würde folglich auch den Mann treffen. Würde bei den Animalkulisten das weibliche Kind abgewertet, so wären die Ursachen im männlichen Samen zu suchen. Ungleichartigkeit würde damit bei den Animalkulisten auf den Mann zurückfallen. Allzu weitreichend

152 Vgl. auch Kapitel I, S.81ff.

153 Vgl. u.a.: Hörz, 1978 S.745/746.

154 Vgl. bspw. Cook, 1730 S.1-30, 206-214; Verdir, 1753 Part 2 Section 2 S.107f.

155 Vgl. zu den Präformationstheorien der Ovisten und Animalkulisten sowie dem als dritte Theorie beschriebenen Komplementaritätsgedanken: Cook, 1730 S.1-30, 206-214, Astruc, 1767 S.27-40.

156 Bei der Ausformung, die in einem christlichen Glauben davon ausging, dass ‚Gott‘ in einem einzigen Schöpfungsakt geschaffen habe und seitdem alle bisherigen und zukünftigen Individuen einer ‚Vorfahrenlinie‘ ineinander geschachtelt vorhanden seien, müssen – streng interpretiert – die hier vorgenommenen Erwägungen entfallen. Bei der Annahme eines einmaligen Schöpfungsaktes wäre der Trägerorganismus zweitrangig, Geschlecht könnte allenfalls als auslösende Ursache (bspw. als induzierendes Moment) für das Wachstum eines präformierten Keimes mit von Bedeutung sein.

durften folglich beschriebene Geschlechterdifferenzen nicht sein, und sie durften keineswegs die gemeinsame Art ‚Mensch‘ von Frau und Mann in Frage stellen. Eine solche Deutung wird auch durch die raschen und intensiven Reaktionen gestützt, die in der bereits betrachteten gesellschaftlichen *Querelle des sexes* im Zusammenhang mit Schriften, die das Menschsein der Frau in Zweifel zogen, auftraten. Es kann festgehalten werden: *Eine grundlegende Ungleichartigkeit von Frau und Mann zu behaupten löste kein unterstützendes gesellschaftliches Echo aus und bildete nicht den Ausgangspunkt moderner biologisch-medizinischer Geschlechtertheorien.*

### Die mit Präformationstheorien beschriebenen weiblich und männlich differierenden Zeugungsstoffe und ihre Bildungsorte als Ausgangspunkte weiterer Differenzbeschreibungen

Allerdings war mit ‚Samen‘ und ‚Ei‘ bzw. ‚männlichem Hoden‘ und ‚weiblichem Eierstock‘ eine andere als in antiker Tradition gebräuchliche Beschreibung von Differenzen zwischen Frau und Mann gelegt. Wurden in antiken Lehren Unterschiede eher an physiologisch orientierten Merkmalen von Kälte/Hitze, Schwäche/Stärke, Feuchte/Trockenheit diskutiert und, davon ausgehend, auch anatomische Abweichungen beschrieben, konnten nun anatomische und physiologische Merkmale gleichberechtigt nebeneinander als Differenz verursachend diskutiert werden. Die Unterschiede der zur Zeugung benötigten Substanzen, deren Bildungsorte sich in Größe, Struktur und Bau unterschieden,<sup>157</sup> zogen auch Beschreibungen von Unterschieden der zu- und ableitenden Blutgefäße,<sup>158</sup> der

157 ‚Weibliche Eierstöcke‘ unterschieden sich in ihrer Lage im Körper, in ihrer Gestalt und Größe, in ihrer Oberfläche und in der beinhalteten Substanz von ‚männlichen Hoden‘ [Graaf, 1702 (1672) S.131-135; Gibson, 1703 S.174-178, 527; Drake, 1707 I S.299-302; Cook, 1730 S.208/209; Verdier, 1753 Part 2 Section 2 S.82ff, 100ff; Astruc, 1767 S.9-14]. Aufgrund der Bildung von Eiern seien sie als ‚Eierstöcke‘ zu bezeichnen [Graaf, 1702 (1672) S.135, 136-142; Gibson, 1703 S.174-178; Cheselden, 1713 S.168; Astruc, 1767 S.9-14; Aitken, 1785 S.15/16]. Vgl. zu Betrachtungen von Differenzen zwischen ‚weiblichen‘ und ‚männlichen Hoden‘ (bereits) im 16. und 17. Jh.: Adelman, 1999 S.37; Stolberg, 2003a S.286.

158 Die zu- und ableitenden Blutgefäße zu den Eierstöcken seien wie beim Mann je zwei Venen und zwei Arterien. Allerdings würden sie nach den nun formulierten Theorien nicht Blut zur Bildung von Samen heranbringen und die verbleibenden Reste des Blutes abtransportieren (wie es in antiken Theorien angenommen wurde), sondern dienen zur Ernährung der Eier, des Embryos und der Gebärmutter und zum Ausstoß des Menstruationsblutes, und die Venen dienen zum Abtransport der verbleibenden Reste des Blutes. Unterschiedlich zu denen beim Mann seien die Arterien und Venen auch bezüglich ihrer Länge und Abzweigungen und die Arterien bezüglich der Zahl der Windungen [Graaf, 1702 (1672) S.128-130; Gibson, 1703 S.173/174; vgl. ähnlich aber nicht so ausführlich bei: Cheselden, 1713 S.168/169; Cook, 1730 S.207/208].

ableitenden Gefäße (Samenleiter, Eileiter),<sup>159</sup> der Gebärmutter (sie wurde als Organ gedacht, das weiblichem Geschlecht vorbehalten sei),<sup>160</sup> der Vagina, Vulva und Klitoris (auch diese seien weibliche Organe), des Penis und Skrotums (diese seien männliche Organe)<sup>161</sup> nach sich.<sup>162</sup> Die Fokussierung auf Komplementarität, die Perfektion, in der ‚Gott‘ Organe zu deren ‚Nützlichkeit‘ ‚geschaffen habe‘,<sup>163</sup> ermöglichten weiteres Auffinden von Unterschieden in der Brust und im Unterleib. Die Brust sei bei der Frau mit Drüsen in Perfektion zur Aufgabe der Ernährung der Kinder versehen,<sup>164</sup> ihr Unterleib sei für die Schwangerschaft mit einer Gebärmutter und mit mehr Platz als beim Mann ‚ausgestattet‘. Ein sich unterscheidender Knochenbau, ausgehend von einem größeren Becken der Frau,<sup>165</sup> <sup>166</sup> und weitere Unterschiede wurden für die zur Fortpflanzung als not-

- 
- 159 Graaf, 1722 (1672) S.143-152; Gibson, 1703 S.179-183; Drake, 1707 I S.298; Cheselden, 1713 S.168; Cook, 1730 S.211/212; Astruc, 1767 S.14-16; Aitken, 1785 S.18/19.
- 160 Graaf, 1722 (1672) S.110-117; Venette, 1799 (1687/1738) S.14/15, 1-24; Gibson, 1703 S.183-191, Cheselden, 1713 S.168, 169ff; Astruc, 1767 S.2-9; Aitken, 1785 S.16-18.
- 161 Graaf, 1722 (1672) S.87-130; Venette, 1799 (1687/1738) S.14/15, 1-24; Gibson, 1703 S.145-172, 191-200; Cheselden, 1713 S.161-166, 167; Verdier, 1753 Part 2 Section 2 S.82-94, 96-98; Aitken, 1785 S.19-24.
- 162 Vgl. für bereits im 16. und zu Beginn des 17. Jh. ausgeführte Beschreibungen von Genitalien als geschlechtlich unterschiedlich: Adelman, 1999; Schleiner, 2000; Stolberg, 2003a.
- 163 Ein monotheistisch gedachter ‚Gott‘ wurde in christlichem Glauben als ursächlich für die Ausgestaltung des Menschen beschrieben, was sich auch in den Begründungszusammenhängen biologisch-medizinischer Theorien deutlich dargestellt findet. Die Beschreibung als typisch weiblich betrachteter Merkmale wurde vielfach mit der Zeugung und Ernährung des Embryos bzw. Kleinkindes verknüpft, vgl. u.a.: Gibson, 1703 S.173/174, 190, 252/253.
- 164 Gibson, 1703 S.252-254; Astruc, 1767 S.280ff; Aitken, 1785 S.24/25.
- 165 Anatomische geschlechtliche Unterschiede für das Becken beschrieben u.a.: Drake, 1707 II S.633; Monro, 1726 S.344; Winslow, 1733 S.72/73; Verdier, 1753 Part 2 Section 2 S.66-69; Aitken, 1785 S.3-15. A. Monro (1726) beschrieb in seinem Schlusskapitel zahlreiche Unterschiede ‚weiblichen Skeletts‘ und ‚weiblicher Knochen‘ gegenüber ‚männlichen‘ und begründete diese Unterschiede mit der Aufgabe der Frau bei der Fortpflanzung [Monro, 1726 S.340-344; vgl. Schiebinger, 1993 (1989) S.273/274]. J. Drake (1707) kennzeichnete eine Vorderansicht eines Skeletts als von einem Mann, eine Rückseite als von einer Frau, und verwies (als einzigen Unterschied) auf ein breiteres Becken bei der Frau [Drake, 1707 II S.628-633 (einschließlich der Abb.XXI und XXII); vgl. Schiebinger, 1993 (1989) S.275-277]. Für das 16. Jh. beschrieb M. Stolberg (2003a), dass das Becken in der knöchernen Substanz auf Grund von Fortpflanzung als unterschiedlich weit bei Frau und Mann betrachtet wurde [Stolberg, 2003a S.276/277].
- 166 Häufig beschränkte sich die Diskussion von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen zwei Geschlechtern auf zur Fortpflanzung als notwendig erachtete Merkmale [vgl. Culpeper, 1701; Gibson, 1703], weitere unterscheidende Merkmale wurden auch, aber seltener, beschrieben [vgl. Gibson, 1703 S.358 (beschrieb den Kehlkopf als unterschiedlich)]. Das passt sich in eine gesellschaftliche Ord-

wendig betrachteten Teile beschrieben. Die Gleichartigkeit der Frau mit dem Mann wurde aber (zunächst) nicht in Frage gestellt, jedoch mit der immer weitgehenderen und detaillierteren Darstellung beobachteter Differenzen immer weiter ausgehöhlt.<sup>167</sup>

### Mit der Epigenese zu Erklärungsversuchen von phänotypischen Ähnlichkeiten von Kindern zu beiden Eltern und zu einer Systematik von Bildung<sup>168</sup> und Bildungsabweichung

Das Durchsetzen weiterer zwischen zwei Geschlechtern anatomisch und physiologisch vielfältig differenzierender Theorien wurde durch eine zu den Auffassungen der Ovisten und Animalkulisten konkurrierende Zeugungsauffassung – die *Epigenese* – gestützt, die im 17. und 18. Jh. ebenso in der Diskussion war, sich im 19. Jh. durchsetzen konnte und heute als Ursprung einer modernen Embryologie gelesen wird.<sup>169</sup> In der Theorie der *Epigenese* wird angenommen, dass sich bei der Entwicklung des Embryos neue Strukturen ausbilden und diese nicht schon vollständig im Ei vorgebildet sind; Entwicklungs- und Differenzierungsprozesse seien bei der Ausbildung des Embryos bedeutsam. Harvey hatte Eier beschrieben, allerdings in diesen keine vorgebildeten Individuen angenommen, sondern Entwicklungsprozesse als notwendig betrachtet. J. T. Needham ging davon aus, dass organische Materie höherer Organisation aus zerfallenen tierischen und pflanzlichen Geweben entstehe. G. Buffon entwickelte diese Theorie weiter und postulierte, dass alle lebenden Körper aus kleinen, beweglichen ‚organischen Teilchen‘ bestünden. Buffon war Gegner der Präformationstheorien der Ovisten und Animalkulisten und ging von zwei Samenflüssigkeiten (einer weiblichen und

---

nung ein, bei der Frauen große Bedeutung im Gebären, Ernähren und Umsorgen von Kindern zugeschrieben wurde.

- 167 Allerdings ist eine Aushöhlung der Gleichartigkeit von Frau und Mann nicht mit einer Abwertung der Frau gegenüber dem Mann gleichbedeutend. So schloss sich bspw. N. Venette (1979 [1687/1738]) der Auffassung (von Agrippa von Nettesheim) der ‚adligeren Herkunft‘ des Körpers der Frau an und wies die Ausführungen Galenos eines unvollkommenen Menschseins der Frau (im Vgl. zum Mann) zurück (S.1). Venette führte anschließend Differenzen auf, die er aber offenbar in einer Weise deutete, dass Frau und Mann jeweils in sich perfekt seien und ihre Genitalien zum Zwecke der Zeugung unterschiedlich gestaltet seien (S.14/15). Samen und einen Beitrag von diesem zur Zeugung beschrieb Venette sowohl für den Mann als auch für die Frau (S.317-331).
- 168 Hingewiesen sei an dieser Stelle auf die unterschiedliche Wortbedeutung: Wurde in den Betrachtungen der gesellschaftlichen *Querelle des sexes* ‚Bildung‘ im Sinne des Erwerbs von Fähigkeiten durch Lernen verstanden (und wird ‚Bildung‘ in diesem Sinne auch in den Ausführungen zu Gehirn verwendet), so ist der Begriff ‚Bildung‘ auch in der Entwicklungsbiologie gebräuchlich und wird in den entwicklungsbiologischen Betrachtungen – auch dieser Arbeit – im Sinne der Entwicklung von Materie eines höheren Organisationsgrades aus solcher eines geringeren Organisationsgrades verstanden.
- 169 Vgl. zur Geschichte der Epigenese bis heute: Speybroeck, 2002a; vgl. auch: Haffner, 1997 S.39ff, 83ff.

einer männlichen) aus, die aus solchen kleinen organischen Teilchen bestünden.<sup>170</sup> In der Embryonalentwicklung nehme die Organisation der Materie zu. C. F. Wolff führte 1759 die *Epigenese* detailliert aus und betonte die *Notwendigkeit von Entwicklung und Differenzierung in der Embryonalentwicklung*. Der Organismus (geformte Materie) werde aus nicht-geformter Materie gebildet.<sup>171</sup> Mit J. F. Blumenbachs Theorie vom „Bildungstrieb“ gewannen Ende des 18. und Anfang des 19. Jh. epigenetische Theorien in Anlehnung an Wolff an Bedeutung.<sup>172</sup> Blumenbach beschrieb mit „Bildungstrieb“, dass „in allen belebten Geschöpfen vom Menschen bis zur Made und von der Ceder zum Schimmel herab ein besonderer, eingebohrner, Lebenslang thätiger wirksamer Trieb liegt, ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen, dann zu erhalten, und wenn sie ja zerstört worden, wo möglich wieder herzustellen“.<sup>173</sup> Hier wird ein bedeutsamer Unterschied zwischen Wolff und Blumenbach deutlich, der die Durchsetzung epigenetischer Theorien beeinflusste: Wolff hatte eine „wesentliche Kraft“ (lat. „*vim essentialem*“<sup>174</sup>) als die Entwicklung vorantreibend beschrieben. Diese analogisierte er mit *mechanisch-physikalischen Kräften, die in allen materiellen Körpern* wirkten. Eine solche Betrachtung lehnte Blumenbach ab und beschrieb mit „Bildungstrieb“ eine *Tätigkeit*, die Lebendem vorbehalten sei und dessen Entwicklung bewirke.<sup>175</sup> Blumenbachs Theorie fanden Zeitgenossen überzeugender.<sup>176</sup>

Mit der Epigenese wurde also angenommen, dass weibliche und männliche Zeugungsprodukte zur Zeugung beitragen könnten;<sup>177</sup> ein mitgegebener Bildungstrieb würde die Ausbildung des Embryos bewirken; dieser Bildungstrieb unterliege zahlreichen Einflüssen, er könne ‚gestört‘ werden, womit die Entste-

170 Vgl. Müller-Sievers, 1993 S.35-38; Haffner, 1997 S.87-89; Jahn, 2004 S.259-270; vgl. Buffon, 2008 (1771-1774) S.393-653, insbesondere 432, 550-580.

171 Wolff, 1966 (1759/1764); vgl. u.a. Haeckel, 1988 (1866) S.12-15; Haffner, 1997 S.90-97; Speybroeck, 2002a S.23-27; Zürcher, 2004 S.34-41.

172 Vgl. Jahn, 2004 S.269, 336; auch: Müller-Sievers, 1993 S.46-49; Zürcher, 2004 S.48-54.

173 Blumenbach, 1971 (1781) S.12; vgl. Fabbri Bertolotti, 1994 S.103-107.

174 Nominativ: *vis essentialis*.

175 Schmidt, 1984 S.74-76; Jahn, 2004 (1998) S.262-270, 269.

176 Dies gilt beispielsweise für I. Kant und J. W. von Goethe. Vgl. zu Goethe: Schmidt, 1984 S.74-76; vgl. zu Kant: Haffner, 1997 insbesondere S.123ff, 128ff.

177 Vgl. u.a. Müller-Sievers, 1993 S.21, 36, 44. Das bedeutet nicht, dass von allen Forschenden Gemeinsamkeiten der Zeugungsbeiträge betont wurden. So wertete bspw. E. Bartels (1809) männlichen Samen gegenüber weiblichem deutlich auf: „Im Gegensatze des männlichen Samens ist der Saft der Eyerstocksbläschen, den man als weiblichen Samen betrachten darf, an sich genommen, ein mehr indifferent-er thierischer Stoff, der gleichsam darauf wartet, durch männliche Einwirkung in Differenz und Regsamkeit erst versetzt zu werden.“ [Bartels, 1809 S.347, ähnlich auch ebd. auf S.342] Diese Beschreibungen von Bartels scheinen Ähnlichkeiten zu denjenigen von Aristoteles aufzuweisen (vgl. *Kapitel I, S.61ff*).

lung von ‚Missbildungen‘ begründet wurde;<sup>178</sup> auch konnte mit dem Bildungstrieb die Regeneration verletzter Organe erklärt werden, bildeten diese gar einen bedeutsamen Ausgangspunkt für die Formulierung von Epigenese-Theorien.<sup>179</sup> Die Geschlechtsentwicklung könne durch die sich in den Bildungsorten der Zeugungsstoffe darbietenden Bedingungen, die Beschaffenheit der Zeugungsprodukte, aber auch Einflüsse während der Embryonalentwicklung beeinflusst werden. Buffon, Wolff und Blumenbach gelang es mit ihren epigenetischen Auffassungen, beobachtete Ähnlichkeiten von Kindern zu beiden Eltern zu beschreiben, was sich bei präformistischen Auffassungen als problematisch herausgestellt hatte.

M. Hagner (2005 [1995]) und U. Zürcher (2004) verwiesen auf die Bedeutung der Epigenese bei der Etablierung einer modernen wissenschaftlichen ‚Lehre von den Missbildungen‘. Die Epigenese habe dazu beigetragen, ‚Missbildungen‘ nicht mehr als ‚wundersame Einzelercheinungen‘ wahrzunehmen, sondern sie in ein System von Bildung und Bildungsabweichung zu integrieren (bzw. auch von ‚Missbildungen‘ ausgehend ein solches System zu erstellen). Systematisierungen und Klassifizierungen konnten sich (stärker als zuvor) anschließen. Es gelang, ‚Abweichungen‘ in ‚einfache Gesetze‘, denen ‚die Natur‘ unterliegen sollte (Naturgesetze), einzubinden.

A. Schmidt (1984) fasste die Bedeutung entwicklungsgeschichtlicher Auffassungen – darunter zu fassen sind insbesondere die Theorien der Epigenese (18. Jh.), der Entwicklung der Erde durch Abkühlung (18. Jh.) und der Möglichkeit der Neuentstehung von Arten (Beginn des 19. Jh.) –<sup>180</sup> prägnant zusammen: „Der

178 Vgl. Blumenbach, 1971 (1781) S.56ff. U. Zürcher (2004) wählte den Zugang über epigenetische Theorien als Ausgangspunkt für die Erläuterung der Entstehung moderner ‚Wissenschaften von Missbildungen‘. An diese Darstellungen wird insofern angeknüpft, als sich mit epigenetischen Betrachtungen weitreichende Wandlungen in Theorien biologisch-medizinischer Wissenschaften ergaben, die sich auch auf Beschreibungen von Geschlechtergleichheiten und -differenzen auswirkten [Zürcher, 2004; vgl. auch Hagner, 2005 (1995) S.87ff]. Mit M. Hagner (2005 [1995]) wird der Gedanke aufgenommen, dass eine solche Entwicklung nicht voraussetzungslos erfolgen konnte, sondern vielmehr an bereits lange währende Entmythologisierungen von ‚Missbildungen‘ anknüpfte, die Hagner beginnend ab dem 16. Jh. beschrieb [vgl. Hagner, 2005 (1995) S.82].

179 Vgl. Haffner, 1997 S.77-80, 84. Beobachtungen zur Regeneration verletzter Organe waren bedeutsamer Ausgangspunkt für epigenetische Theorien. So beobachteten A. Trembley und später auch Blumenbach, dass sich verletzte Polypen regenerierten; diese Feststellung bildete für Blumenbach den Anlass zu seiner für die Verbreitung von Epigenese-Theorien so bedeutsamen Schrift [vgl. Blumenbach, 1971 (1781) S.9; Haffner, 1997 S.77-80; auch: Rothschild, 1968 S.165/166; Rheinberger, 2009 S.57/58].

180 Zu den entwicklungsgeschichtlichen Theorien: Entstehung der Erde und der übrigen Planeten über einen langen Zeitraum durch Abkühlung [Buffon, vgl. Haffner, 1997 S.77-82; vgl. Buffon, 2008 (1771-1774) S.93-117, 157]; Theorie möglicher Neuentstehung von Organen und Arten [L. Oken, vgl. Fußnote 297, S.161; vgl. Jahn, 2004 S.290-296; vgl. kontextualisiert mit der Epigenese: Hahn, 1823 insbe-

wichtigste, qualitativ neue Aspekt der um 1800 entstehenden Situation auf naturwissenschaftlichem Gebiet ist der endgültige Durchbruch entwicklungsgeschichtlicher Betrachtungsweisen.“<sup>181</sup> Für heutige (mehr oder weniger) aufgeklärte (Natur)Wissenschaftler/innen ist es schwer, die Reichweite zu verstehen, die die Annahme und Betonung von Entwicklungsprozessen mit sich brachte.<sup>182</sup> Auch aufgeklärt Denkende waren um 1800 in den seltensten Fällen Atheist/innen, und so fügte sich auch naturwissenschaftliche Erkenntnis in ein Gottesbild. Was aber, wenn nun ‚Gott‘ ein ganz anderer wurde, als zuvor u.a. in christlichen Lehren beschrieben? Auffällig ist, dass Ende des 18. Jh. die philosophische Sicht Spinozas vermehrt Verbreitung fand;<sup>183</sup> zu seinen Lebzeiten, im 17. Jh., hatte man Spinoza für seine Philosophie angefeindet<sup>184</sup> und war man dieser auch in aufgeklärten Kreisen nicht gefolgt. Spinoza hatte ‚Gott‘ nicht als externe schöpferische Macht angenommen, sondern *als in allem Seienden* begriffen. Die Epigenese fügte sich mit einer solchen Sicht sehr gut zusammen: ‚Gott‘ war nicht mehr als äußere schöpferische Macht vorausgesetzt, wie es bei den Präformationstheorien der Fall war, sondern ‚Gott‘ wurde zu einer Kraft, zu etwas Tätigem, – zu etwas *Entwickelndem – in allem Sein. ‚Gott‘ war so durchaus auch als*

sondere S.17-21]. Befördert wurden entwicklungsgeschichtliche Theorien in der Biologie u.a. durch die Theorie des Atomismus (das Universum ist aus kleinen Einheiten zusammengesetzt) und durch Beobachtungen der Gravitation, Elektrizität und des Magnetismus und den dort beschriebenen wirksamen Kräften sowie von Beschreibungen von Elektrizität auch bei Tieren: Galvanismus [vgl. Rothschild, 1968 S.178-190]. „Durch Galvanis Experimente wurde die Elektrizität zu einem Synonym für Lebenskraft, zu der Kraft also, die im Bereich der Lebewesen eben den Stellenwert der Newtonschen Gravitation einnehmen sollte und die zu einem Hauptgegenstand der zeitgenössischen Spekulation geworden war.“ [Müller-Sievers, 1993 S.19/20] Vgl. zu physikalisch-chemischen Betrachtungen in Arbeiten des 19. Jh., bei Betonung von Kräften und Prozesshaftigkeit und mit Bezug zu Geschlecht: Heinsohn, 2005 insbesondere S.155-244.

- 181 Schmidt, 1984 S.10. H. Müller-Sievers (1993) betont explizit die „fundamentale Bedeutung des Übergangs von präformationistischen zu epigenetischen Denk- und auch Handlungsmodellen in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts“ [Müller-Sievers, 1993 S.10].
- 182 Einen Zugang zu solch einem Verständnis ermöglicht: Schmidt, 1984; auch Safranski, 2007 u.a. S.23-28.
- 183 Sie wurde in philosophischen Kreisen diskutiert, u.a. G. E. Lessing, J. W. von Goethe, J. G. von Herder, G. W. F. Hegel und F. W. J. von Schelling vertraten spinozistische Ansichten und entwickelten diese fort [vgl. u.a. Schmidt, 1984 S.79ff].
- 184 *Vgl. Ausführliches Personenverzeichnis: Spinoza.* Noch für die deutschen Staaten zu Beginn des 18. Jh. beschrieb G. Gawlick (2002) die Situation wie folgt: „*Spinozismus* konnte damals wie heute vielerlei bedeuten, aber in jeder Bedeutung war der Ausdruck damals negativ besetzt. Wer öffentlich als Spinozist bezeichnet wurde, war nicht bloß als offener oder heimlicher Anhänger eines bestimmten Philosophen der jüngeren Vergangenheit charakterisiert, sondern zugleich als jemand gebrandmarkt, von dem erhebliche Gefahr für Religion und Staat ausging; er mußte damit rechnen, seines Amtes enthoben, ja aus dem Land gejagt zu werden.“ [Gawlick, 2002 S.109; Hervorhebung ebd.]

,Natur‘ übersetzbar, in der unentwegt Neues entsteht und Vorhandenes vergeht. Die Brisanz für die christlichen Kirchen, die zur Ablehnung von Spinozas Philosophie führte, ist damit erklärlich: ‚Gott‘ war nicht mehr ‚gut‘ oder ‚böse‘ und konnte nicht mehr als moralisierende Macht angeführt werden. ‚Gott‘ war nur da, konnte ‚gut‘ oder ‚schlecht‘ für das Individuum sein – gut: voranschreitende Entwicklung, Metamorphose; schlecht: Ende der Entwicklung, Tod. Moral wurde als Ethik in den Bereich menschlicher vernunftgeleiteter Gesellschaftsordnung integriert.<sup>185</sup>

Also: Epigenese, weitere entwicklungsgeschichtliche Theorien und eine an Spinoza anknüpfende Philosophie fügten sich zusammen. Die Epigenese favorisierte Entwicklung und Differenzierung, aus ungeformter Materie entstehe so geformte Materie. (Dass es für heutige [Natur]Wissenschaftler/innen schwierig ist, dies zu denken, liegt auch darin begründet, dass in der aktuellen Biologie auch präformistische Gedanken dominant aufgenommen wurden [vgl. Kapitel III] – die selten so bezeichnet werden.<sup>186</sup> Entwicklung und Differenzierung hat zwar auch in der aktuellen Biologie Bedeutung, aber zumindest die physischen und physiologischen Merkmale werden oftmals weitgehend als in Chromosomen, Genen präformiert beschrieben. So werden bei Untersuchungen oft insbesondere Gene, Moleküle etc. – *Präformation* – fokussiert und wird Entwicklung und Differenzierung – *Kraft, Tätiges bzw. Mechanismus, Prozesshaftes* – erst sekundär angefügt. In diesem Sinne fügen sich Betrachtungen der aktuellen Biologie auch gut in ein christlich-kirchliches Verständnis.)

Die Wichtigkeit der Epigenese ist auch für Geschlechtertheorien nicht zu unterschätzen. Einfache Prinzipien der Bildung und Bildungsabweichung, ausgehend von zunächst nicht sichtbaren<sup>187</sup> Strukturen zunehmender Formung und einem Bildungstrieb, wurden mit der Epigenese als geschlechtsbestimmend betrachtet. Die Frage nach ‚Merkmalsgemeinsamkeiten‘ und ‚Merkmalsabweichungen‘ von Kindern zu beiden Eltern und epigenetische Antworten darauf werden somit zentrale Bestandteile und Zugänge modernen biologisch-medizinischen ‚Geschlechterwissens‘ darstellen.<sup>188</sup> Sie werden auch zu den konstituierenden Ausgangspunkten gehören, geschlechtliche Unterschiede außerhalb der ‚von Gott zur Fortpflanzung geschickten‘ Teile (‚Gott‘ in einer christlich-

185 Vgl. Schmidt, 1984 insbesondere S.74ff, 79ff. Neben der philosophischen Sichtweise werden auch gesellschaftliche Veränderungen bedeutsam gewesen sein. Revolutionäre Bewegungen, insbesondere die Französische Revolution, machten deutlich, dass eine Ordnung, die zuvor als ‚von Gott gewollt‘ ausgewiesen wurde, umzustürzen war. Der Platz der Einzelnen war nicht vorbestimmt – Bürgerliche wollten Macht und konnten sie erlangen, allgemein wurde deutlich, dass Knechtschaft und Unterdrückung nicht erduldet werden mussten. Vgl. etwa: Safranski, 2007 u.a. S.23-28, 29-47.

186 Dieser Zusammenhang wird deutlich u.a. bei: Speybroeck, 2002a.

187 Diese waren vielmehr deutbar oder nur für ‚Experten‘ sichtbar zu machen.

188 Vgl. in diesem Sinne auch: Müller-Sievers, 1993 S.21, 36, 44.

kirchlichen Interpretation) am ganzen menschlichen – weiblichen und männlichen – Körper zu suchen.

So war bspw. P. Roussel, der oft für die Beschreibung von unterschiedlichen anatomischen Merkmalen bezüglich Geschlecht angeführt wird, Anhänger der Theorie Buffons (die er als Zweisamenlehre auf Hippokrates rückbezog).<sup>189</sup> Auch J. F. Ackermann folgte der Theorie Buffons, dass lebende Körper sich aus ‚organischen Molekülen‘ zusammensetzten, und arbeitete diese Theorie detaillierter aus. Die Entwicklung von Geschlecht verlagerte Ackermann, obgleich er die Präformation im Ei nicht verwarf, auf Entwicklungsvorgänge. So wären bspw. die als Geschlechtsteile betrachteten Merkmale sowohl für weibliches als auch für männliches Geschlecht in jedem höheren Individuum (auch bei *jedem* Menschen) latent vorhanden. Erst durch Entwicklungsprozesse, die auch durch äußere Faktoren beeinflusst würden, kämen körperliche Merkmale zur geschlechtlichen Ausprägung.

### **Die Geschlechterbetrachtungen J. F. Ackermanns: Physiologisch fundierte Beschreibungen von idealtypischen „vollkommen weiblichen Menschen“**

Ein wichtiges Element der Geschlechterbetrachtungen J. F. Ackermanns stellte seine Dissertation „*De discrimine sexuum praeter genitalia*“ aus dem Jahr 1787 dar, die 1788 in autorisierter deutscher Übersetzung erschien („Ueber die körperliche Verschiedenheit des Mannes vom Weibe außer den Geschlechtsteilen“). Wiederholt wurde die Dissertation in der Geschlechterforschung, anschließend an Betrachtungen Honeggers (1991), als alleinige Schrift für die Geschlechterbetrachtungen Ackermanns herangezogen,<sup>190</sup> was allerdings für ein Verständnis der Konzeption Ackermanns von belebter Materie, und hier insbesondere von Geschlecht, nicht ausreichend ist. Im Folgenden wird daher zunächst die Dissertation betrachtet und sie anschließend in das Gesamtwerk Ackermanns eingeordnet.

189 Roussel, 1786 (1775) S.175-205.

190 Meist wurde Ackermann in Bezug auf Geschlechterbetrachtungen auf die Dissertation reduziert, so auch noch bei: Schiebinger, 1986 S.51-66, 51/52; Schiebinger, 1993 (1989) S.268/269; Honegger, 1991 S.170-178. Obgleich F. Stahnisch (2007) die Bedeutung physiologischer Betrachtungen in Ackermanns Werk andeutete [Stahnisch, 2007 S.425/426], verblieb er in den weiteren Ausführungen in einem weitgehend auf Ackermanns Dissertation beschränkten anatomischen Zugang (dabei sind gerade für die Betrachtungen Ackermanns zu Geschlechterdifferenzen und -gleichheiten im Gehirn seine physiologischen Schriften interessant, insbesondere: Ackermann, 1805 [1797/1800]). Dasselbe gilt für A. Schief (1969): vgl. Schief, 1969 S.44-46, 70-73. Die Aussage der auf die Dissertation beschränkten Rezeption Ackermanns wurde auf die (heutige) Geschlechterforschung begrenzt, da in der ersten Hälfte des 19. Jh. die übrigen Schriften Ackermanns, auch bezüglich Geschlecht, weithin bekannt waren und diskutiert wurden.

Eine Auseinandersetzung mit vorangegangenen Lehren, deren genaue Prüfung und die Erarbeitung und Vertiefung neuer Theorien ist kennzeichnend für Ackermanns Schriften. In seiner Dissertation hielt es Ackermann gleich zu Beginn für nötig, „die träumerischen Gedanken“ vorangegangener, insbesondere antiker, Gelehrter zu verwerfen.<sup>191</sup> Diese hätten außer einer „d), minder beträchtlichen Wärme und Trockenheit e), kleinern Leibeslänge im Durchschnitte f), größern Schlawheit der Haut und des Zellgewebes g), größern Menge des letztern h), einem haarlosen Kinn, größern Biegsamkeit und Geschicklichkeit zur Ausdehnung i), die Geburtstheile abgerechnet, nichts“<sup>192</sup> das weibliche Geschlecht physiologisch und anatomisch besonders Charakterisierendes beschrieben. Ackermann wollte mit seiner Arbeit Abhilfe schaffen und insbesondere die festeren Bestandteile – *das Skelett* – auf geschlechtliche Unterschiede und Gemeinsamkeiten untersuchen.

Geschlechtlich charakteristische Eigenschaften betrachtete Ackermann allerdings als zwischen den Geschlechtern fließend und nicht streng fixiert auf Frau oder Mann, wie er gleich zu Beginn der Dissertation ausführte. So gebe es Männer, die von ihrer körperlichen Erscheinung eher dem weiblichen Geschlecht nahe stünden, und es gebe Frauen, die sich diesbezüglich eher dem männlichen Geschlecht annäherten. Ackermann traf daher die Einschränkung, dass er sich in seiner Arbeit auf die „vollkommen weiblichen Menschen“ beziehen wolle, „die wegen der Vollkommenheit ihres eigenthümlichen Baues ganz weiblich genannt zu werden verdienen“.<sup>193</sup> Als vollkommenste weibliche Körper betrachtete Ackermann solche, „wo diejenigen Teile, die zur Verrichtung der Hauptgeschäfte des weiblichen Geschlechts bestimmt sind, am vollkommensten eingerichtet sind“.<sup>194</sup> Explizit verwies Ackermann auf ein im Verhältnis zum übrigen Körper breites Becken. Durch die Einschränkung kenntlich gemacht, waren die weiteren Ausführungen Ackermanns auf einen subjektiv idealtypischen ‚schönen weiblichen‘ Körper beschränkt.<sup>195</sup> Für anders gestaltete Menschen verblieben Räume, auch war eine Grenze zwischen ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ in den Untersuchungen zum Körperbau nicht starr fixiert.

Nach seinen Einführungen, in denen er vorangegangene, insbesondere antike, Lehren mit Kritik bedachte, setzte sich Ackermann inhaltlich mit deren Argumenten auseinander und stimmte durchaus einigen zu: ‚Schöne weibliche‘ Körper hätten „mehr Zellgewebe“, „weichere Haut“, unterschieden sich durch Geruch und Behaarung von ‚schönen männlichen‘ – ebenfalls idealtypischen –

191 Explizit benannte Ackermann hierfür u.a. Platon, Aristoteles, Euripides, Simonides, Hippokrates und A. von Haller.

192 Ackermann, 1788 S.2-4.

193 Ackermann, 1788 S.5-7, auch S.86/87.

194 Ackermann, 1788 S.7.

195 Eine kurze analoge Einschränkung für männliches Geschlecht findet sich ebenfalls: Ackermann, 1788 S.70/71.

Körpern.<sup>196</sup> Von Aristoteles beschriebene geschlechtliche Unterschiede in Bezug auf Zähne, Schädelnähte und Falten an der Stirn verneinte Ackermann hingegen. Diese seien insbesondere durch Alter und individuelle Unterschiede von Körpern bedingt.<sup>197</sup>

(*Relative*) Unterschiede am Schädel fand Ackermann hingegen an den Stirnhöhlen, beim Keilbein und bei den Hirnschalen. Auch seien die Anordnung der Zähne in den Kinnladen und die Ausformung der unteren Kinnlade geschlechtsspezifisch unterschiedlich.<sup>198</sup> Weitere (*relative*) Unterschiede beschrieb Ackermann für Rückenmarkshöhle, Rippen, Rippenknorpel, Brust, Becken, Arme, Schenkel, Fuß, Mundhöhle und Hals, des Weiteren für den Kehlkopf, die Luftöhre, die Unterleibshöhle und die Blutgefäße.<sup>199</sup>

Während idealtypische weibliche Körper mehr Fett als idealtypische männliche Körper aufwiesen, hätten sie im Vergleich zu den Letztgenannten weniger starke Muskeln und einen schwächeren Knochenbau.<sup>200</sup> Die männlichen Knochen und das männliche Gerippe seien „viel stärker“, „weniger nett“ und „weniger fein“.

„Stärke“ und „Schwäche“, „Mehr“ und „Weniger“ waren wesentliche Attribute, die Ackermann verwendete, um geschlechtliche Unterschiede bezüglich des Skeletts und des Zellgewebes zu beschreiben. Die grundsätzliche Ähnlichkeit von Frau und Mann bezüglich der Skelette, Knochen und Gewebe stellte Ackermann indes nicht in Frage (im Gegensatz bspw. zu P. Roussel, der die Geschlechtsteile [darunter auch Brüste] als grundsätzlich verschieden betrachtete).<sup>201</sup>

Geschlechtliche Unterschiede beschrieb Ackermann für das *relative Verhältnis* des Schädels zum gesamten Körper. Hier knüpfte er an seinen Doktorvater S. T. von Soemmerring an, der für das menschliche weibliche Geschlecht ein Verhältnis des Schädels zum gesamten Körper von 1 zu 6 ermittelt hatte; für das menschliche männliche Geschlecht fand er ein Verhältnis von 1 zu 8 oder 1 zu 10. Mit Bezug auf Soemmerring konstatierte Ackermann, dass Frauen einen *relativ in Bezug zum Körper* größeren Schädel als Männer aufwiesen.<sup>202</sup>

Das weibliche Gehirn sei *absolut* etwas kleiner und leichter im Vergleich zum männlichen Gehirn, aber *relativ in Bezug zum Körper* sei es größer und schwerer als das männliche. Auch seien weibliche Nerven, zumindest deren

196 Ackermann, 1788 S.11-20.

197 Ackermann, 1788 S.23/24, 28-32, 42-44.

198 Ackermann, 1788 S.32-49; vgl. Honegger, 1991 S.175.

199 Ackermann, 1788 S.49-140.

200 Ackermann, 1788 S.20-25, 32-49; vgl. Honegger, 1991 S.174/175. Er führte aus: „schon beim ersten Anblicke unterscheidet sich das männliche Gerippe von dem weiblichen: letzteres ist nämlich durchaus feiner ausgearbeitet, weniger stark, und selbst die Zusammenfügung der Knochen scheint das weibliche Gepräge zu tragen“ [Ackermann, 1788 S.20].

201 Ackermann, 1788 S.20/21; zum Vergleich: Roussel, 1786 (1775) S.8/9, 108-142. Diese Feststellung wird in den folgenden Ausführungen noch verdeutlicht.

202 Ackermann, 1788 S.25-27; vgl. Honegger, 1991 S.175; Soemmerring, 1788 S.19.

Enden, kleiner im Vergleich zu größeren und stärkeren männlichen. Diese Ausführungen implizierten eine Höherbewertung weiblichen Geschlechts, da Ackermann in Anlehnung an seinen Doktorvater Soemmerring einen größeren Quotienten zwischen Gehirngröße zur Stärke der Nerven (bzw. Nervenenden) als Kennzeichen größerer Geistestätigkeit annahm.<sup>203</sup>

Interessant ist, wie Ackermann die von ihm beschriebenen geschlechtsspezifischen Unterschiede begründete und die von anderen Gelehrten postulierten widerlegte. Ackermann verwies in den Begründungen auf die Lebensweise – den Gebrauch und Nichtgebrauch von Körperteilen –, wodurch Körper geformt würden. Die binär-geschlechtliche gesellschaftliche Ausgestaltung würde sich nach Ackermann in der körperlichen Konstitution niederschlagen. Sie bewirke, „daß jene Subjekte, welche ununterbrochen körperliche Arbeiten verrichten, größere und stärkere Nerven, und mit diesen zugleich auch stärkere Muskeln, Knochen und Gefäße; hingegen aber ein kleineres Gehirn, und wenigere Geisteskräften

203 Ackermann, 1788 S.140-150; vgl. Soemmerring, 1784 S.21-24; vgl. zur Einordnung der Betrachtungen Ackermanns zu Gehirn auch: Stahnisch, 2007 S.427-429. F. Stahnischs (2007) Interpretation der Ausführungen Soemmerrings ist nicht nachvollziehbar. Stahnisch arbeitete einen Gegensatz zwischen Ackermann und seinem Doktorvater bezüglich der Betrachtungen zu Gehirn und Nerven heraus [Stahnisch, 2007 S.428/429; ähnlich: Stahnisch, 2005 S.214/215]. Korrekt ist, dass Soemmerring Gehirngröße und Gehirngewicht bei der Frau als kleiner als beim Mann beschrieb, das Verhältnis des Gehirns zum Körper betrachtete er allerdings bei der Frau als größer als beim Mann. Soemmerring führte aus, dadurch dass „der hirnfassende Teil“ am weiblichen Schädel größer als beim männlichen Schädel sei, gleiche sich ein vermuteter Unterschied der Gehirngröße bei genauerer Betrachtung aus [Soemmerring, 1788 S.19, 56/57]. In seiner rassistischen (vgl. *Fußnote 336, S.169*) Schrift aus dem Jahr 1784 hatte Soemmerring bereits zuvor ausgeführt, dass das Verhältnis der Gehirngröße zur Körpergröße und das Verhältnis von Gehirngewicht zum Körpergewicht *keinen Schluss* auf die Geistestätigkeit zuließen. *Vielmehr sei das Verhältnis von Gehirngröße zur Nervendicke entscheidend* (der Quotient habe möglichst groß zu sein). Insofern könnte selbst ein Verweis auf kleinere Größe und geringeres Gewicht des Gehirns im Verhältnis zur Körpergröße nicht mit einer Herabwürdigung gleichgesetzt werden. Die diesbezüglichen Ausführungen Ackermanns zu Soemmerring mögen auf den ersten Blick so erscheinen, dass er Soemmerring widersprechen wolle; eine wahrscheinlichere Interpretation ist indes, dass er schlicht ausführen wollte, sowohl Soemmerring als auch er hätten selbst viel abgewogen und dabei das Gehirn von Frauen als etwas kleiner, aber im Verhältnis zur Körpergröße als größer als dasjenige von Männern gefunden [vgl. Ackermann, 1788 S.141/142]. Der bei F. Stahnisch (2005) ebenfalls zu diesem vermeintlichen Widerspruch zwischen Ackermann und Soemmerring angeführte Beleg, der sich erst bei Stahnisch, nicht bei Ackermann vergeschlechtlicht findet, weist wiederum nur auf den Quotienten zwischen der Gehirngröße zur Nervendicke hin, der durch kleiner werdende Nervenenden, die durch Fleiß und Übung erreicht würden, anwachsen könne. Ein größeres Gehirn (ob absolut oder relativ zum übrigen Körper größeres Gehirn, ist bei Ackermann nicht ausgeführt) erweise sich dann, im Zusammenhang mit den kleineren Nervenenden, als Vorteil, als Kennzeichen besserer Geistesfähigkeiten [vgl. Ackermann, 1788 S.149/150; vgl. zur Rezeption: Stahnisch, 2005 S.214f].

erhalten müssen. Jene aber welche eine sitzende Lebensart führen sich weniger mit körperlichen Arbeiten beschäftigten, dafür aber mehr den Wissenschaften widmen, größere Geisteskräfte, oder doch wenigstens eine größere Fähigkeit, sie zu vervollkommen erlangen.“<sup>204</sup> Für ‚schöne weibliche‘ Körper folgerte er: „Das weibliche Geschlecht führt nun größtentheils eine sitzende Lebensart, und beschäftigt sich nicht mit solchen Arbeiten, die anhaltende Körperkräfte und Muskelstärke fordern. Ihre Knochen (§ 8.) und Muskeln sind überdas schwächer (§ 50.) und die Nerven anfänge dünner; (§ 67.) daher es denn auch kein Wunder ist, wenn sie im Durchschnitte genommen zu wissenschaftlichen Unternehmungen tauglicher sind als die Männer; deren größten Theile ohnstreitig körperliche Arbeiten zum Loos geworden.“<sup>205</sup> Der Lebensweise folge nach Ackermann also die Ausgestaltung von Knochen, Muskeln und Nerven,<sup>206</sup> so dass gesellschaftlich unterschiedliche Lebensweisen von Frauen und Männern deren Körper für unterschiedliche Tätigkeiten tauglicher mache.

Diese Aussagen lassen sich fortgesetzt dahingehend interpretieren, dass alle Menschen – auch Männer – durch entsprechende Lebensweise einen ‚schönen weiblichen‘ Körper (mit Ansprüchen an Nerven-, Muskel- und Geistesausprägung) erlangen könnten. Hatte Galenos männliche Körper als vollkommener im Vergleich zu weiblichen Körpern beschrieben und die Möglichkeit von Männern, in ‚weibliche Schwäche‘ abzusinken, als tragisch diskutiert, sah Ackermann in dem ‚schönen weiblichen‘ Körper den besonders zu geistigen Tätigkeiten geeigneten, der für ‚beide Geschlechter‘ erlangbar sei. Entsprechend folgerte Ackermann – ohne geschlechtliche Aufteilungen: „Aus allen diesen hier nur vorgetragenen sehr wahrscheinlichen Resultaten meiner eigenen Beobachtungen und welche als die Ergänzung von H. Hofr. Sömmerring vorgetragenen Meinung anzusehen sind, läßt sich dann auch leicht erklären, woher es komme, daß einer den andern an Geistesfähigkeiten übertreffe; warum jener sehr leicht und auch alles

204 Ackermann, 1788 S.148.

205 Ackermann, 1788 S.148/149; vgl. Honegger, 1991 S.177/178; auch: Honegger, 1989 S.147; Schiebinger, 1993 (1989) S.289; vgl. mit ähnlicher Intention auch folgende Stelle: Ackermann, 1805 (1797/1800) Bd. 2 S.312-313. Intellektuelle Fähigkeiten scheint Ackermann sehr hoch bewertet zu haben, zumindest wertete er sie in einer Rektoratsrede gegenüber handwerklichen Fähigkeiten auf [vgl. Ackermann, 1816 (1810) S.32/33, 36].

206 Gerade Einflüsse der Embryonalentwicklung und im frühen Kindesalter würden sich auf die Stärke und Schwäche von Organen auswirken. So führe eine feuchte Umgebung in der Embryonalentwicklung zu weicheren Organen, u.a. Knochen [vgl. Ackermann, 1804 u.a. S.7]; eine Ernährung bei der zuviel ‚Knochen härten-des Oxygen‘ (vgl. *im Folgenden*) vermieden werde, führte Ackermann als hilfreich an, Geburten zu erleichtern [Ackermann, 1804]. Äußere Einflüsse (und nicht-angeborene Faktoren) nahm Ackermann auch als ursächlich für Kretinismus an. Dieser sei auf weiche Knochen, bedingt durch Rachitis, zurückzuführen und durch eine Verlegung des Aufenthaltsortes behandelbar (Ackermann empfahl, bei seinen Untersuchungen in der Schweiz, höhere Berglagen) [Ackermann, 1790 S.52/53, 57-67, 117-120].

bearbeitet; der andre hingegen viele Zeit und große Mühe anwenden mus. Derjenige wird nemlich zu allen Unternehmungen tauglicher seyn, welcher in Verhältniß zur Hirnmasse kleinere; jener hingegen weniger geschickt der grössere Nerven hat.“<sup>207</sup>

*Obgleich sich Ackermann von Descartes'schen Gedanken des Dualismus von Körper und Geist/Seele entfernt, aus denen die Emanzipation von Frauen unterstützende Richtungen Vernunftbegabung für Männer und Frauen gefolgert hatten, leitete auch er aus seiner These der Einheit von Körper und Geist die Vernunftbegabung von Frauen und Männern ab.<sup>208</sup> Aufgrund der Lebensweise sei die Vernunftbegabung bei der Frau individuell sogar wahrscheinlicher als beim Mann.*

Ackermanns Dissertation erweist sich bei genauerer Betrachtung allerdings nur als ein Baustein für das Verständnis Ackermanns von ‚Geschlecht‘. Es ist auffällig, dass von Ackermann keine weitere Arbeit überliefert ist, die sich explizit und hauptsächlich mit vermeintlichen ‚Geschlechtsmerkmalen außer den Geschlechtsteilen‘ auseinandersetzt. Widersprüchlich zu dem bisher Dargestellten erscheinen seine Ausführungen zu Geschlechtsteilen: Bei Ackermann trat der von vielen seiner Kollegen detailliert ausgearbeitete Geschlechtsunterschied zurück. Ackermann ging davon aus, dass in jedem Individuum die Geschlechtsteile beider Geschlechter angelegt seien und dass sich erst mit der Entwicklung des Individuums eines der Geschlechter ausprägen. Die Organe würden aus einer gemeinsamen Organanlage entstehen.<sup>209</sup> Neben weiblichem und männlichem Ge-

207 Ackermann, 1788 S.149.

208 Deutlicher noch vertritt Ackermann die Einheit von Körper und Seele in: Ackermann, 1816 (1810) S.5. Zum Verbleib der Seele in Ackermanns Auffassung vgl.: Hagner, 1997 S.125/126.

209 Ackermann, 1805b S.89-92. Ackermann schrieb bezüglich menschlicher Genitalien: „In omni individuo latent utriusque sexus genitalia; [...]“ (lat., „In jedem Individuum sind der Möglichkeit nach die Zeugungsteile [Geschlechtsteile] beider Geschlechter vorhanden“, eigene Übersetzung) [Ackermann, 1805b S.90; vgl. J. K., 1805 S.262]) und setzte an anderer Stelle fort: „Ex hac succincta genitalium descriptione patet, in omni individuo utriusque sexus organa adesse, sed unius tantum sexus evoluta conspici, et penem clitoridi, prostatam utero, colliculum seminale vaginae matricis portioni, urethram vaginae, testem ovario, ductum deferentem tubae[,] scroto externa pudendi labia congruere vel potius analogae esse.“ (lat., „Aus den dargelegten Beschreibungen der Zeugungsteile [Geschlechtsteile] wird offenbar, dass in jedem Individuum beiderlei Geschlechtsorgane [in Anlage] vorhanden sind, dass aber nur ein Geschlecht gänzlich zum Vorschein kommt und dass der Penis der Klitoris, die Prostata dem Uterus, die Harnröhre der Vagina, der Hoden dem Eierstock, Ductus deferens [Ausführungsgang] den Tuben [lat. Tuba Falloppiae: Fallopischen Röhren, Eileiter, Anm. HJV], der Hodensack den äußeren Schamlippen analog sind.“, eigene Übersetzung) [Ackermann, 1805b S.92]. Da aus einer Anlage hervorgehend, würden die angeführten Analoga (Penis/Klitoris, Prostata/Uterus etc.) nach Ackermann niemals beide gleichzeitig an einem Individuum auftreten [Ackermann, 1805b S.92; vgl. Beck, 1827 S.69].

schlecht gebe es beim Menschen „Aphroditen“. Diese würden Geschlechtsteile beider Geschlechter besitzen, die allerdings ‚unvollkommen‘ und nicht zur Zeugung tauglich seien.<sup>210</sup> Das Vorkommen von ‚vollkommenen Hermaphroditen‘ (mit Geschlechtsteilen beider Geschlechter, wobei beide zur Zeugung tauglich seien) hielt Ackermann beim Menschen für nicht möglich (wohl aber bei Pflanzen und ‚niederen Tieren‘).<sup>211</sup>

Aus einigen weiteren Schriften Ackermanns werden seine Intentionen deutlicher: Wichtig schien es ihm zu sein, kritisch und offensiv aus seiner Sicht veraltete Lehren zu korrigieren. Das zeigte sich bereits in der besprochenen Dissertation. Deutlicher wird diese kritische und offensive Vorgehensweise bei seiner Auseinandersetzung mit Lehren F. J. Galls in der Schrift *„Die Gall'sche Hirn-, Schedel-, und Organenlehre vom Gesichtspunkte der Erfahrung aus beurteilt und widerlegt“* (1806). In harschem und spöttischem Ton, sich allerdings durchaus bewusst, dass Gall über eine breite Anhängerschaft verfügte,<sup>212</sup> wandte sich Ackermann gegen die Hirn-, Schädel- und Organlehren Galls. Ackermann widersprach der Auffassung Galls, dass das Rückenmark ‚entwicklungsgeschichtlich‘ dem Gehirn vorausgehe und dass sich das Gehirn aus dem Rückenmark bilde. Vielmehr entstünden Rückenmark und Gehirn im Organismus gleichzeitig, und es sei das Gefäßsystem – speziell die Sinnesnerven – die Wurzel des Gehirns.<sup>213</sup> Knochen und Schädel bildeten sich nach Auffassung Ackermanns nicht, wie Gall sich das vorstellte, durch Mineralisation aus anorganischen Stoffen, sondern aus organischen Stoffen (hier wird Ackermanns Nähe zu Buffon deutlich);<sup>214</sup> zudem bilde sich der Schädel nicht nach der Größe des Gehirns, sondern sei im befruchteten Ei in Größe und Proportion bereits angelegt (hier folgte er präformistischen

---

Ähnliche Ausführungen der Entsprechung weiblicher und männlicher Geschlechtsteile finden sich u.a. bei: Schubert, 1806 S.135-213; Döllinger, 1816; Ducrotay de Blainville 1819 (1818); Hegel, 1987 (1805/1806) S.160/161; Hegel, 1983 (1830) S.516-519; Meckel, 1816 S.198 und bspw. S.210. Auch J. F. Blumenbach setzte Entwicklungsprozesse („Bildungstrieb“) zentral [Blumenbach, 1971 (1781) u.a. S.39-46, 55-60; Blumenbach, 1798 S.69ff], arbeitete die Variation bzgl. der Geschlechtsteile zwischen verschiedenen Tierklassen heraus und betonte die Ähnlichkeit von weiblichen und männlichen Geschlechtsteilen. Die Ähnlichkeit würde nach Blumenbach durch das Vorkommen von Merkmalen, die dem einen Geschlecht zugeordnet seien, beim anderen Geschlecht unterstützt [Blumenbach, 1805 S.429-452, 453-484, 504-509, sowie Fußnoten S.65f, 470f, 504f; vgl. Giese, 1919 S.54ff].

210 Mit dieser Begründung schlug Ackermann die Verwendung des Begriffes ‚Aphrodit‘ statt ‚Hermaphrodit‘ vor. Theorien zu ‚Hermaphroditismus‘ werden (ab S.188 in diesem Kapitel) ausführlich betrachtet.

211 Ackermann, 1805 (1797/1800) Bd. 2 S.289/290 und ff; vgl. auch: Ackermann, 1805b S.1-25, 93-103.

212 Ackermann, 1806 in der Vorrede; vgl. für positive und negative Reaktionen auf Gall sowie das – auch geschlechtlich – sehr gemischte Publikum bei dessen Vorträgen: Hagner, 1997 S.119-129.

213 Ackermann, 1806 S.1-50.

214 Ackermann, 1806 S.53f.

Theorien).<sup>215</sup> Was die Organlehre betrifft, wandte sich Ackermann gegen die Auffassung Galls, dass jedes Geistesvermögen ein Organ habe. Weder „Mordorgane“, noch „Diebesorgane“, noch das „Organ der Geschlechtsliebe“, das „Organ der Freundschaft“ oder das „Organ des Witzes“ gebe es; sondern durch die zahlreichen Sinnesorgane des Menschen, die Weiterleitung und schließlich die Weiterverarbeitung von Reizen im Gehirn ließen sich Lebensprozesse und Reaktionsvermögen, auch Differenzen zwischen verschiedenen Individuen, physiologisch weit besser erklären.<sup>216</sup> Durch ihren Gebrauch oder Nichtgebrauch würden sich Organe individuell stärker oder schwächer ausbilden.<sup>217</sup>

Schon die Betrachtungen in Ackermanns Dissertation sind in dessen physiologisches Verständnis einzubeziehen, auch wenn man davon ausgehen kann, dass er, als er die Arbeit schrieb, die später von ihm entwickelten Theorien nur in Ansätzen ausgearbeitet hatte.<sup>218</sup> Ganz deutlich wird Ackermanns physiologisches Verständnis hingegen in seiner Schrift „*Versuch einer physischen Darstellung der Lebenskräfte organisirter Körper*“,<sup>219</sup> deren ersten Band er 1797, deren zweiten er 1800 veröffentlichte. So gewichtete Ackermann Knochen und das Skelett in diesen naturphilosophischen Vorstellungen nicht so hoch, wie es in seiner Dissertation auf den ersten Blick erscheinen mag. Stattdessen betrachtete er Knochen und Skelett lediglich als Beispiele organischer Stoffe und ordnete sie in das System einer „chemischen Physiologie“ ein. In dieser würden „Säurestoff“ (Sauerstoff), „Stickstoff“, „Wasserstoff“, „Kohlenstoff“ und „Erde“ die Grundbestandteile aller organischen Materie darstellen. Die unterschiedlichen organischen Stoffe entstünden durch Bildungs- und Zerfallsprozesse aus diesen Grundbestandteilen (hier zeigen sich *epigenetische Vorstellungen*), wobei der „Wärmestoff“ – im Sinne zugeführter Energie – Unterschiede zwischen organischen Stoffen bedinge. (Die Relevanz von „Wärmestoff“ erinnert an die Bedeutung von ‚Hitze‘ in antiken naturphilosophischen Beschreibungen.) Knochen-substanz war in der Auffassung Ackermanns nichts anderes als *einer der organischen Stoffe*.<sup>220</sup>

Weitreichende geschlechtliche Unterschiede führte Ackermann auf dieser Basis dennoch aus. Sie waren in die „chemische Physiologie“ grundsätzlich eingepasst, so dass sie weitreichendere Wirkungen als die nur für ein spezielles Gewebe gültigen Knochen-Unterscheidungen in der Dissertation hatten. Frauen

215 Ackermann, 1806 S.77.

216 Ackermann, 1806 S.85-198.

217 Ackermann, 1806 S.96-105; vgl. ebenso Ackermann, 1806 S.66-68.

218 U.a.: Ackermann, 1788 S.11-14, und 15/16; deutlich wird dieses physiologische Grundverständnis auch in seiner zwei Jahre später erschienenen Schrift, in der er „Erde“ zur Festigkeit von Organen – Knochen, Muskeln, Gefäßen, Bändern – zentral setzte: Ackermann, 1790 S.57-67, 117-120.

219 Ackermann, 1805 (1797/1800).

220 Ackermann, 1805 (1797/1800) Bd. 1 insbesondere S.1-83, Bd. 2 S.38/39; vgl. prägnant: Ackermann, 1804 S.4/5; vgl. auch: Ackermann, 1790 S.57-67.

seien aus „häufigerem und lockerem Zellstoff“ gebaut („Zellstoff“ beschrieben im Sinne von Zellgewebe, aus dem alle Organe und Gewebe bestünden, aber gleichzeitig auch als Zwischensubstanz von Organen, insbesondere Fettgewebe), wogegen Männer aus festerem „Zellstoff“ bestünden. Alle Gewebe und Organe seien daher beim Mann „fester“ und „dichter“, bei der Frau „schlaffer“ und „weicher“ ausgebildet. Bei Frauen gingen die einzelnen Körperteile mehr ineinander über, und Frauen wirkten in ihrem Aussehen gefüllter und weicher.<sup>221</sup>

Neben der unterschiedlichen Dichte des „Zellstoffgewebes“ und als Ursache dieser nahm Ackermann unterschiedliche Anteile von „Wasserstoff“ (bzw. „Hydrogen“) und „Säurestoff“ (bzw. „Oxygen“) in den Körpern von Frauen und Männer an. So sei der Zeugungsstoff, der von der Frau komme, mehr durch „Wasserstoff“ geprägt, wogegen derjenige, den der Mann zur Ausbildung des Embryos beisteuere, mehr durch „Säurestoff“ gekennzeichnet sei. Der unterschiedliche Gehalt an „Wasserstoff“ und „Säurestoff“ würde die spezifische Ausprägung des Geschlechts des Embryos bewirken, – zunächst habe der Embryo aber das Potenzial sich sowohl in Richtung weiblichen als auch in Richtung männlichen Geschlechts zu entwickeln. Überwiege quantitativ der Anteil des Mannes, so bilde sich beim Embryo männliches Geschlecht aus; sei der Anteil der Frau vorherrschend, entstehe ein Embryo weiblichen Geschlechts; bei gleichen Anteilen entwickle sich ein (herm)aphroditischer Embryo (letzterer sei ‚unvollkommen‘, es wären nicht beide, weibliche und männliche, Geschlechtsteile zur Zeugung tauglich vorhanden). „Wasserstoff“ bzw. „Säurestoff“ würden sich auch auf die weitere körperliche Entwicklung und das gesamte Leben hindurch auswirken.

Auch die Atmosphären um Frauen und Männer seien entsprechend durch „Wasserstoff“ und „Säurestoff“ unterschiedlich geprägt: Während die Frau eine durch „Wasserstoff“ dominierte Atmosphäre um ihren Körper habe, sei in derjenigen des Mannes „Säurestoff“ vorherrschend.<sup>222</sup> Diese unterschiedlichen Atmo-

221 Ackermann, 1805 (1797/1800) Bd. 2 S.310-313; vgl. Ackermann, 1788 S.11-14.

222 Ackermann, 1805b, vgl. J. K., 1805 S.261; Hufeland (Hrsg.), 1806 S.391/392; Jörg, 1809 S.6/7; ggf. schon in ersten Ansätzen nachlesbar in: Ackermann, 1788 S.15/16. Ausführlich führte auch J. H. F. Autenrieth (1807) eine auf Sauerstoff und Wasserstoff basierte chemisch-elektrische Theorie eines Geschlechtsunterschiedes aus. Nach Autenrieth habe die Frau weniger Sauerstoff als der Mann im Körper, um bspw. die Erde des Körpers (u.a. diejenige der Knochen) zu verhärten. Die Frau sei daher in allen ihren Teilen weicher als der Mann. Stattdessen habe die Frau mehr Wasserstoff als der Mann im Körper, was sich an einem reichhaltigeren Fettgewebe sowie an einer größeren Menge Nerven und Gehirn zeige. Ein höherer Sauerstoffanteil bedeutete nach Autenrieth auch, dass der Körper eine länglichere Form annehme, wohingegen mehr Wasserstoff zur Abrundung des Körpers führe [Autenrieth, 1807 insbesondere S.3-13, 23-27]. Ausführliche Untersuchungen zu solchen Betrachtungen Ackermanns und Autenrieths könnten einen weiteren Baustein liefern, um die Forschung zu physikalisch-chemischen Argumentationen in historischen wissenschaftlichen Geschlechtertheorien zu be-

sphären und das weichere oder härtere Aussehen würden dazu führen, dass Frau und Mann sich wechselseitig angezogen fühlten, was zur Fortpflanzung diene.<sup>223</sup> Damit würde die „Geschlechtsliebe“ am „anderen Geschlecht“ mit Ziel der „Vollziehung des Geschäftes der Fortpflanzung in den edleren Thierklassen“ – den Menschen eingeschlossen – erfüllt.<sup>224</sup>

Ackermanns Ausführungen zu ‚Geschlecht‘ waren in seinem „*Versuch einer physischen Darstellung der Lebenskräfte organisirter Körper*“ an den Gedanken der Fortpflanzung gekoppelt. Sie tauchen dort ausschließlich in einem Kapitel auf, das sich mit Zeugung, Wachstum und Entwicklung organischer Körper beschäftigt. Und auch mit den an gleicher Stelle beschriebenen Zeugungsauffassungen erweist sich Ackermann als ein interessanter Autor, da er *eine Position zwischen Präformation und Epigenese* bezog. Zu seiner ‚epigenetischen‘ Grundüberzeugung, dass alle Organe aus organischen Stoffen gebildet seien, gesellte sich die präformistische Auffassung, dass bei Organismen ‚niederer‘ Organisationsstufen prinzipiell, bei Organismen ‚höherer‘ Organisationsstufen nach der Zusammenlagerung von Ei und Samen, alle Organe bereits vorhanden seien und nur wachsen müssten:<sup>225</sup> „Keime sowohl als Eier sind oder enthalten nicht etwa die Anfänge oder Rudimente eines organischen Körpers; sondern eben diesen Körper in seinem vollkommensten Ebenmaße, aber nur in äußerst kleinen Verhältnissen.“<sup>226</sup>

Ackermann war einer der Vertreter der institutionalisierten Wissenschaften,<sup>227</sup> die in der Zeugung und in den Geschlechtsteilen weniger Unterschiede zwischen weiblichem und männlichem Geschlecht erblickten als andere Gelehrte. Stattdessen betonte Ackermann andere Merkmale, in denen sich zwei Geschlechter unterschieden. Weitreichende geschlechtliche Unterschiede beschrieb Ackermann für das allen Organen und Geweben zu Grunde liegende „Zellstoffgewebe“ und noch fundamentaler (bei den Grundbausteinen organischer Substanzen angesiedelt) für die „Wasserstoff“- und „Säurestoff“-Anteile von Körpern und die diese umgebenden Atmosphären. Allerdings erscheinen auch diese Unterschiede des „Zellstoffgewebes“ und der chemischen Organisation der Körper und der Atmosphären um diese als *relative* und nicht als grundsätzliche. Anatomische ge-

---

reichern; interessante Forschungsergebnisse legte hierzu bereits D. Heinsohn (2005) vor [vgl. Heinsohn, 2005 insbesondere S.155-244].

223 Ackermann, 1805b u.a. S.58-60; vgl. J. K., 1805 S.261. Vgl. außerdem: Ackermann, 1805 (1797/1800) Bd. 2 S.313-314. Ansätze für solche Beschreibungen finden sich auch bei: Ackermann, 1788 S.11-16.

224 Ackermann, 1805 (1797/1800) Bd. 2 S.313-314; vgl. auch die Interpretation und Begründung festgestellter Unterschiede, die Ackermann in seiner Dissertation als auf Fortpflanzung gerichtet beschrieb: Ackermann, 1788 S.133-138.

225 Ackermann, 1805 (1797/1800) Bd. 2 S.281-328, 317-319.

226 Ackermann, 1805 (1797/1800) Bd. 2 S.285.

227 Vgl. für weitere Vertreter S.151ff und S.154ff in diesem Kapitel.

schlechtliche Unterscheidungen waren in Ackermanns Verständnis eher sekundär (und ebenfalls *relativ*).

### **P. Roussel konstruierte die Frau mit anatomischen Argumenten und solchen aus der Temperamentenlehre und traf moralische Ableitungen**

Wie Ackermann wurde auch P. Roussel in der Forschung der letzten Jahrzehnte vielfach als wichtiger Kopf bei der Begründung der modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften in Bezug auf Geschlechterdifferenz und -gleichheit benannt. Die Ausführungen Rousseaus hierzu hätten durch ihn physiologische Fundierung gefunden. Dem wird im Folgenden nachgegangen. Vorweggenommen sei, dass Roussel in „*Système physique et moral de la femme*“ (frz. 1775, in dt. Übersetzung 1786: „Physiologie des weiblichen Geschlechts“)<sup>228</sup> mehr noch als Ackermann auf antike Tradition verwies, wobei er insbesondere auf Hippokrates Bezug nahm und an diesen anknüpfende Theorien vorlegte.

Als auf eine allgemeine und anerkannte Meinung verwies Roussel darauf, dass das Skelett bei weiblichem und männlichem Geschlecht unterschiedlich beschaffen sei. Merkmale der Frau beschrieb er relativ zum Mann. (*Relative*) Unterschiede lägen in der Größe und Stärke der Knochen, gebe es in den Bein- und in den Schlüsselbeinen.<sup>229</sup> Solche Unterschiede fänden sich in allen Teilen des Körpers, „nämlich die Gefäße, Nerven, Fibern der Muskeln, Flechten, Bänder, und auch das zellige Gewebe, das gedachten Theilen zum allgemeinen Verbindungsmittel dient, haben solche Kennzeichen an sich, welche schon von ferne anzeigen, zu was für Verrichtungen das weibliche Geschlecht berufen, und zu was für einem leidenden Zustande dasselbe von der Natur bestimmt sei. Alle diese nur eben genannten Theile sind dünner, kleiner, feiner und auch geschmeidiger, als in dem männlichen Körper.“<sup>230</sup> Roussel widersprach der Auffassung des Hippokrates, dass die Erziehung für die Ausbildung dieser als typisch weiblich angeführten Merkmale verantwortlich sei. Mit dem Verweis, dass diese „typisch weiblichen“ Charakteristika „in allen Ländern und bei allen Völkern“ vorkämen, markierte Roussel sie als allgemeine und ‚natürliche‘. Frauen hätten „schöne Züge“, ihre Gewebe würde „Dellen ausfüllen“ und die „Körper zart und schön gestalten“, all dies liege – so Roussel – im „Wollen der Natur“.<sup>231</sup>

Seine Feststellungen über Frauen interpretierte Roussel bis hin zu psychischen und moralischen Eigenschaften, und er untermauerte seine Feststellungen

228 Die Arbeit wurde verschiedentlich neu aufgelegt und fand in Frankreich weite Verbreitung; deutschsprachig wurde sie ebenfalls in wissenschaftlichen Kreisen weithin diskutiert. Eigentlich wollte Roussel diese Schrift um eine entsprechende zum Mann ergänzen, diese blieb allerdings Fragment [Honegger, 1991 S.143f].

229 Roussel, 1786 (1775) S.8-13.

230 Roussel, 1786 (1775) S.14.

231 Roussel, 1786 (1775) S.18/19.

mit der *Temperamentenlehre*. Frauen seien reizbarer und beweglicher als Männer; sie seien zärtlicher, leidenschaftlicher und emotional erregbarer als diese. Frauen würden schneller zu Zorn neigen, seien empfindlicher; und ihre höhere Beweglichkeit führe zur Unbeständigkeit ihrer Meinung.<sup>232</sup> Frauen würden über Verstand verfügen, wobei Roussel diesen allerdings ebenfalls als verschieden von dem der Männer ansah. So würde sich der Verstand von Frauen als Empfindsamkeit und Leidenschaft zeigen.<sup>233</sup>

Ausdrücklich anknüpfend an Hippokrates, Aristoteles und Galenos, führte Roussel zur Begründung die Temperamentenlehre, in der Ausformung von G. E. Stahl, aus. Roussel unterschied sanguinisches, phlegmatisches, melancholisches und gallichtes Temperament, wobei Frauen meist sanguinisches Temperament hätten. Dieses würde am besten ihre Schönheit und Gesundheit erklären; auch hätten Frauen somit meist einen frohen Sinn, munteren und lebhaften Gemütscharakter, frisches und gesundes Befinden und glatte Haut. Das ihnen eigene Gewebe, auch ihre Zartheit und Schönheit diene dem Zweck, den ihnen ‚die Natur gegeben‘ habe: dem Gebären. Daher trete auch die Schönheit erst mit der Gebärfähigkeit zu Tage und bilde sich nach ‚Erfüllung der Aufgabe‘ wieder zurück.<sup>234</sup> Eine spezifische Ernährung, Bewegung, Lebensweise sei notwendig, damit sich Schönheit und Gesundheit der Frau ausbildeten und erhielten.<sup>235</sup> Roussel führte anatomische und physiologische Merkmale als typische aus und erstreckte diese auch auf die Verstandeskkräfte. Davon ausgehend, traf Roussel psychische und moralische Ableitungen, die Lebensweise und mögliche Betätigungsfelder von Frauen einschränkten. So seien Frauen auf Grund postulierter Unbeständigkeit untauglich u.a. für politische Tätigkeiten; Roussel betrachtete Mutterschaft als die wichtigste Aufgabe der Frau.

Der besonderen Unterscheidung weiblichen und männlichen Geschlechts widmete Roussel eine ganze „zweite Abtheilung“. Das Modell der Entsprechung der Geschlechtsteile, wie es von Galenos geprägt wurde, lehnte Roussel gleich auf der ersten Seite dieser Abteilung ab. Er führte aus, dass sich die Prozesse der Fortpflanzung bei Frau und Mann unterschieden. Der Mann würde „etwas hineingeben“, die Frau „etwas empfangen“. Unterschiedliche physiologische Prozesse würden unterschiedliche Merkmale erfordern, weshalb die ‚Geschlechtsmerkmale‘ verschieden seien. Als wichtigste weibliche Geschlechtsmerkmale sah Roussel Gebärmutter und Brust an. Er beschrieb auch Fallopische Röhren (Eileiter) und Eierstöcke, deren Funktion allerdings noch nicht geklärt sei und deren Wirkung er als nicht so maßgeblich wie die von Gebärmutter und Brust erachtete.<sup>236</sup>

---

232 Roussel, 1786 (1775) S.21-35.

233 Roussel, 1786 (1775) S.36-41.

234 Roussel, 1786 (1775) S.57-72.

235 Roussel, 1786 (1775) S.73-107.

236 Roussel, 1786 (1775) S.108-142.

Für die Zeugung von Nachwuchs beschrieb Roussel die Beteiligung von Samen beider, der Frau und des Mannes. Er betonte, wie vollkommen in dieser Hinsicht die Lehre des Hippokrates sei, verglichen mit denen einiger seiner Zeitgenossen. Weiblicher Samen sei ggf. flüssiger und heller, aber in seiner Existenz nicht anzuzweifeln, wie es im Anschluss an Aristoteles getan würde. Kritisch äußerte sich Roussel überdies zu Präformationstheorien. Roussel folgte Buffon in der Annahme, dass es sich beim männlichen Samen um Samenteilchen und nicht um Samentiere handle und dass männlicher Samen über bewegendes Prinzip an der Ausbildung des Embryos beteiligt sei.<sup>237</sup>

Roussel beschrieb weitgehende Differenzen zwischen Frau und Mann. Diese Differenzen beschrieb er als *relative*, lediglich die auf Fortpflanzung gerichteten Geschlechtsteile erscheinen bei ihm als grundsätzlich unterschiedlich. Die Frau sei körperlich und moralisch beschränkt, wie ihre Aufgabe, die sie mit der Mutterschaft zu übernehmen habe. Indes ging Roussel nicht so weit – wie verschiedene Gelehrte seiner Zeit –, die Beteiligung der Frau an der Zeugung mit einem zumindest nahezu gleichwertigen Samenbeitrag zu bestreiten.

### **Das Verhältnis von Physiologie und Anatomie in den Schriften Ackermanns und Roussels**

Bei Ackermann und Roussel ist deutlich geworden, wie sie jeweils ein System der Biologie weiblichen Geschlechts gegenüber männlichem Geschlecht entwickelten. Hierbei griffen beide auf anatomische und physiologische Erklärungen zurück und kritisierten antike Lehren teilweise, bezogen sich aber an anderer Stelle auch auf Ausführungen daraus. Als physiologische Elemente waren bei Ackermann die „chemische Physiologie“ und gewisse Zeugungstheorien zentral, bei Roussel waren es die Temperamentenlehre und Zeugungstheorien. Beiden Gelehrten ist gemein, dass sie für weibliches und männliches Geschlecht nahezu gleichwertige Zeugungsbeiträge annahmen und diesbezüglich nicht den Präformationstheorien folgten, die insbesondere den weiblichen Zeugungsbeitrag geschmälert hatten. Fortpflanzung setzten sie in der Erklärung der von ihnen beobachteten geschlechtlichen Unterschiede zentral. ‚Die Natur‘ habe Frau und Mann zur Fortpflanzung unterschiedlich gestaltet, was sich auf anatomische, psychologische, charakterliche und moralische Merkmale auswirke. Während Ackermann die Geschlechtsteile (auch die übrigen Organe, Gewebe und Knochen) mit gemeinsamem Ursprung beschrieb, führte Roussel die Geschlechtsteile als grundverschieden aus. Während Ackermann Lebensweise und Erziehung als wichtige Einflussfaktoren auf die Ausbildung von (geschlechtlichen) Unterschieden ausführte, bestritt Roussel die Rolle von Lebensweise und Erziehung bei der Ausbildung geschlechtlicher Unterschiede, und führte er sie lediglich als für Schönheit und Gesundheit bedeutsam an.

237 Roussel, 1786 (1775) S.175-205.

Beide Autoren haben über den Ursprung von als geschlechtlich gedachten Unterschieden sehr verschiedene Theorien vorgelegt. Der Streit um die Stellung von Frau und Mann (insbesondere um die Stellung der Frau) in der Gesellschaft wurde von ihnen mit weiteren Argumenten angefüllt; gänzlich unterschiedlich zu den schon vorliegenden Theorien argumentierten Ackermann und Roussel indes nicht. So sollten sie auch nicht als Vertreter einer beginnenden „Sonderanthropologie der Frau“ verstanden werden, sondern es sollte die durch sie vorgenommene Verschiebung bei der Postulierung sonderanthropologischer Argumente in den Blick genommen werden. *Hierbei ist ein Weniger an Unterschieden der Zeugungsbeiträge (bei Ackermann auch der Geschlechtsteile) von Frau und Mann festzuhalten, wogegen – ausgehend von der Annahme der Wichtigkeit von Bildungsvorgängen – fundierter und unter Einsatz neuer Techniken nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden in den übrigen Geweben und Organen gesucht wurde* (wobei durch Ackermann und Roussel mehr die Unterschiede, diese allerdings als *relative*, herausgearbeitet wurden).

Dieser Punkt kann für zukünftige Betrachtungen zentral sein: In einer gesellschaftlichen Ordnung, in der ein bürgerlicher oder aristokratischer Mann über deutlich mehr Rechte verfügte als eine Frau aus den gleichen Gesellschaftsschichten, drängten die vermehrten Forderungen nach Gleichheit zu einem Ausgleich, der sich auch in den Wissenschaften niederschlug – wie etwa durch die Postulierung gleicher Zeugungsbeiträge, durch das Herausarbeiten von Gemeinsamkeiten von Frau und Mann unter biologischem Aspekt und durch die Betonung der Rolle der gesellschaftlichen Bedingungen, insbesondere der Erziehung, für die Ausprägung geschlechtlicher Unterschiede. Konzessionen an die gesellschaftlich tief verankerte Annahme von Geschlechterdifferenz wurden auch in solchen biologisch-medizinischen Schriften, die eher Gleichheit betonten, durch ein Mehr und Weniger in der Ausprägung körperlicher Merkmale gemacht. Gegenbewegungen, die Geschlechterdifferenzen favorisierten und die sich ebenso in biologisch-medizinischen Wissenschaften fanden, argumentierten biologisch oder religiös mit einem Geschaffensein zweier Geschlechter zur Fortpflanzung. Neben einem Mehr und Weniger körperlicher Merkmale betonten sie für die Geschlechtsteile und das Gehirn wesentliche Unterschiede, die auf die Rolle bei der Fortpflanzung und die damit verbundene Rolle in der Gesellschaft ausgerichtet seien. Die biologisch-medizinischen Argumente zu Geschlechterdifferenz und -gleichheit gingen wiederum auch in die gesellschaftliche Debatte ein.

Entgegen der gesellschaftlichen Debatte um Geschlechtsteile, Körperstärke, Schädel und Gehirn wurden die als geschlechtsbestimmend betrachteten Faktoren in nur für ‚Experten‘ sichtbare (vielmehr: deutbare) Strukturen verlagert, wurden Entwicklungsvorgänge zentral gesetzt. Einer ‚kritischen Öffentlichkeit‘ waren solche unsichtbaren Strukturen weit weniger zugänglich. Sie waren damit weniger diskutierbar und konnten zu den fundamentalen ‚wahren Kennzeichen‘ von Geschlecht aufsteigen. Neben den Auseinandersetzungen um Vernunft, Lernfähigkeit, körperliche Stärke und Schwäche wurde damit das sich in der

*Querelle des sexes* häufiger findende Motiv einmal mehr zentral, ob als geschlechtlich gedachte Merkmale *erworben* würden oder sich bereits in einer ‚Uranlage‘ des Individuums auffinden ließen, also *angeboren* seien.

## Fortführung der Debatten um Geschlechterdifferenz und -gleichheit Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts

Die von Ackermann und Roussel in ein naturphilosophisches Gesamtverständnis eingebetteten Theorien über Geschlechtergleichheit und -differenz wurden von anderen Gelehrten aufgegriffen und in spezialisierten Untersuchungen zu Schädel, Gehirn, Knochenbau etc. vertieft. Auch in allgemeine Lexika erhielten sie Eingang.<sup>238</sup>

Ausgewählte Beiträge<sup>239</sup> aus der Debatte werden im Folgenden angeführt, um die Rezeption anschaulich zu machen. Dabei wird zunächst in verschiedenen Artikeln der „*Deutschen Encyclopädie*“ beschriebenen *Geschlechterdifferenzen und -gleichheiten im gesamten Körperbau* nachgegangen. Anschließend wird mit Ausführungen J. Iths und E. J. Georgetts herausgearbeitet, wie das *Gehirn als geschlechtsunterscheidend* postuliert wurde. Den Geschlechterdifferenz betonenden Schriften Iths und Georgetts wird *mit solchen, die Geschlechtergleichheit betonen*, begegnet. Begonnen wird hierbei mit den Ausführungen K. A. Erbs; vertieft werden Beiträge zur *Entsprechung der Geschlechtsteile und einer gemeinsamen geschlechtlichen Anlage*, da diese in der Rezeption der letzten Jahrzehnte von

238 Eine umfangreichere Betrachtung lexikalischer Beiträge zu den Stichworten ‚Geschlecht‘, ‚Frau‘ und ‚Mann‘ nahm U. Frevert (1995) vor. Frevert wies darauf hin, dass unter diesen Stichworten mit dem 18. Jh. zunehmend biologische Begründungen von Geschlechterdifferenzen eingingen. Zudem habe die biologische Bezeichnung ‚Geschlecht‘ (für weiblich, männlich) mehr Raum erhalten [Frevert, 1995 S.13-60]. Wie Klöppel (2008) berechtigt anmerkte, zog Frevert nicht alle möglichen Stichworte in Betracht (die Nutzung des Begriffs ‚Geschlecht‘ zur Bezeichnung zweier menschlicher Geschlechter setzte sich erst im 18. Jh. durch, zuvor orientierte sich die Verwendung des Begriffs ‚Geschlecht‘ an der des lateinischen ‚genus‘; es wurde also im Sinne von ‚Abstammung‘, ‚Menschheit‘, ‚Menschengeschlecht‘ verwendet) [Klöppel, 2008 S.194/195; vgl. Frietsch, 2002 S.176; Seebold, 2002 S.351]. Auch ist anzumerken, dass bereits vor dem 18. Jh. dezidierte Unterscheidungen weiblicher und männlicher Körper vorgenommen wurden und in den Lexika des 18./19. Jh. lediglich breitere diesbezügliche Betrachtungen zu konstatieren sind.

239 Es gab zahlreiche Beiträge, von denen nur einige dargestellt werden können. Damit werden einige Argumentationen zu Geschlechterdifferenz erneut und mit zum Teil anderem Material dargestellt (weiter ausgearbeitet, tw. mit anderem Blickwinkel, finden sich diese in Sekundärliteratur, bspw. bei C. Honegger [1991] oder U. Frevert [1995]). Konfrontiert werden diese Differenz fokussierenden Argumentationen mit Ausführungen, die punktuell oder weitreichend Geschlechtergleichheit postulierten. Letztere werden, da in der Forschung der letzten Jahrzehnte nicht oder kaum beachtet, umfassender (selbstverständlich dennoch nicht vollständig) dargestellt.

biologisch-medizinischen Betrachtungen zu Geschlecht um 1800 vernachlässigt wurden. Abschließend wird im Spannungsverhältnis zwischen Theorien der Entsprechung der Geschlechtsteile und solchen, die Differenzen von Geschlechtsteilen hervorhoben, der Frage nachgegangen, worin der Ursprung postulierter Differenzen der Geschlechtsteile verortet wurde. Hierbei treten Argumente hervor, die Differenzen der Geschlechtsteile *als Resultat einer (angeborenen) Anlage oder als Resultat von Entwicklungsvorgängen* begründeten – mit Bedeutung für die Reichweite postulierter Geschlechtsunterschiede.

### Geschlechterdifferenzen und -gleichheiten im gesamten Körperbau in Artikeln der „Deutschen Encyclopädie“

Im 12. Band der *„Deutschen Encyclopädie oder Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften von einer Gesellschaft Gelehrten“* von 1787 findet sich unter dem zweiten<sup>240</sup> Stichwort ‚Geschlecht‘ ein Verweis auf vielfältige Merkmale, die als geschlechtlich beschrieben wurden bzw. noch beschrieben werden sollten: „Geschlecht (Naturhist.) Es ist schon in verschiedenen Artikeln angeführt worden, z.B. in den Artikeln *Brüste, Geburtstheile*, wie sich das männliche und weibliche Geschlecht von einander unterscheiden. Eben so werden wir noch in anderen Artikeln des Unterschied zwischen beyden Geschlechtern in einzelnen Theilen, z.B. unter *Knochen, Muskeln, Nerven, Temperamente*, sowie auch in den Artikeln: *Körper, männlicher* und *Körper weiblicher*, weiter Erwähnung thun. [Absatz] Von dem Verhältniß des weiblichen und männlichen Geschlechts der Menschen gegen einander wird in dem Art. *Mensch, menschliches Geschlecht* gehandelt werden.“<sup>241</sup> Eine der Ausführungen findet sich beispielhaft im 21. Band (1801) unter dem Stichwort ‚Knochen‘, wobei sich die anatomischen und chemischen Betrachtungen zu Stichworten ‚Knochen etc.‘ über 47 Seiten erstrecken.<sup>242</sup> Neben Unterschieden nach Alter, nach Nation, individuellen Unterschieden und dem Verweis, dass auch Gewohnheit, Lebensart und Kleidung Unterschiede in den Knochen bedingten,<sup>243</sup> finden sich zu Beginn auch Ausführungen zu geschlechtlichen – wiederum *relativen* – Unterschieden, die hier vollständig wiedergegeben werden: „In Rücksicht des Geschlechts ist das weibliche Gerippe kleiner als das männliche und schwächer; die Hirnschale ist zu den Gesichtsknochen größer, die Hirnschalnlöcher enger, das Gaumengewölbe

240 Unter dem ersten Stichwort ‚Geschlecht‘ finden sich Betrachtungen im Sinne von Gattung zu verschiedenen (Pflanzen- und Tier-)Arten, deren Nieder- und Höherbewertung. Ab dem dritten Stichwort ‚Geschlecht‘ finden sich folgende Einträge: „Geschlecht der krummen Linien“ (mathematisch), „Geschlecht (grammatisch)“ (linguistisch), „Geschlecht der Pflanzen, s. Pflanzengeschlecht“, „Geschlechter und Geschlechterinn“ (mit Verweis auf Personen patrizischen Geschlechts, „Patrizier“), „Geschlechtsadel“. Der Beitrag zu ‚Geschlechtsadel‘ ist mit fünf Seiten der mit Abstand längste [Deutsche Encyclopädie Bd. 12, 1786/1787 S.69-76].

241 Deutsche Encyclopädie Bd. 12, 1786/1787 S.70, Hervorhebungen ebd.

242 Deutsche Encyclopädie Bd. 21, 1801/1802 S.561-608.

243 Deutsche Encyclopädie Bd. 21, 1801/1802 S.564-566.

und die Mundhöhle kleiner, der Brustkörper kürzer, oben etwas weiter, unten enger, beweglicher, vornen rundlicher, und über dem Becken höher. [Absatz] Der Rand für das Rückenmark ist geräumiger, die für Nerven und Gefäße bestimmte Seitenöffnungen sind weiter; die Brustbeine kürzer, die Lenden länger, das Becken in allen Durchmessern geräumiger, die Kämme und Spitzknorren der Hüftbeine liegen, so wie die Schambeine weiter von einander, der Gang ist daher schwankender; sie liegen auch mehr vorwärts und bringen daher im Fortgang der Schwangerschaft den Körper, dessen Schwerpunkt etwas weiter nach vornen fällt, besser ins Gleichgewicht; die Füße sind kleiner, das Achselgelenke nicht so weit von einander entfernt, die obern Gliedmaßen kürzer, und die Finger laufen spitzer zu. [Absatz] Auch unterscheidet sich ein weiblicher Knochen von einem männlichen durch geringere Rauigkeit, kleinere Zacken, schwächere Furchen, flachere Gelenkhöhlen, und mehrere Glätte. Bei einem weiblichen Röhrenknochen ist auch der Körper merklich dünner, auch weicher, als die männlichen. [Absatz] Das Stirnbein hat auch bey dem weiblichen Geschlecht engere Höhlen, und die Augenbraunbogen springen weniger hervor. Die Gesichtsknochen sind feiner, die Zahnfächer mehr elliptisch, die Zähne kleiner, die Zungenbeine zarter; die Körper der Rückenwirbel liegen höher, die Queerfortsätze sind mehr nach hinten gebogen, die Dornfortsätze schärfer, kürzer und absteigender. Die Rippen sind dünner, das obere Brustbein ist im Verhältniß zum untern gewöhnlich viel größer, als bey dem männlichen. Die Lendenwirbel sind höher, schlanker, das Kreuzbein breiter, die Steisbeine schmaler, beweglicher; die Hüftbeine breiter, flacher, die Sitzknorren größer und flacher, der ischiadische Ausschnitt größer, das ovale Loch weiter. Die Schlüsselbeine sind gerader, die Schulterblätter kleiner und dünner, und die Winkel spitziger. Die Schenkelbeine sind mehr nach vorwärts gebogen, und der Hals macht mit dem Körper einen größern Winkel.<sup>244</sup>

Die „*Deutsche Encyclopädie*“ blieb unvollständig und endete mit Band 23 (Kre – Ky), so dass die Artikel zu Muskeln, Nerven und Temperamenten nicht erschienen. Das Stichwort ‚Körper‘ findet sich hingegen in Band 22, 1802. Allerdings sind dort nicht die in Band 12 angekündigten Stichworte „Körper, männlicher“ und „Körper, weiblicher“ anzutreffen. Auch die Ausführungen unter dem Stichwort „Körper (Naturgesch.)“ unterscheiden sich erheblich von denen, die unter „Knochen“ getroffen wurden: Geschlechtsunterscheidungen traten zurück und wurden fast ausschließlich in Bezug auf Geschlechtssteile vorgenommen.<sup>245</sup> Und auch diesbezüglich wurde die Möglichkeit von „Hermaphroditismus“ auch bei „vollkommener ausgebildeten Thieren“, den Insekten und Säugtieren, benannt.<sup>246</sup> Hingegen finden sich ausführliche physiologische Beschrei-

244 Deutsche Encyclopädie Bd. 21, 1801/1802 S.564/565.

245 „Zur Fortpflanzung werden bey den meisten organischen Körpern zwey Körper erfordert, welche in allen ihren wesentlichen Theilen übereinstimmen und nur in gewissen, zur Zeugung notwendigen Theilen verschieden sind.“ [Deutsche Encyclopädie Bd. 22, 1801/1802 S.164]

246 Deutsche Encyclopädie Bd. 22, 1801/1802 S.164.

bungen im Sinne Blumenbachs (die sich später [1805] auch bei Ackermann wiederfanden).<sup>247</sup> Mittels eines „Bildungstriebes“ würde sich aus ungeformter Materie auf epigenetische Weise geformte Materie bilden. Der Autor des Lexikonbeitrages „Körper (Naturgesch.)“ hob hervor, dass sich damit besser als mit präformistischen Theorien – im elften Band der „Deutschen Encyclopädie“ fand sich eine andere Auffassung<sup>248</sup> – Unähnlichkeiten zwischen neu gebildeten Körpern und deren Eltern erklären ließen. Neu erzeugte Körper könnten in Größe, Bildung und Farbe von den Eltern abweichen. Dies seien häufig stattfindende „Spielarten“ bzw. „Varietäten“, die, sofern sie über mehrere Generationen aufträten, zu „Rassen“ führen würden. Von diesen „Spielarten“, bei denen die Harmonie der Körperteile erhalten bleibe, unterschied der Autor „Monströsitäten“ bzw. „Missbildungen“, bei denen die Harmonie gestört werde.<sup>249</sup> Auch in den Beiträgen zu den Stichworten „Körper, menschlicher (anatomisch)“, „Körper, menschlicher (physiologisch)“ und „Körper, menschlicher (Schöne Künste)“ blieben Geschlechtsunterscheidungen weitgehend ausgespart.<sup>250</sup>

Aber auch zu den im Vergleich zu den späteren Bänden geschlechterdifferenter Betrachtungen unter dem Stichwort „Knochen“ (im 21. Band, 1801) ist Weiteres anzumerken: Weitreichende Merkmale wurden dort als Frau und Mann (relativ) unterscheidend angeführt; sie erscheinen als *allgemeine Erkenntnis*, für die kein Verweis auf bedeutende Gelehrte notwendig ist (an anderen Stellen der „Deutschen Encyclopädie“ wurden solche Verweise z.T. vorgenommen). Interessant ist indes, was nicht hervorgehoben wurde: Auf vermeintliche geschlechtliche Unterschiede des Schädels (im Sinne Ackermanns, Soemmerrings oder anderer) wurde nur implizit und nur sehr knapp (bei größerer Hirnschale im Vergleich zu den Gesichtsknochen) eingegangen, wogegen bei den übrigen Ausführungen zum Schädel nicht nach Geschlecht, sondern nach Alter unterschieden wurde.<sup>251</sup>

247 Vgl. zu Blumenbachs Theorie von „Bildungstrieb“ S.126ff in diesem Kapitel sowie: Blumenbach, 1971 (1781).

248 In den Artikeln „Geburtstheile, männliche“ und „Gebärmutter, (anat.)“ folgte der Autor noch der „Evolutionstheorie“ (zu der Zeit gleichbedeutend mit „Präformationstheorie“ verwendet) [Deutsche Encyclopädie, 1786/1787 Bd. 11 S.128, 320]. Die „Deutsche Encyclopädie“ scheint bezüglich ihrer Auffassungen zu Geschlecht, vermutlich auch auf Grund der langen Zeitspanne die z.T. zwischen dem Erscheinen der einzelnen Bände verstrich, ein sehr gutes Untersuchungsobjekt darzustellen, da sich vielfältige sich wandelnde Theorien in den unterschiedlichen Artikeln dominant zeigen. Eine diesbezügliche vertiefende Forschungsarbeit wäre wünschenswert.

249 Deutsche Encyclopädie Bd. 22, 1801/1802 S.164-166.

250 Deutsche Encyclopädie Bd. 22, 1801/1802 S.170/171.

251 Deutsche Encyclopädie Bd. 21, 1801/1802 S.569ff.

Das Gehirn als geschlechtsunterscheidend bei J. Ith und E. J. Georget  
 Hingegen ging J. Ith in seiner Schrift „*Versuch einer Anthropologie oder Philosophie des Menschen nach seinen körperlichen Anlagen*“ (1803 [1794/1795]), die er selbst als mit nötiger Sachkenntnis geschriebenes populärwissenschaftliches Werk ansah, auf die von Soemmerring und Ackermann beschriebenen Proportionen ein, nach denen der weibliche Schädel im Vergleich zum Skelett größer sei als der männliche.<sup>252</sup> Zur „Verschiedenheit der Geschlechter“ stellte Ith fest, dass der Mensch zu der Gruppe der Organismen gehöre, bei denen jedes Individuum ausschließlich weiblich oder männlich sei.<sup>253</sup> Ersichtlich wird bei Ith, dass es Gegenbewegungen zur Beschreibung von weitreichenden Geschlechtsunterschieden, die über ein Mehr oder Weniger hinausgingen, gab; Ith ging darauf kritisch ein. So führte er aus: „Es würde also ein vergebliches Unternehmen seyn, diesen Unterschied etwa dadurch wegerklären zu wollen, daß man behauptete, er entstehe bloß aus einer vollkommenen oder unvollkommenen Ausbildung gewisser Organe. Er ist nicht allein durch den ganzen Habitus des Körpers, selbst noch in der Structur und Proportion des Gerippes sichtbar: sondern er herrscht noch eben so deutlich im Temperament und Charakter, in der Anlage, der Intensität und Disposition aller Kräfte der Seele [...]“<sup>254</sup> Für die kurze Beschreibung organischer Unterschiede verwies Ith auf die Lektüre von Roussels „*Physiologie des weiblichen Geschlechts*“, indes nicht auf Ackermanns Dissertation.<sup>255</sup> Deutlich wird, dass Ith eine physische, physiologische und charakterliche Verschiedenheit von Frau und Mann annahm. Im Folgenden ging Ith jedoch ausschließlich auf geschlechtliche Unterschiede zur Zeugung und Fortpflanzung ein<sup>256</sup> – und begab sich damit in die Tradition der zahlreichen physiologischen und anatomischen Schriften des 18. Jh., in denen Geschlechtsteile und Zeugungsbeiträge als geschlechtsunterscheidend zentral gesetzt wurden. Ith beschrieb deutlich unterschiedliche Beiträge zweier Geschlechter zur Zeugung. So gebe der Mann mit seinem Samen den Anstoß zur Entwicklung des Embryos, wogegen die Frau den Embryo ernähre, entwickle und trage. Die Geschlechtsteile seien beim Mann daher eher äußerlicher, wogegen die Geschlechtsteile der Frau deren Körper viel stärker durchdringen würden. Abgrenzen wollte sich Ith von Theorien, die den weiblichen und männlichen Zeugungsbeitrag als nahezu gleichwertig ansahen, und von solchen, die darüber hinaus die grundsätzliche Ähnlichkeit von Skelett, Knochen, Organen, Geweben von Frau und Mann postulierten, die sich nur durch ein Mehr und Weniger unterschieden, so insbesondere auch von der Theorie Blumenbachs (1791 [1781]).<sup>257</sup>

252 Ith, 1803 (1794/1795) S.148.

253 Ith, 1803 (1794/1795) S.250.

254 Ith, 1803 (1794/1795) S.250.

255 Ith, 1803 (1794/1795) S.252/253.

256 Ith, 1803 (1794/1795) S.253-269.

257 Blumenbach, 1791 (1781) S.20-46.

Die Unterscheidung der Verstandeskräfte führte u.a. E. J. Georget (1823 [1821]), anknüpfend an Roussel, weiter aus. Roussel hatte Frauen als reizbarer, leidenschaftlicher und emotionaler beschrieben; ihre Verstandeskräfte seien entsprechend dieser Eigenschaften in die Richtungen von Empfindsamkeit und Leidenschaft gerichtet. Dies führe dazu, dass Frauen unbeständig und für Tätigkeiten, die Konzentration erforderten, nicht tauglich seien.<sup>258</sup> Georget, der das Gehirn als Sitz von Nervenkrankheiten nachzuweisen suchte, sah knapp 50 Jahre nach Roussel dessen Auffassung als „allgemeine Wahrheit“: „In Betreff des Gehirns kann man als allgemeine Wahrheit annehmen, daß das Weib mehr fühlt als es denkt, der Mann dagegen mehr denkt als er fühlt, daß bei diesem die intellectuellen Vermögen, bei jenem die Gemüthsvermögen entwickelter und thätiger sind. Hieraus ergeben sich fest alle die Folgerungen hinsichtlich des Characters beider Geschlechter, der Natur ihrer wechselseitigen Beziehungen, der Herrschaft des einen, der Abhängigkeit des anderen: denn nicht sowohl die überwiegende Muskelkraft ist es, als die Kraft der Vernunft, welche die eine Hälfte des Menschengeschlechts für immer der anderen unterwirft.“<sup>259</sup> Die körperliche Veranlagung der Frauen würde diese überdies häufiger zum Opfer von Geisteskrankheiten machen. Zwar seien an der von Georget angenommenen größeren Anfälligkeit der Frauen für Hysterie, Hypochondrie, Epilepsie und krankhaftes Asthma auch die gesellschaftlichen Verhältnisse schuld (die Frau würde wenig geschätzt, der Mann behandle sie oft schlecht; das Ansehen der Frau sinke mit dem Alter, das des Mannes wachse), allerdings würden diese lediglich eine ‚Naturanlage‘ verstärken. Georget gab der Auffassung Recht, „daß insonderheit das Gehirn und die Zeugungstheile beide Geschlechter von einander unterscheiden“<sup>260</sup>, und stellte fest, dass sich tatsächlich die Geschlechter am meisten in der Zeit „der größten Tätigkeit der Organe“ unterschieden, im Alter körperliche Geschlechtsunterschiede hingegen nahezu verschwänden.<sup>261</sup>

Der Fokus wird klar: Das Gehirn und die Geschlechtsteile schälten sich als vermeintlich geschlechtsunterscheidend heraus und fanden im Laufe des 19. und 20. Jh. vertiefte Betrachtungen.<sup>262</sup> Ausführungen grundlegender Ungleichartig-

---

258 Roussel, 1786 (1775) S.21-41.

259 Georget, 1823 (1821) S.105/106.

260 Georget, 1823 (1821) S.109.

261 Georget, 1823 (1821) S.109/110.

262 Besonders ‚schön‘ legt sich diese Feststellung bei D. W. H. Busch (1839) bezüglich der Geschlechtsteile nahe. Busch führte dort (*relative*) physische und physiologische Differenzbeschreibungen bezüglich allgemeiner Merkmale hinsichtlich des Geschlechts aus [Busch, 1839 S.29-62, 62ff], betonte wiederholt, dass es zwischen Frau und Mann „keine schroffen Gegensätze“ gebe, sondern es sich um Modifikationen ein und desselben Prinzips handle [Busch, 1839 S.29], und führte auch Beschreibungen von Männern und Frauen mit vollkommen gebildeten Geschlechtsteilen aus, bei denen sich aber übrige Körperteile, die Stimme oder Neigungen dem anderen Geschlecht gemäß ausbildeten [Busch, 1839 S.602/603]. Bezüglich der Geschlechtsteile ging er hingegen dazu über, „fast“ von einem

keit, die die gemeinsame Art von Frau und Mann in Frage stellten, konnten sich indes mehrheitlich nicht durchsetzen. Beschreibungen, die Unterschiede in allen Organen und Geweben suchten und über ein Mehr oder Weniger hinaus behaupteten, fanden gesellschaftlich rasch ‚Gegenwehr‘. Bereits für das 17. und 18. Jh. wurde in den Beschreibungen der gesellschaftlichen *Querelle des sexes* und in deren biologischen Argumenten dargestellt, dass Schriften, die die Emanzipation von Frauen unterstützten, Unterschiede bei der Fortpflanzung voraussetzten und dass sie darüber hinaus einige weitere geschlechtliche Unterschiede im Sinne eines Mehr oder Weniger anzuerkennen bereit waren. Mehr Zugeständnisse machten sie indes nicht. Bei der Betrachtung präformistischer und epigenetischer Zeugungstheorien wurde deutlich, dass weitgehende Unterschiede von Frau und Mann auch auf den Mann und dessen Zeugungsbeitrag zurückgefallen wären. Insofern ist davon auszugehen, dass körperliche Unterschiede außerhalb eines Mehr oder Weniger mehrheitlich nicht auf Anerkennung stießen.

### Geschlechtergleichheit favorisierende Schriften, insbesondere Beiträge zur Entsprechung der Geschlechtsteile und zu einer gemeinsamen geschlechtlichen Anlage

Behauptete doch eine Schrift so weitgehende Unterschiede, dass sogar die Frau und Mann verbindende gemeinsame Art Mensch in Frage gestellt wurde, so ergaben sich Reaktionen, wie die von K. A. Erb in dessen „*Forschungen über Geschlechts-Natur*“ (1824).

Erb sammelte Behauptungen insbesondere von Biologen zum vermeintlichen Geschlechtsunterschied und stellte fest, dass bei so viel Herabwürdigendem, was über Frauen geschrieben worden sei, sich fast die Frage stelle, ob Frau und Mann zur gleichen Art gehörten oder ob die Grenze gar als solche wie zwischen Pflanze und Tier gesehen werden sollte.<sup>263</sup> Erb betrachtete solche Infragestellungen als unverschämte, wollte aber dennoch einigen der angeführten Argumenten nachge-

---

„Gegensatz“ zu sprechen, den er allerdings wieder etwas abmilderte: „Einförmiger und dem Zwecke, für welchen beide Geschlechter geschaffen sind, unmittelbar entsprechend, sind die Geschlechtsorgane selbst, in denen der Geschlechtsunterschied zum höchsten Grade gesteigert erscheint. Hier ist fast ein directer Gegensatz vorhanden, und nur eine tiefere anatomische und physiologische Kenntniss vermochte hier Uebereinstimmungen herauszufinden und die Gegensätze durch Bildungsabweichungen zu erklären.“ [Busch, 1839 S.63]

263 Erb, 1824 S.13-17. Eine der Schriften, auf die Erb antwortete, könnte die von J. F. Meckel (1821) gewesen sein, der u.a. geschlechtliche Unterschiede bei Gold- und Silberfasanen beschrieb und dem es schier unbegreiflich schien, wie bei diesen Weibchen und Männchen zur gleichen Art gehören könnten [Meckel, 1821 S.242, auch S.257-272]. Ausführliche Zitationen aus Erbs Schrift siehe auch bei Honegger, 1991 S.193-198. Honegger kam allerdings, insbesondere durch die einseitige Würdigung von Ackermanns Werk, zu dem Schluss, dass Erbs Schrift ein kurzes Zwischenspiel und einen einsamen Ruf darstellte. Dieser Auffassung wird hier nicht gefolgt, vielmehr wird hier eine rege Diskussion um Fragen des Geschlechts behauptet und belegt.

hen. Aus dem Argument eines unbenannten Physiologen, dass die Frau im Vergleich zum Mann ein größeres Gehirn und kleinere daraus hervorgehende Nerven habe und dass dies ein Merkmal der Höherentwicklung sei, folgerte Erb die Überlegenheit der Frau: „Das menschliche Weib steht auf höherer Organisationsstufe als der Mann!“<sup>264</sup> Der unbenannte Physiologe hatte hingegen aus diesen Ergebnissen die Unterlegenheit der Frau geschlossen.<sup>265</sup> In einem zweiten Beispiel kritisierte Erb, dass eine angenommene größere Farbenprächtigkeit männlicher Tiere gegenüber weiblichen Tieren zum Bezeugen der Höherentwicklung männlichen Geschlechts herangezogen würde. Erb argumentierte, aus der geringeren Farbigkeit des Menschen im Vergleich zu vielen Tieren folge, dass geringere Farbigkeit als Merkmal der Höherentwicklung zu werten sei, und die Überlegenheit komme daher der Frau zu.<sup>266</sup> Polemisch wies Erb Frauen herabwürdigende Thesen zurück, die er als schlimmer ansah, als es die Verleumdungen von Frauen in der Antike gewesen seien.<sup>267</sup> Eine von Erb angekündigte Fortsetzung erschien allerdings nicht.

Erb stand mit seiner Meinung nicht allein, wie C. Honegger (1991) dies behauptete.<sup>268</sup> Vielmehr hatte sich eine ganze Richtung<sup>269</sup> ausgebildet, in der weitgehenden geschlechtlichen Unterschieden entgegnet wurde. Als ein Vertreter, der hier (mit Abstrichen, auf Grund der Beschreibung deutlich differenter chemischer „Wasserstoff“- und „Säurestoff“-Anteile von Frauen und Männer) einzuordnen ist, wurde Ackermann angeführt, weitere waren bspw. I. Döllinger und G.

264 Erb, 1824 S.27.

265 Erb, 1824 S.24-27.

266 Erb, 1824 S.37-47.

267 Erb, 1824 S.47-55.

268 Vgl. Honegger, 1991 S.193. Auch L. Schiebinger (1986; 1993 [1989]) und U. Klöppel (2008) fokussierten auf Geschlechterdifferenzen orientierte Studien, ohne solche, die Geschlechtergleichheiten postulierten, in gleichem Maße zu würdigen [vgl. Schiebinger, 1986 S.51-66, auch Fußnote 34 auf S.75; Schiebinger, 1993 (1989) S.229-297; Klöppel, 2008 S.249-263]. T. Laqueur ging *kurz* – weder ausführlich noch differenziert, noch unter Beschreibung der von einigen Gelehrten getätigten Aussage der Entsprechung der Geschlechtsteile auch im ausgewachsenen Individuum – auf das Fortwirken bzw. einen erneuten Wiederhall von Ansichten eines „Ein-Geschlechter-Modells“ in embryologischen Ausführungen ein [Laqueur, 2003 (1990) S.169-171; vgl. auch Mehlmann, 2006 S.105].

269 T. Ziolkowski (2004) ordnete die meisten einer solchen Richtung zuzuordnenden Gelehrten am Beginn des 19. Jh. als „romantische“ ein [vgl. Ziolkowski, 2004 S.133-169]. Festgehalten werden kann, dass Ansätze von Gelehrten dieser Richtung am Beginn des 19. Jh. eine ganzheitliche Sichtweise favorisierten und übergreifende Erklärungen innerhalb einer Wissenschaft vom Leben (der Begriff ‚Biologie‘ wurde Ende des 18./Anfang des 19. Jh. geprägt [vgl. Ziolkowski, 2004 S.135/136; Jahn, 2004 S.283-289]) suchten. Physische und physiologische Betrachtungen wurden mit philosophischen verbunden. An einer solchen auf Ganzheitlichkeit orientierten Richtung setzten bzgl. der Entsprechung bzw. des gemeinsamen Ursprungs der Geschlechtsteile zahlreiche Gelehrte an, wie im Folgenden gezeigt wird.

H. Schubert.<sup>270</sup> Schubert führte in „*Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens*“ (Erster Theil, 1806)<sup>271</sup> unter Verweis auf die vergleichenden Beschreibungen von Organen verschiedener Tierklassen durch J. Swammerdam,<sup>272</sup> unter Berufung auf Blumenbach<sup>273</sup> und unter Hinweis darauf, dass er eine Schrift von Ackermann (1805b) zum Zeitpunkt der Fertigstellung der Arbeit noch nicht hinzuziehen konnte,<sup>274</sup> aus, dass es keine speziellen Organe weiblichen und männlichen Geschlechts gebe, sondern diese jeweils auf eine gemeinsame Anlage verwiesen und ggf. auch ineinander übergehen könnten. „So ist denn nichts was dem einem Geschlecht vor dem andern einzig eigen wäre, und jene Meynung, dass in den Individuen der verschiedenen Geschlechter ganz entgegengesetzte Kräfte, entgegengesetzte Organe und Bestrebungen wären, scheint nirgends statt zu finden.“<sup>275</sup> Mit Blick auf das 18. Jahrhundert setzte Schubert fort: „Weise und be-

270 Ebenfalls für die Entsprechung der Geschlechtsteile und deren gemeinsamen Ursprung sprach sich H. M. Ducrotay de Blainville aus [Ducrotay de Blainville, 1819 (1818)]; der Annahme eines gemeinsamen Ursprungs der Geschlechtsteile im Sinne J. F. Ackermanns folgten J. C. Rosenmüller und E. von Siebold (Siebold nahm aber, auch in Anlehnung u.a. an Ackermann, die Beschreibung zahlreicher körperlicher Geschlechtsunterschiede im Sinne eines Mehr und Weniger vor) [Rosenmüller, 1810; Siebold, 1821 (1811) S.27, 4-26; vgl. in diesem Sinne auch: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, 1829 Section 2, Theil 6 S.284/285]. G. W. F. Hegel wurde an dieser Stelle ausdrücklich von der Benennung ausgenommen. Zwar folgte auch Hegel Beschreibungen einer gemeinsamen Anlage bzw. der Annahme sich entsprechender Geschlechtsteile, er fügte in seine Naturphilosophie allerdings ein Verständnis von Höherentwicklung und Stehenbleiben in der Entwicklung auch in vergeschlechtlichter Hinsicht ein, wobei er das „Tätige“, sich entwickelnde, für den Mann beschrieb. Auf einen Teil des im Folgenden relevanten Textkorpus Bezug nehmend, widmete sich U. Klöppel (2008) insbesondere Geschlechterdifferenz beschreibenden Schriften und vernachlässigte solche, die (auch) Geschlechtergleichheit thematisierten [vgl. Klöppel, 2008 S.249-263].

271 Vgl. insbesondere Schubert, 1806 S.135-213, auch S.214-289.

272 Swammerdam, 1758 (1669). Swammerdam fokussierte insbesondere Insekten, traf aber auch Aussagen, dass seine Ergebnisse auf Frösche und Menschen übertragbar seien [Swammerdam, 1758 (1669) S.103-112]. So betrachtete er auch beim Menschen das Ei bei der Fortpflanzung als zentral. Für Geschlechtsteile beschrieb Swammerdam Gemeinsamkeiten und Unterschiede [vgl. Swammerdam, 1758 (1669) u.a. Bd. I S.56-58 und 146-152, Bd. 2 S.60-62, 103-112].

273 Insbesondere: Blumenbach, 1805. Blumenbach beschrieb vergleichend die Organe, u.a. die Geschlechtsteile, verschiedener Tierklassen. Bzgl. der Geschlechtsteile wurde bei ihm deutlich, dass das Vorkommen und die Gestalt dieser Teile zwischen verschiedenen Tierklassen und Arten variierten [Blumenbach, 1805 S.429-484, 504-509]. Dies passte sich in eine Naturphilosophie Blumenbachs ein, in der er Entwicklungsprozesse zentral setzte und die nötige Differenzierung aus Anlagen postulierte. Dabei würden sich einige Merkmale entwickeln, andere nicht, ggf. würden letztere als Rudimente zurückbleiben [Blumenbach, 1805 (1781) S.39-46, 55-60; Blumenbach, 1805 Fußnoten S.65f, 470f].

274 Schubert, 1806 S.V.

275 Schubert, 1806 S.208/209.

hutsam war daher der Ausdruck der Physiker des vergangenen Jahrhunderts, welche jenen Unterschied, der zwischen den Dingen von verschiedenem Geschlecht statt findet, in ein Mehr oder Minder, + und – derselben Kraft, derselben Eigenschaften setzte.“<sup>276</sup> Deutlicher wird Schuberts Intention, an Lehren anzuschließen, die an Galenos anknüpften, an anderer Stelle: „... und es war einigen grossen Zergliederern der vorigen Zeiten kein blosser Scherz, wenn sie dem Weibe diesselben Theile als dem Manne, nur inwendig verborgen zugestanden.“<sup>277</sup> Es gebe nach Schubert nichts, was ein Geschlecht dem anderen voraus hätte. Dies sei weder bei den Geschlechtsteilen der Fall noch bei Gefieder oder Geweihen. Auch Brüste mit Milchdrüsen oder die Menstruation seien nicht ausschließlich einem Geschlecht vorbehalten.<sup>278</sup> In seinen Ausführungen ging Schubert auf Pflanzen und Tiere, aber auch intensiv auf den Menschen ein.

Ein weiteres prägnantes Beispiel findet sich in dem Aufsatz „*Versuch einer Geschichte der menschlichen Zeugung*“ von I. Döllinger (1816). Döllinger beschrieb dort die Eierstöcke und Hoden als eigentlichen geschlechtlichen Unterschied, da dort der „Geschlechtsgegensatz“ am deutlichsten sei.<sup>279</sup> Zu allen Geschlechtsteilen schrieb Döllinger allerdings auch, und relativierte damit auch die Bedeutung von Eierstock und Hoden: „9) [...] So wie der Embryo nur Mensch, nicht Weib und nicht Mann seyn kann, so haben auch seine keimenden Genitalien keinen Geschlechtscharakter. Im Hermaphroditen ist diese Indifferenz fixiert. 10) Die menschlichen Geschlechtsteile sind nicht absolut männlich, sondern männlichweiblich, und nicht absolut weiblich, sondern weiblichmännlich, daher die Harmonie ihres Baues, und die Möglichkeit einer Uebergangsbildung. 11) Die Geschlechtsteile des Mannes sind die Prostata und die Hoden, die des Weibes die Gebärmutter und die Eierstöcke. [...] Das die Prostata dem Uterus, der Hode dem Eierstock parallel sind, ist für sich klar; [...]“<sup>280</sup>

Das Spannungsverhältnis zwischen Entsprechung und Differenz der Geschlechtsteile und die Frage, ob mögliche Differenzen Resultat einer (angeborenen) Anlage oder von Entwicklungsprozessen seien. Wenn man eine solche Richtung der Entsprechung der Geschlechtsteile als letzte Ausprägung der Rezeption galenischer Naturphilosophie interpretieren wollte, so ginge man fehl. Vielmehr schlossen sich – außer den genannten – weitere Gelehrte einer Auffassung an, dass sich weibliche und männliche Geschlechtsteile entsprächen, bzw. führten zumindest die gemeinsame Anlage weiblicher und männlicher Geschlechtsteile im Embryo aus. Eine solche gemeinsame Anlage

---

276 Schubert, 1806 S.209.

277 Schubert, 1806 S.199.

278 Schubert, 1806 S.207. Zu dem Verweis, dass funktionale Brustdrüsen mit Absonderung von Milch auch bei Männern vorkämen vgl. auch Voigtel, 1804/1805 Bd. 1 S.569, 582; Blumenbach, 1805 S.504-509, insbesondere 504/505.

279 Döllinger, 1816 S.391.

280 Döllinger, 1816 S.390.

würde sich in der Entwicklung des Individuums meistens eindeutig geschlechtlich differenzieren, allerdings gäbe es auch Möglichkeiten des Überganges (aphroditische bzw. hermaphroditische Entwicklungsmöglichkeiten). Ein Beispiel für eine solche Rezeption ist die G. W. F. Hegels, der weibliche und männliche Geschlechtsteile als vom gleichen Typus beschrieb. Geschlechtsunterschiede verlagerte Hegel auf Entwicklungsvorgänge, wobei er männliches Geschlecht als sich Fortentwickelndes, als „Tätiges“ beschrieb, wogegen weibliches Geschlecht „indifferent“ sei, eine „unentwickelte Einheit“ darstelle.<sup>281</sup> Eine solche Auffassung geschlechtlicher Differenz als Resultat von Entwicklungsvorgängen – meist<sup>282</sup> verbunden mit Gedanken der Höherentwicklung männlichen Geschlechts gegenüber weiblichem Geschlecht – ging in die sich spezialisierenden Disziplinen der Biologie (bspw. in die Evolutionsbiologie und in die Entwicklungsbiologie) ein.<sup>283</sup>

- 281 Hegel führte mit Verweis auf Ackermann (in dem Nachdruck der Ausgabe von 1830 auch mit Verweis auf Schubert) aus, dass der „weibliche Uterus“ der „männlichen Prostata“ entspreche, wobei der Uterus beim Mann im Zustand einer Drüse verbleibe; die „männlichen Hoden“ blieben bei der Frau als „weiblicher Eierstock“ eingeschlossen und würden nicht hervortreten (es fehle hier bei der Frau an „Tätigkeit“); der „weiblichen Klitoris“ würde es an „tätigem Gefühl“ im Vergleich zum „männlichen Penis“ mangeln. Der Mann sei nach Hegel „das Tätige“, wogegen die Frau „unentwickelte Einheit“ bleibe – zwischen „Tätigkeit“ und „Allgemeinheit“ siedelte Hegel Geschlechterdifferenzen an, wogegen er die Geschlechtsteile (und andere Organe) als gemeinsamen Ursprungs betrachtete [Hegel, 1987 (1805/1806) S.160/161; vgl. ausführlich Hegel, 1983 (1830) S.516-519, zitiert auch bei Honegger, 1991 S.190]. Hegel richtete einen binären Geschlechtsunterschied zur Fortpflanzung der Gattung ein; durch die Vereinigung zweier Geschlechter in der Fortpflanzung gehe deren jeweiliger Mangel unter und entstehe eine Einheit, die Gattung [vgl. Hemetsberger, 2007 S.299-311, 303]. Eine solche Auffassung im Sinne einer Ergänzung beider Geschlechter nahm Hegel auch für das gesellschaftliche Zusammenleben von Frau und Mann an, wobei Hegel Frauen auf eine familiäre sittliche Welt beschränkte. Für geistige Tätigkeiten in Wissenschaften und für die Staatsführung sind Frauen nach Hegel nicht geschaffen [vgl. Annerl, 1991 S.70-80, 74f].
- 282 Es gab auch andere Wortmeldungen: So führte H. M. Ducrotay de Blainville ebenfalls weibliches Geschlecht als Grundlegendes aus, bewertete es aber als wichtiger (und nicht als in einem Zustand stehenbleibend) und nahm ansonsten keine Höher- oder Minderbewertungen vor [Ducrotay de Blainville, 1819 (1818) S.393]. H. Rathke bezog eine Zwischenstellung: Er argumentierte, dass von einer einfachen Höherentwicklung männlichen Geschlechts aus dem weiblichen Geschlecht keine Rede sein könne. Vielmehr würde sich bei einigen Partien der Geschlechtsteile zeigen, dass sich das weibliche Geschlecht aus dem männlichen fortentwickelt habe, bei anderen Partien der Geschlechtsteile zeige sich hingegen, dass sich das männliche Geschlecht aus dem weiblichen fortentwickelt habe. Dennoch kam er zu dem Schluss, dass in der Gesamtheit das männliche Geschlecht als überlegen anzusehen sei [Rathke, 1825 S.120-136]. Die Deutung Rathkes unterstützte R. Leuckart: Leuckart, 1853 S.751/752, 768.
- 283 Vgl. bspw. Meckel, 1812a S.288-292; Meckel, 1816 S.200; Darwin, 1951 (1871) insbesondere S.555-572, auch S.572-603. Für weitere Anknüpfungspunkte für Theorien hierarchischer Höherentwicklung des frühen 19. Jh., allerdings orientiert an „Theorien der Stufenleiter“ (in der jede Art einen eigenen Ursprung habe und

Aber es wurden auch die Gedanken der Entsprechung der Organe<sup>284</sup> und der gemeinsamen Anlage der Geschlechtsteile fortgeführt. Zunächst wurde durch die einflussreiche Schrift von J. Müller („*Bildungsgeschichte der Genitalien aus anatomischen Untersuchungen an Embryonen des Menschen und der Thiere*“, 1830) die *Entsprechung der Geschlechtsteile*, bzw. die bereits eingeschränkte Variante der *gemeinsamen geschlechtlichen Anlage*, für Säugetiere (und Menschen) weiter eingegrenzt. So formulierte J. Müller eine *indifferente geschlechtliche Anlage* im Embryo: Der Embryo habe zunächst kein Geschlecht. Aus diesem geschlechtslosen Zustand des Embryos würden sich weibliches und männliches Geschlecht über sich voneinander unterscheidende Entwicklungsprozesse differenzieren. Beispielsweise die bei Döllinger beschriebene Entsprechung von Prostata und Uterus bestand somit bei Müller nicht fort, vielmehr würden Prostata und Uterus vollständig unterschiedliche Organe mit von Anbeginn der Entwicklung verschiedenen Entwicklungswegen darstellen. Am Ende dieser verschiedenen Entwicklungswege sind die Geschlechtsteile nach Müller die „verschiedensten Dinge“.<sup>285</sup>

Die Annahme Müllers einer *indifferenten geschlechtlichen Anlage* blieb in der Folge aber nicht unhinterfragt, vielmehr schloss sich eine Diskussion aus verschiedenen Perspektiven an. J. Y. Simpson (1856 [1839]) und R. Leuckart (1847) orientierten entgegen den Auffassungen Müllers mehr auf Gemeinsamkeit und stellten weibliche und männliche Organe, die aus ein und derselben Anlage entstünden, als – nach heutiger Begriffswahl – ‚homologe Organe‘ dar (*gemeinsame geschlechtliche Anlage*, vgl. *Abb. 1, S.159*).<sup>286</sup> T. L. W. von Bischoff (1842)

---

keine Möglichkeiten des Übergangs zwischen Arten bestehe), ist die Ausarbeitung K. Palms (2008) zu Theorien C. F. Kielmeyers und F. W. J. Schellings lesenswert [vgl. Palm, 2008].

- 284 Ein schönes Beispiel ist von R. Virchow. Virchow, der Keimdrüsen als geschlechtsdifferenzierendes Merkmal zentral setzte [vgl. Virchow, 1847 S.747], wies eine der männlichen entsprechenden weibliche Prostata nach. Da sich in der Prostata damit kein Unterschied mehr zwischen Frauen und Männern finde, müsse die Prostata – so folgerte Virchow – als nicht dem Genitalsystem zugehörig betrachtet werden [Virchow, 1853 S.403/404]. Virchow stellte also die Entsprechung von Organen heraus, wollte aber nicht Gleichheiten oder Ähnlichkeiten des Genitalsystems beschreiben. Die Annahme sich entsprechender Organe wurde auch durch G. L. Kobelt (1847) bereichert, der „dass längst vermisste Seitenstück des Neben-Hodens des Mannes“, den Neben-Eierstock der Frau, beschrieb [Kobelt, 1847], eine ‚Erkenntnis‘, der weitere Gelehrte folgten [vgl. u.a. Simpson, 1856 (1839) S.298; Kölliker, 1861 S.436].
- 285 Müller, 1830 S.2-4, 98/99, 113-120; auch in einem solchen Sinne: Rathke, 1825 S.120-136, 136; vgl. Busch, 1839 S.63, 85; Rathke, 1861 S.175-184, 178.
- 286 Simpson, 1856 (1839) S.289-306, 298; Leuckart, 1847 u.a. S.79ff, 89ff; vgl. Leuckart, 1853 S.742-776, 742f, 750f, 758f, 768f. Weitere Auffassungen, die sich zwischen indifferenten und gemeinsamer Anlage verorten lassen: A. A. Berthold (1845) nahm die Unterscheidung einer indifferenten oder gemeinsamen geschlechtlichen Anlage nicht so genau und nutzte beide Beschreibungen gleichberechtigt nebeneinander, um aufzuzeigen, dass es in den ersten Phasen der Embryo-

kritisierte Müllers Ausführung eines geschlechtslosen Zustands. Nach seiner Auffassung seien die Geschlechtsunterschiede zu tiefgreifend und müssten daher bereits im Keim angelegt sein.<sup>287</sup>

Eine andere Richtung kritisierte ebenfalls Müllers Beschreibung einer *indifferenten geschlechtlichen Anlage*, allerdings aus der Perspektive, dass in jedem Embryo die Anlagen für weibliche und männliche Geschlechtsteile *nebeneinander* vorhanden seien. Beide Anlagen seien zueinander analog, aber nicht identisch. Im ausgewachsenen Individuum würde sich eine dieser geschlechtlichen Anlagen vollkommen ausprägen, während die andere in Ansätzen bestehen bleibe. Eine solche (Nebeneinander-)Anlage bezeichneten R. Knox und später H. W. G. Waldeyer als *hermaphroditische bzw. doppelte geschlechtliche Anlage*.<sup>288</sup> Ausführlich argumentierte Waldeyer für eine solche *hermaphroditische Anlage*: „Aber ein anderer, auch für die Teratologie nicht unwichtiger Punkt folgt aus dem Beobachteten mit Gewissheit, nämlich der, dass die *Uranlage der einzelnen Individuen auch bei den höchsten Vertebraten eine hermaphroditische ist*. Man hat bis jetzt vielfach das eigenthümliche Verhalten der Geschlechtsorgane bei der ersten Entwicklung so zu deuten gesucht, dass ein neutraler gemeinsamer, gewissermassen indifferenten Urzustand vorhanden sei, aus welchem heraus

onalentwicklung keine Geschlechtsunterschiede gebe und dass sich weibliche und männliche Geschlechtsteile entsprechen würden [Berthold, 1845 S.100-102]. J. J. S. Steenstrup (1846) folgte der Annahme einer gemeinsamen Anlage [Steenstrup, 1846 S.4], um anschließend vollkommen unterschiedliche Entwicklungen weiblicher und männlicher Geschlechtsteile zu beschreiben und der Möglichkeit des Auftretens von Hermaphroditismus – als „das Vorhandensein von wirklich männlichen und weiblichen Fortpflanzungsorganen in demselben Geschöpfe“ für das gesamte Tierreich zu widersprechen [Zitat: Steenstrup, 1846 S.14/15]. Eine der Steenstrups vergleichbare Ansicht hatte zuvor L. Oken (1831 [1809-1811]) vorgelegt. Oken beschrieb, dass weibliche und männliche Geschlechtsteile aus einer gemeinsamen Anlage entstünden. Daher könne sich ein Organ nur in männliche oder weibliche Richtung entwickeln, „vollkommene Zwitter“ seien unmöglich [Oken, 1831 (1809-1811) S.310/311]. Nur für „unsymmetrische Thiere“ (Oken benannte Schnecken [Oken, 1831 (1809-1811) S.311]) beließ Oken die Möglichkeit von Hermaphroditismus, bei diesen könne sich aus der gemeinsamen Anlage der Geschlechtsteile an einer Seite ein Eierstock, an der anderen ein Hoden entwickeln [Oken, 1831 (1809-1811) S.308-313]. G. L. Kobelt (1847) beschrieb eine indifferente geschlechtliche Anlage, führte nachfolgend allerdings aus, dass sich der Wolffsche Gang bei der Frau nicht vollkommen zurückbilde, wie Müller es angenommen hatte (Müller hatte den Wolffschen Gang bei Säugetieren als in frühen Embryonen vorhanden mit vergleichbarer Funktion der späteren Nieren beschrieben; mit Ausbildung der Nieren würde sich der Wolffsche Gang zurückbilden [Müller, 1830 insbesondere S.108-110]), sondern dass sich dieser produktiv weiterentwickle. Als Resultat entstehe ein Neben-Eierstock als Entsprechung des Neben-Hodens [Kobelt, 1847 S.6/7, 19/20, 45ff].

287 Bischoff, 1842 S.356; in diesem Sinne auch: Valentin, 1835 S.386/387. C. F. Burdach und G. Valentin nahmen an, dass in den ersten Stadien der Embryonalentwicklung zwar Indifferenz wahrgenommen werde, Geschlechtlichkeit aber bereits von dem „ersten Ursprunge an“ vorhanden sei [vgl. Valentin, 1835 S.386f].

288 Knox, 1830; Waldeyer, 1870 S.151-169.

entweder nach der einen oder der anderen Seite hin die Entwicklung vorschreite, so dass bald ein männliches, bald ein weibliches Individuum entstehe. Aber man hat sich da zu viel auf das Verhalten mehr nebensächlicher Dinge gestützt, z.B. auf das der äusseren Geschlechtsorgane. Hier gibt es in der That einen indifferenten, gewissermaassen neutralen Urzustand, der sich dann entweder nach der männlichen oder der weiblichen Seite hin weiter ausprägt. Das kann aber nicht befremden, da wir ja in den äusseren Genitalien sowohl beim Manne als beim Weibe in der That anatomisch dieselben Gebilde vor uns haben, die nur nach verschiedenen Richtungen hin sich bei den verschiedenen Individuen ausbilden. [...] Geht man aber auf die Entwicklung derjenigen Gebilde ein, welche das Wesen der beiden Geschlechter ausmachen, der beiden Keimdrüsen, so ist eine indifferente, gleichsam neutrale Uranlage schwer denkbar. [...]; mit anderen Worten, jedes Individuum ist auf einer gewissen Stufe seiner Entwicklung wahrer Hermaphrodit.“<sup>289</sup> Waldeyer diskutierte ausführlich und explizit die Frage *indifferenter, gemeinsamer oder hermaphroditischer geschlechtlicher Anlage* im Embryo und führte die Stellungnahmen unterschiedlicher Gelehrter an. Die Ausführungen Waldeyers wurden nachfolgend oft zitiert,<sup>290</sup> allerdings konnte die Ansicht einer *indifferenten, gleichwohl gemeinsamen geschlechtlichen Anlage* im Embryo Übergewicht in der Debatte gewinnen.<sup>291</sup>

289 Waldeyer, 1870 S.152/153, vgl. auch S.157; Hervorhebung bei Waldeyer.

290 Vgl. u.a. Klebs, 1876 S.718-722; Weismann, 1892 insbesondere S.467-470, 483/484. Eine interessante Rezeption findet sich bei C. Gegenbaur: Dieser folgte in „*Grundzüge der vergleichenden Anatomie*“ aus dem Jahr 1859 der Annahme einer indifferenten geschlechtlichen Embryonalanlage (im Sinne J. Müllers). Diese Ansicht fand sich ähnlich auch in der zweiten Auflage der „*Grundzüge der vergleichenden Anatomie*“ (1870, S.864/865). 1883 schloss sich Gegenbaur in „*Lehrbuch der Anatomie des Menschen*“ der Annahme einer hermaphroditischen, doppelten geschlechtlichen Anlage im Sinne W. Waldeyers an [Gegenbaur, 1859 S.579-581, 599; Gegenbaur, 1883 S.556-558]. Nach L. Büchner (1879) änderte auch T. L. W. von Bischoff seine Auffassung. Hatte Bischoff noch 1842 die Unterschiede zwischen den Geschlechtern als so weitreichend betrachtet, dass er einen „geschlechtslosen Zustand“ in Embryonalphasen ablehnte, so erachtete er 1871 Waldeyers Ausführungen einer „doppelt-geschlechtlichen“ Anlage im Embryo als „möglich und wahrscheinlich“ (ohne von der Annahme weitreichender Geschlechtsunterschiede bei erwachsenen Menschen abzurücken) [nach: Büchner, 1879 S.10].

291 Das Argument der indifferenten, gemeinsamen geschlechtlichen Anlage spielte in den Debatten um die Emanzipation von Frauen um 1900 eine Rolle; so führte J. Elberskirchen dieses Argument 1903 in einer auf die Gleichberechtigung von Frauen und Männern gerichteten Schrift an [vgl. Heinsohn, 2005 S.228-233]. T. Laqueur ging *kurz* auf solche Betrachtungen einer indifferenten-gemeinsamen und hermaphroditischen Anlage ein, deutete sie aber lediglich als mögliches Fortwirken eines „Ein-Geschlechter-Modells“ und vertiefte sie nicht (vgl. *Fußnote 268, S.152*). Besser wäre es, die Begrifflichkeit des „Ein-Geschlechter-Modells“ zu verwerfen – und Annahmen von ‚Gleichheit‘ in Bezug auf Geschlecht nicht als Fortwirken antiker Lehren zu verstehen, sondern als ein fortwährendes Ringen zwischen Theorien, die bezüglich von Anlagen von Geschlechtsteilen im Embryo

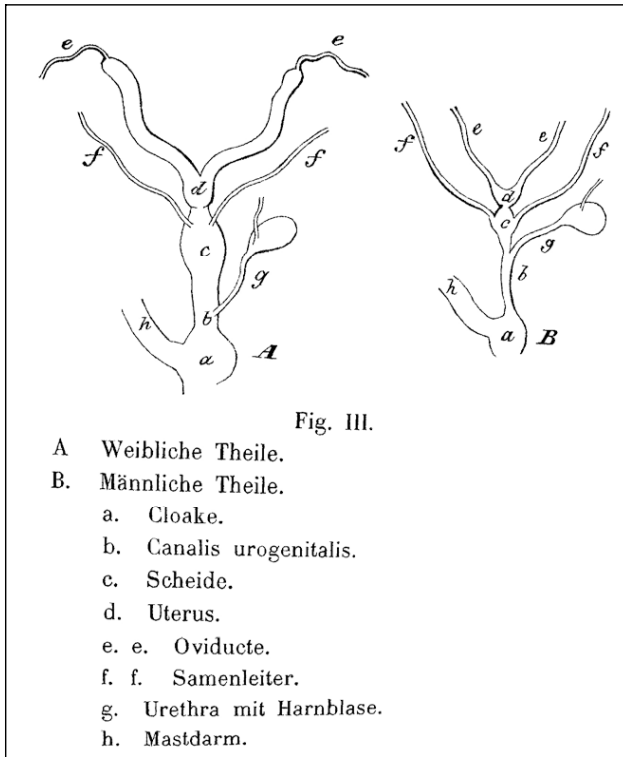


Abb. 1: Die Entsprechung weiblicher und männlicher Geschlechtsteile. Die Annahme einer gemeinsamen geschlechtlichen Anlage bei Säugetieren, nach R. Leuckart, 1847 S.92.

### Die Frau als evolutionär vorgängig, der Mann als Höherentwicklung: Geschlechterdifferenzen als Resultat von Entwicklungsvorgängen mit weitreichenden physischen, physiologischen und psychischen Auswirkungen

L. Oken (1831 [1809-1811]), F. Tiedemann (1813) und J. F. Meckel (1812a, 1816) hatten mit der Annahme der vollkommenen Einheit beider Geschlechter in einer Anlage die Vorstellung verknüpft, dass weibliche Geschlechtsteile die Urgestalt darstellten, die männlichen Geschlechtsteile sich aus diesen fortentwickel-

---

Gleichheit postulierten (und postulieren), und diesen widersprechenden Theorien, die Differenzen von Anlagen der Geschlechtsteile konstatierten (konstatieren). Dabei gilt es auch wahrzunehmen, dass sich Theorien, die sich bezüglich der Geschlechtsteile für Gleichheit aussprachen (aussprechen), in Bezug auf andere als geschlechtlich gedeutete Merkmale für Differenz aussprechen könnten. Für aktuelle Annahmen einer indifferenten, gemeinsamen („bipotenten“) geschlechtlichen Anlage vgl.: Pinsky, 1999 S.4; Gilbert, 2000 S.525; Johnson, 2007 S.5f.

ten.<sup>292</sup> Männliches Geschlecht sollte eine höhere Stufe der Entwicklung grundsätzlich gleicher Organe darstellen. In seinem „*System der vergleichenden Anatomie*“ (1821) führte Meckel dies weiter aus. Jetzt schloss er alle körperlichen Merkmale ein, formulierte, dass sowohl weibliches als auch männliches Geschlecht für gewöhnlich<sup>293</sup> die gleichen Organe aufwiesen, sich allerdings die beim weiblichen Geschlecht vorhandenen Organe beim männlichen Geschlecht stärker, größer und farbenprächtiger entwickelt zeigten.<sup>294</sup> Prägnant formulierte dies J. J. S. Steenstrup (1846): „Da es nun als ein allgemeines Naturgesetz gilt, dass die Entwicklung der höheren Wesen die Formen durchgeht, die für die niederen eigene und bleibende sind, [...]. So werden unter den Säugethieren und Menschen oft einzelne männliche Wesen geboren, die übrigens vollkommen männlich sind, aber eine mehr oder mindere weibliche Form haben, *das heisst: auf einer früheren Stufe stehen geblieben sind, wo die Werkzeuge mehr Ähnlichkeit mit denen des Weibchens hatten.* Eine solche Hemmung oder ein solches Stehenbleiben in der Entwicklung kann früher oder später begonnen haben, und davon wird ihre Form und ihr Einfluss auf den ganzen Character des Individuums abhängig sein.“<sup>295</sup> Eine solche Betrachtungsweise des Stehenbleibens der Entwicklung weiblichen Geschlechts (der Frau) und der Höherentwicklung männlichen Geschlechts (des Mannes) fand Anklang, ihr folgten u.a. C. Darwin (1951 [1871]), C. Lombroso und G. Ferrero (1894 [1893]) und A. Forel (1913 [1905]); insbesondere auf diese Gelehrten wird im Folgenden Bezug genommen.<sup>296</sup>

292 Oken, 1831 (1809-1811) S.308-313, 312; Tiedemann, 1813 S.80, 85, 87/88; Meckel, 1812a S.266, 288-292; Meckel, 1816 S.198, 200; vgl. Neumann, 1995 S.13; Zürcher, 2004 S.101, 105-107; Klöppel, 2008 S.249-263. Einer solchen Auffassung widersprachen explizit H. Rathke und R. Leuckart: Rathke, 1825 S.120-136; Leuckart, 1853 S.751/752, 768.

293 Meckel machte eine Ausnahme: Die Hörner der Wiederkäuer kämen beim weiblichen Geschlecht gar nicht vor [Meckel, 1821 S.267/268].

294 Meckel, 1821 S.257-272.

295 Steenstrup, 1846 S.4, Hervorhebung HJV.

296 Vgl. für kritische Betrachtungen zum Androzentrismus, Sexismus und Rassismus der Evolutionstheorie Darwins: Scheich, 1993 insbesondere S.181-207; Schmersahl, 1998 S.74-84; Mehlmann, 2006 S.107-129; vgl. zu einem kurzen Überblick über die Rezeption von Darwins Evolutionstheorie Ende des 19. und Anfang des 20. Jh.: Schmersahl, 1998 S.83-91; vgl. zu den Ausführungen Lombrosos und Ferreros auch: Ritter, 2005 insbesondere S.68-85; vgl. zur Verbreitung von Lombrosos und Ferreros Schrift im kriminologischen Diskurs Ende des 19. und Anfang des 20. Jh.: Uhl, 2003 u.a. S.94ff, 116ff. Im kriminologischen Diskurs wurden, u.a. mit Verweis auf Lombrosos und Ferreros Schrift, Frauen Verbrechen abgesprochen, für die als männlich betrachtete Tugenden wie Kraft, Mut und Verstand erforderlich seien, hingegen würden Frauen List und Verstellung nutzen [vgl. Uhl, 2003 S.116/117; für Kritiken die in diesem Diskurs an den Ausführungen Lombrosos und Ferreros geübt wurden vgl. auch: Ritter, 2005 S.22-26]. Auch in biologisch-medizinischen Schriften wurde auf Lombrosos und Ferreros Schrift Bezug genommen; dies wird in den später folgenden Betrachtungen zu den Schriften P. J. Möbius und H. Dohms deutlich (vgl. S.175ff in diesem Kapitel).

Ausgegangen wurde bei entwicklungsgeschichtlichen Theorien meist vom Tierreich, und von hier wurden Rückschlüsse auf den Menschen gezogen.<sup>297</sup> Wo dies zu Gunsten der Frau hätte geschehen können, bspw. bei festgestellter größerer Körpergröße des Weibchens im Vergleich zum Männchen bei zahlreichen Tierarten, wurde dies wiederum als Zeichen der Unterlegenheit des weiblichen Geschlechts gedeutet: Das Weibchen zeige nur bei ‚niederen Tierarten‘ eine Überlegenheit an Körperkraft und Körpergröße. In der Höherentwicklung der Arten (nach C. Darwin) werde es vom Männchen überholt, so dass bei den Säugetieren ohne Ausnahme die Männchen größer und dem Weibchen an Kraft überlegen seien.<sup>298</sup>

297 Theorien, die einen Übergang zwischen verschiedenen Arten durch Anpassung und Vererbung beschrieben (bspw. Anfang des 19. Jh. von J.-B. de Lamarck [vgl. Jahn, 2004 S.288/289]), waren zunächst umstritten. Verbreiteter war die Annahme, dass jede Art einen eigenen, von anderen Arten unabhängigen, Ursprung habe und sich Veränderungen („Abartungen“, „Degeneration“ – diese Begriffe weitgehend ohne die heute gebräuchliche negative Konnotation) innerhalb einer Art als Varietäten ausprägten („Theorie der Stufenleiter“ [vgl. Jahn, 2004 S.245-248]). Insofern waren Rückschlüsse von ‚anderen Tierarten‘ (auch eine solche Formulierung, die den Menschen nicht gegenüber Tieren außerordentlich erhöhte, war umstritten [vgl. Schurig, 2007 S.29-33]) auf den Menschen Ende des 18. Jh. und Anfang des 19. Jh. oft im Sinne von Vergleichen zu verstehen, ohne dass eine entwicklungsgeschichtliche Reihe angenommen wurde. Als Vertreter einer solchen Theorie, von Arten ohne Übergang, ist bspw. J. F. Blumenbach einzuordnen [vgl. Junker, 2007; Fabbri Bertolotti, 1994 S.107ff]. Mitte/Ende des 19. Jh. waren hingegen in der Biologie Ausführungen zur Veränderlichkeit und Neuentstehung von Arten dominant geworden, die eine Aneinanderreihung von ‚niederen‘ zu ‚höheren‘ Arten, mit der Möglichkeit von Übergängen, beschrieben. L. Oken beschrieb 1805, dass „Infusorien“ (kleine Organismen, die u.a. bei Faulung von organischen Stoffen sichtbar würden) den Ausgangspunkt des Lebens darstellten und dass auch höhere Organismen auf diese „Infusorien“ zurückzuführen seien (ähnlich wie Wasserstoff und Sauerstoff sich zu Wasser verbinden würden, verbänden sich „Infusorien“ zu höheren Organismen, gingen also vollkommen in diesen auf) [Oken, 1805 insbesondere S.17-23; Oken, 1831 (1809-1811) S.141-162, insbesondere 154ff; vgl. Hahn, 1809 S.17-21]. Oken führte aus, dass neue Arten entstehen könnten, höhere Organismen durch die Neuentstehung von Organen oder Organsystemen zustande kämen und menschliche und tierische Embryonen Entwicklungsstadien durchliefen, die niederen Tierarten ähnelten [vgl. Jahn, 2004 S.290-296]. E. Haeckel legte 1866 eine der Okens ähnliche, breiter ausgearbeitete Theorie vor und führte aus, dass in der Embryonalentwicklung die Stammesentwicklung nachvollzogen werde. Eine Theorie der Stammesentwicklung, die nachfolgend breite Resonanz fand, legte C. Darwin 1859 vor [vgl. Jahn, 2004 S.363-366, 373-376].

298 Darwin, 1951 (1871) S.216-236, 555-572; Lombroso, 1894 (1893) S.12. Meckel (1821) beschrieb auch weitgehend geschlechtliche Unterschiede für zahlreiche Tierklassen, allerdings gab er sie von Tierart zu Tierart unterschiedlich an und stellte nur begrenzt Querbezüge her. Die allgemeine Einschätzung, dass bei ‚höheren‘ Tierklassen Männchen größer, farbenprächtiger und stärker seien, traf Meckel auch [Meckel, 1821 S.229-272].

Während bei den ‚niederen Tierarten‘ das Weibchen auf Grund einer besonders wichtigen Rolle bei der Fortpflanzung und der Ernährung des Nachwuchses größer ausgebildet sei, sei dies bei höheren Tierarten und dem Menschen nicht der Fall. Dort habe „der Geschlechterkampf“ die Männchen (Männer) größer und beweglicher gestaltet, gerade dazu, um das Weibchen (die Frau) besitzen zu können.<sup>299</sup> Durch den ständigen Kampf des Männchen (des Mannes) um das Weibchen (die Frau) hätten sich sämtliche Merkmale des Männchens (des Mannes) fortentwickelt und sei das Männchen (der Mann) differenzierter, schöner und stärker geworden. Lombroso und Ferrero stellten wie zuvor Steenstrup und Darwin fest, dass weibliches Geschlecht evolutionär einen stagnierenden, konservierenden Platz einnehme, während das Männchen eine größere Entwicklungstendenz zeige.<sup>300</sup>

Dies spiegelte sich in der Entwicklungsbiologie wieder. Die von Steenstrup angeführte und von E. Haeckel ausformulierte Analogie von Embryonalentwicklung und Entwicklungsgeschichte (biogenetische Grundregel, die Ontogenese rekapituliere die Phylogenese)<sup>301</sup> führte zu der entwicklungsbiologischen Aussage, dass sich weibliches und männliches Geschlecht zunächst ähnlich seien, bis die Ausprägung der ‚sekundären Geschlechtsmerkmale‘ männliches Geschlecht als überlegen herausstellen würde. „Das Männchen ist also nichts als ein vollkommenes, infolge besonderer Entwicklung der sekundären Geschlechtscharaktere variabler gewordenes Weibchen; ein Beweis hierfür ist die von Milne Edwards und Darwin hervorgehobene Tatsache, dass die ausgewachsenen Weibchen fast bei allen Thieren den jugendlichen, noch nicht im Besitz der sekundären Geschlechtscharaktere stehenden Männchen sehr ähnlich sehen.“<sup>302</sup>

So galt die Pubertät auch beim Menschen als Umschlagpunkt, bis zu dem sich männliches und weibliches Geschlecht in Körpergröße, Gewicht, Muskelkraft und vitaler Kapazität relativ nah waren und das weibliche Geschlecht an Körpergröße und Gewicht das männliche auf Grund früher einsetzender Pubertät sogar überholen konnte (Letzteres wurde nicht als weibliche Höherentwicklung gedeutet). An Muskelkraft und vitaler Kapazität galt der Junge/Mann in allen Altersklassen als überlegen. Nach der Pubertät würde sich der Abstand zwischen den Geschlechtern zunehmend vergrößern und blieben für die 18-jährige Frau nur noch durchschnittlich 72% der vitalen Kapazität und 57% der Muskelkraft des durchschnittlichen gleichaltrigen Mannes übrig.<sup>303</sup>

---

299 Darwin, 1951 (1871) S.216-236, 555-572; Lombroso, 1894 (1893) S.12-13.

300 Lombroso, 1894 (1893) S.13/14; Steenstrup, 1846 S.4; Darwin, 1951 (1871) S.216-236; vgl. auch: Hegel, 1987 (1805/1806) S.160/161; Hegel, 1983 (1830) S.517, 519. Eine kritische Analyse findet sich bei: Shields, 1975 S.744-752.

301 Haeckel, 1988 (1866) Bd. 2 S.7; vgl. Jahn, 2004 S.374-376.

302 Lombroso, 1894 (1893) S.14.

303 Pagliani, nach Lombroso, 1894 (1893) S.15ff; Vgl. Forel, 1913 (1905) S.35-38; Hirschfeld, 1926-1930 I S.534-537.

Für Muskelkraft und vitale Kapazität konstatierte Geschlechtsunterschiede wurden auf zahlreiche weitere Merkmale übertragen: Die erwachsene Frau zeigt demnach stärkeres Haupthaar, ein verschiedenes Skelettsystem, ein – auf Grund geringerer Arbeit – kleineres Herz im Verhältnis zur Körpergröße, einen höheren Fettanteil, weniger rote Blutkörperchen, einen kleineren Schädel und ein geringeres Hirngewicht im Vergleich zum erwachsenen Mann.<sup>304</sup> Auch physiologisch „verharre [die Frau, Anm. HJV] auf einer kindlichen Stufe“.<sup>305</sup> So sei der Pulschlag der erwachsenen Frau geringer; auch die Urinmenge und die Menge der im Urin gelösten Substanzen seien geringer als beim Mann.<sup>306</sup>

Ausgehend von der Einordnung der Frau auf einer im Vergleich zum Mann entwicklungsgeschichtlich tieferen Stufe wurden weitere Differenzbeschreibungen getroffen: Nase, Augen und Ohren seien bei Frauen kleiner, dazu beim Ohr der Gehörgang enger ausgeprägt,<sup>307</sup> was sich direkt auf ihre Möglichkeiten zur Sinneswahrnehmung auswirke. Diese stehe hinter der des Mannes zurück, was auch dessen besseren Geschmack für Wein und Tabak begründe. Der Tastsinn sei bei der Frau feiner ausgeprägt als beim Mann, ihre sexuelle Sensibilität dagegen geringer und das sei bestimmend für größere sexuelle Kälte und Passivität der Frau<sup>308</sup> wie auch für ihr ‚natürliches Interesse‘ an Monogamie. Die Frau sei auch gegen Schmerz unempfindlicher, weswegen sie gegenüber Mitgeschöpfen umso grausamer sei,<sup>309</sup> und habe eine geringere moralische Sensibilität als der Mann. Die ansonsten häufige Beschreibung größerer weiblicher Emotionalität<sup>310</sup> wiesen Lombroso und Ferrero als oberflächliche Wahrnehmung zurück. Die Frau wirke nur durch eine größere gewohnheitsmäßige Resignation und Abstumpfung so emotional.<sup>311</sup>

Die Intelligenz der Frau sei geringer als die des Mannes. „Am deutlichsten zeigt sich die Inferiorität der weiblichen Intelligenz im Verhältniss zur männlichen in dem Mangel an schöpferischer Kraft.“<sup>312</sup> Frauen würden eine geringere Originalität und eine höhere Monotonie aufweisen. So wurden auch herausragende Leistungen von Mädchen/Frauen in Latein, Griechisch, Hebräisch, Philo-

304 Darwin, 1951 (1871) S.555-572, insbesondere S.562-564; Lombroso, 1894 (1893) S.15-48; Forel, 1913 (1905) S.35-38, 86-87; Hirschfeld, 1926-1930 I S.537-539. Hirschfeld verweist allerdings darauf, dass der graduelle Geschlechtsunterschied in Bezug auf das Hirngewicht nicht biologisch begründet sei, sondern die geringere Gehirngröße bei der Frau auf mangelnde Übung zurückzuführen sei.

305 Lombroso, 1894 (1893) S.40.

306 Lombroso, 1894 (1893) S.15-48.

307 Lombroso, 1894 (1893) S.48.

308 Das gelte im gesamten Tierreich, weil die Eizelle größer und unbeweglicher als das bewegliche und das Weibchen aufsuchende Spermium sei [Lombroso, 1894 (1893) S.56].

309 Lombroso, 1894 (1893) S.68-122.

310 Vgl. u.a. Forel, 1913 (1905) S.37.

311 Lombroso, 1894 (1893) S.48-67.

312 Lombroso, 1894 (1893) S.170; vgl. In diesem Sinne: Darwin, 1951 (1871) S.562/563; Forel, 1913 (1905) S.37.

sophie, Moral, Mathematik, Medizin darauf reduziert, dass Frauen sich assimilieren und somit an den Ideen anderer partizipieren könnten. Anhaltende und abstrakte geistige Beschäftigung würde Frauen hysterisch und nervös machen, was sie von der Möglichkeit zu höherer Bildung ausschließe.<sup>313</sup> Kritiker/innen dieser Auffassung, die auf geniale Frauen verwiesen und die Ursachen der Unwissenheit auf gesellschaftliche Bedingungen, wie dem Ausschluss von Bildung, zurückführten, wurde von Lombroso und Ferrero entgegnet, dass es weit genialere Männer gegeben habe und dass sich auch bei günstigen Bedingungen, wie der Öffnung des Bildungswesens in Italien oder auch Bildungsmöglichkeiten für Frauen der Aristokratie in Frankreich, bei Frauen „kein Zeichen von Genie geregt“ hätte.<sup>314</sup>

Diesen Auffassungen von Geschlechterdifferenz und zugeschriebener geringerer Fähigkeiten von Frauen in Bezug auf Intelligenz und schöpferische Tätigkeiten traten aber auch zahlreiche Gelehrte aus Biologie und Medizin entgegen, wie sich aus der Studie A. Kirchhoffs aus dem Jahr 1897 zeigt.<sup>315</sup> Die dort vorgestellten (ausschließlich männlichen) Lehrenden der beschreibenden biologischen Naturwissenschaften zeigten sich offen für höhere Frauenbildung.<sup>316</sup> Ebenso offen zeigte sich später M. Hirschfeld, der die unterschiedliche Stellung und Intelligenz der Geschlechter soziologisch, in einem lange währenden Ausschluss

313 Lombroso, 1894 (1893) S.169-192; Forel, 1913 (1905) S.35-38.

314 Lombroso, 1894 (1893) S.171.

315 „*Die akademische Frau*“ von A. Kirchhoff (1897) erregte Ende des 19. Jh. viel Aufsehen. Für die Schrift hatte Kirchhoff (im Deutschen Reich noch ausschließlich männliche) „hervorragende Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller“ deutscher höherer Bildungseinrichtungen nach ihrer Ansicht über die Befähigung von Frauen für das wissenschaftliche Studium und für wissenschaftliche Berufe befragt. Die teilnehmende Lehrendenschaft zeigt sich in dieser Frage durchaus gespalten. Jeweils etwa ein Drittel der Befragten sahen Frauen als für wissenschaftliche Tätigkeiten geeignet, nicht geeignet oder teilweise geeignet an. Tatsächlich erhielten Frauen erst ab Anfang des 20. Jh. die Möglichkeit Abschlüsse an deutschen höheren Bildungseinrichtungen zu erlangen [vgl. Hausen, 1986; Heinsohn, 2005 S.79-160; auch: Voß, 2008; vgl. für die Medizin: Schmersahl, 1998 S.304/305].

316 Es sind namentlich mit ihren Begründungen angeführt: H. Ludwig, J. von Sachs und S. Schwendener [Kirchhoff, 1897 S.279-281]. In der Medizin angegliederten Bereichen – wie Anatomie, Physiologie, Pathologische Anatomie – waren die Lehrenden in ihren Ansichten für oder gegen ein Studium von Frauen gespalten [Kirchhoff, 1897 S.31-144]. So äußerte sich bspw. G. Fritsch (Leitung der mikroskopisch-biologischen Abteilung am physiologischen Institut der Universität Berlin) kritisch zum Studium von Frauen [Kirchhoff, 1897 S.45f]. Zu einer deutlichen Abwehrhaltung in der Medizin, insbesondere an der Berliner Medizinischen Fakultät, vgl.: Burchardt, 1996 hier S.282/283; Schmersahl, 1998 S.303-309. Zu einer umfassenden Diskussion der Argumentationen der Lehrenden in Kirchhoffs Studie und für den Vergleich der Ergebnisse der Kirchhoff-Studie mit den vom preußischen Kultusministerium von den preußischen Fakultäten angeforderten Gutachten zum Frauenstudium aus den Jahren 1892 und 1902 vgl.: Heinsohn, 2005 S.79-160.

von Frauen von den Universitäten, und nicht biologisch begründet sah. Ein kleineres Gehirn bei der Frau ist nach Hirschfeld ebenso wie weniger Muskulatur (im Vergleich zum Mann) auf mangelnde Übung zurückzuführen.<sup>317</sup> Die in Chicago wirkende promovierte Psychologin H. B. Thompson legte in einer 1903 in englischer, 1905 in deutscher Sprache erschienenen sorgfältig methodisch reflektierten experimentellen psychologischen Arbeit dar, dass Geschlechterdifferenzen in weiten Teilen auf Sozialisationsprozesse zurückzuführen seien.<sup>318</sup> Im Schlusskapitel entgegnete sie u.a. evolutionären Beschreibungen, die weiblichem Geschlecht stets den verharrenden, konstanten, passiven Anteil, männlichem Geschlecht hingegen den verändernden, variablen, aktiven Anteil in ‚Natur‘ und Gesellschaft zugeschrieben hatten. In solchen evolutionären Schriften war Passivität versus Aktivität selbst bis zur Eizelle – diese wurde als groß und unbeweglich beschrieben – und zur Samenzelle – diese sei klein und beweglich – zurückverfolgt worden. Thompson führte, mit Bezug auf eine Schrift J. Loubets<sup>319</sup>, aus: „Es liegt sowohl Wahrheit wie Humor in *Loubets* [...] Vermutung, dass, wenn man die Beschaffenheit der Genitalzellen [Eizelle, Samenzelle, Anm. HJV] umkehrte, es für die Anhänger dieser Entwicklungslehre ein leichtes sein würde, die Kennzeichen für das Geschlecht so abzuleiten, wie sie sie jetzt für den umgekehrten Fall angeben. Es würde dann die weibliche Zelle, kleiner und beweglicher als die männliche, das Weib mit ihrer geringeren Körpergröße, ihrem erregbaren Nervensystem und ihrer Unfähigkeit zu angestrenzter Aufmerksamkeit verkörpern, während die männliche Zelle, gross, ruhig und auf sich selbst beruhend, die Größe und Kraft, das unparteiische Denken und die leichte Konzentration der Aufmerksamkeit des Mannes darstellen würde.“<sup>320</sup> Besser konnte die androzentrische Parteilichkeit in den Evolutionstheorien nach Darwin nicht benannt werden.

### **Das Gehirn als ‚Austragungsort‘ für Debatten um Geschlechterdifferenz und -gleichheit**

In der Debatte standen im 19. Jh. und frühen 20. Jh. die Verstandeskräfte von Frauen europäischer und von Frauen und Männern nicht-europäischer Herkunft.<sup>321</sup> Das Vorhandensein von Verstandeskräften bei europäischen Männern –

317 Hirschfeld, 1926-1930 I S.481-490; 537-539.

318 Thompson, 1905 (1903) insbesondere S.178-192.

319 Vgl. Loubet, 1998 (1895/1897) S.90-92.

320 Thompson, 1905 (1903) S.183; Hervorhebung bei Thompson.

321 Ausführliche Betrachtungen rassistischer Zuschreibungen des 19. Jh. finden an dieser Stelle nicht statt, und es wird auf die im Folgenden genannten Arbeiten verwiesen: Gould, 1983 (1981); Becker, 2005; Hanke, 2007. Die gesellschaftliche Positionierung ‚europäischer weißer Frauen‘ und ‚europäischer schwarzer Männer‘ im 18. und Anfang des 19. Jh. diskutierte: Schiebinger, 1993 (1990) S.57-61; vgl. auch: Schiebinger, 1995 (1993) S.168-282. Für die wissenschaftliche Herstellung von ‚Rasse‘ seien überdies empfohlen: Harding, 1993; AG gegen Rassismus

die durch Bildung und Erziehung zur Ausprägung gelangten –<sup>322</sup> wurde nicht in Zweifel gezogen (abgesehen von Erwägungen, auch Männer des Nachbarlandes rassistisch abzuwerten; und abgesehen von Beschreibungen als ‚unnormale‘ oder ‚krank‘ betrachteter Männer). Zahlreiche Autor/innen meldeten sich in der Debatte zu Wort. Wichtige Argumente waren die Gehirngröße und die Struktur und Furchung des Gehirns, wenn es darum ging, Differenz oder Gleichheit im geistigen Vermögen von (europäischen) Frauen und Männern zu belegen. Abgeleitet von der *Gehirnmorphologie* wurden Aussagen zu *Intelligenz* und *Bildungsfähigkeit* von Frauen und Männern getroffen. Neben der Frage, ob es Verstandeskkräfte bei Frauen und Männern gleichermaßen gebe, ging es bei einigen Forschenden auch darum, typisch weibliche oder typisch männliche Merkmale des Verstandes abzuleiten. So argumentierte bspw. O. Olberg, die sich für Verstandeskkräfte bei Frauen und Männern aussprach, mit Mutterinstinkten, die Frauen eigen seien. *Einige Beiträge* der Debatte werden im Folgenden gegenübergestellt.<sup>323</sup> Sie geben einen Einblick in die im 19. und zu Beginn des 20. Jh. geführte Diskussion und die angeführten Argumente. Deutlich wird vielfach, dass die Arbeiten von dem Interesse geleitet waren, Emanzipationsbestrebungen von Frauen als berechtigt zu begründen oder als ‚wider die Natur der Frau‘ abzulehnen.

---

in den Lebenswissenschaften, 2009. Trotz der oftmals gleichzeitigen Betrachtung von ‚Rasse‘ und Geschlecht in den angeführten anthropologischen Diskussionen erscheint es als falsch, eine Gleichsetzung der sexistischen und rassistischen diskriminierenden wissenschaftlichen Betrachtungen vorzunehmen. So wurden im 19. Jh. ‚europäische Frauen‘ meist als auf einer ‚evolutionär und hierarchisch höheren Stufe‘ stehend als ‚nicht-europäische Männer und Frauen‘ betrachtet, und vor diesem Hintergrund wurden eugenische Maßnahme zur ‚Verbesserung afrikanischer Zivilisationen‘ diskutiert [vgl. Becker (T.), 2005 S.345-353]. Für wissenschaftliche Beschreibungen des 18. Jh. nahm L. Schiebinger (1995 [1993]) die diffizilen Verflechtungen von Rassismus und Sexismus in den Blick [vgl. insbesondere: Schiebinger, 1995 (1993) S.207-282]. Vgl. zur Verwendung des Begriffs ‚rassistisch‘ in dieser Arbeit: *Fußnote 336, S.170*.

322 Vgl. u.a. Kucklick, 2008.

323 Auf Grund der Fülle des Materials werden lediglich einige Arbeiten herausgegriffen. In diesen zeigen sich verbreitete Argumentationslinien, die hier herausgearbeitet werden. Zur fortgesetzten Lektüre werden empfohlen: Shields, 1975; Gould, 1983 (1981). Explizit sei bemerkt, dass die Arbeiten P. P. Brocas hier nicht betrachtet werden, da sie bereits ausführlich bei S. J. Gould (1983 [1981]) kritisch diskutiert wurden [vgl. hierzu: Gould, 1983 (1981) S.84ff; vgl. auch: Schmitz, 2006b S.65-69] und Broca auch nur eine von zahlreichen Stimmen bei den Gehirnvermessungen in der zweiten Hälfte des 19. Jh. darstellte, die derzeit überbetont wird (hingegen warten Arbeiten anderer Gelehrter – u.a. von R. Wagner, R. Boyd, T. B. Peacock und H. Welcker – noch auf eine Analyse aus Perspektive kritischer Geschlechterforschung).

## Fürsprache und Gegner/innenschaft zu Frauenbildung zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Eine grundlegende Kritik der Auffassung, dass die weiblichen Verstandeskkräfte beschränkt seien, legte A. Holst im Jahr 1802 vor. In „*Über die Bestimmung des Weibes zur Höhern Geistesbildung*“ entgegnete sie Behauptungen, dass sich ‚weibliche physische Schwäche‘ auf die Verstandeskkräfte auswirke. Holst verwies darauf, dass sich eine Kulturgesellschaft nicht durch das Vorrecht körperlicher Stärke auszeichnen dürfe und sich überdies auch männliche Wissenschaftler, Schreiber und Regenten durch körperliche Schwäche, aber geistige Stärke auszeichneten.<sup>324</sup> Bildung von Frauen erachtete Holst als notwendig, insbesondere um Aufgaben bei der Erziehung der Kinder und bei der Führung des Haushaltes nachkommen zu können.<sup>325</sup> Eine sich kümmernde Mutter und Lehrerin müsse u.a. in Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre, Philosophie, in der Mutter- und in anderen Sprachen geübt sein. Im Haushalt habe sie für Reinlichkeit zu sorgen, das Gesinde zu regieren und dieses zu Ordnung, Fleiß und Sittlichkeit anzuhalten. Bildung würde sie auch für diese Tätigkeiten tauglicher machen. Die Bildung von Frauen sollte 1.) frei und auf allen Gebieten erfolgen, sich 2.) auf das Allgemeinwohl richten und 3.) den höheren Ständen vorbehalten sein.<sup>326</sup> Neben der Betonung der Bedeutung von Bildung für Frauen höherer Stände zur Erfüllung ihrer Aufgaben bei der Erziehung der Kinder und der Führung des Haushalts führte Holst auch an, dass gelehrte Frauen die Möglichkeit haben müssten, unverheiratet zu bleiben, da sie auch mit ihrer Gelehrsamkeit für das Gemeinwohl sorgten.<sup>327</sup>

Holst brachte sich mit dieser Schrift in die um 1800 intensiv geführte Debatte um die Rolle von Frau und Mann in der Gesellschaft ein<sup>328</sup> und erwiderte insbesondere auf die von C. F. Pockels verfasste Schrift „*Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts: ein Sittengemälde des Menschen, des Zeitalters und des geselligen Lebens*“ (fünf Bände, 1797-1802). Pockels hatte dort argumentiert, dass Bildung keine weibliche Eigenschaft sei und gelehrte Frauen ihre ‚Pflicht‘ als Ehefrauen und Mütter vernachlässigen würden.<sup>329</sup> In seiner Schrift „*Der Mann: ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts. Ein Gegenstück zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts*“ (vier Bände, 1805-1808) leitete Pockels aus physischen Beschreibungen Kraft, Mut und Verstandeskkräfte des Mannes ab, an denen es der Frau mangle.<sup>330</sup> In der Folgezeit erschienen weitere Arbeiten, die, ausgehend von einer physischen Argumentati-

324 Holst, 1984 (1802) S.22-26.

325 Holst, 1984 (1802) S.87-115, 117-130.

326 Holst, 1984 (1802) S.43-45.

327 Holst, 1984 (1802) S.55, 131-137.

328 Vgl. Hoffmann, 1983.

329 Vgl. Holst, 1984 (1802) S.57-64.

330 Pockels, 1805-1808 Bd. 1 S.24-32.

on, geschlechtlich differente Aufgaben in der Gesellschaft forderten,<sup>331</sup> und solche, die die Unterdrückung von Frauen in der Gesellschaft kritisierten.<sup>332</sup>

Gemein ist diesen Schriften ein meist kurzer und nicht näher begründeter Verweis auf ‚natürliche Unterschiede‘, die die kulturelle Positionierung von Frau und Mann begründen sollten. Vor diesem Hintergrund und vor dem Hintergrund eines größeren Legitimationsbedürfnisses, Frauen politische Rechte auf Grund der Geschlechtszugehörigkeit verwehren zu können, sahen sich (meist männliche) biologische und medizinische Wissenschaftler/innen genötigt/berufen, durch empirische Untersuchungen Geschlechterdifferenzen nicht nur zu behaupten, sondern zu ‚beweisen‘. Andere Wissenschaftler/innen arbeiteten daran, Geschlechtergleichheiten zu belegen. Wichtiges Organ, über das Debatten um Geschlechterdifferenz oder -gleichheit insbesondere geführt wurden, war das Gehirn, mit Bezug zu Verstandeskräften: Die Bildungsfähigkeit der Frau wurde exemplarisch und stellvertretend für deren Positionierung in der Gesellschaft untersucht.<sup>333</sup> Und so wurden Gehirne vermessen, gewogen und deren Furchungen beschrieben, um mit vermeintlich harten ‚biologischen Fakten‘ Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen zu nehmen (der Auffassung der Trennung von Körper und Geist wurde mehrheitlich zumindest in biologischen Wissenschaften nicht mehr gefolgt)<sup>334</sup>.

**Vermessung des Gehirns als Maß für Intelligenz und Bildungsfähigkeit**  
Vergleichende anatomische Betrachtungen mit Hirnwägungen hatten bereits Soemmerring und Ackermann Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jh. durchgeführt – und auch sie markierten keinesfalls den Beginn solcher Untersuchungen, wie aus den zahlreichen diskutierten Verweisen auf vorherige Forschungen aus Ackermanns Dissertation deutlich hervorgeht<sup>335</sup>. Soemmerring und Ackermann kamen bei ihren vergleichenden Betrachtungen zu dem Schluss, dass Angaben über Größe und Gewicht von Gehirnen im Vergleich zur Körpergröße oder zum Körpergewicht kein verlässliches Maß für geistige Potenz böten. So könnte etwa durch Abmagerung der Quotient aus Gehirngewicht und Körpergewicht größer werden. Von der Körpergröße auszugehen würde bedeuten, dass bspw. kleine Säugetiere ggf. einen größeren Quotienten aus Gehirngröße und Körpergröße

331 Bspw. Goltz, 1859 insbesondere S.1-20; vgl. auch Schmersahl, 1998 S.18-38.

332 Bspw. Jung, 1850 u.a. S.3/4.

333 Neben Betrachtungen zur Bildungsfähigkeit wurde auch der Wehrdienst, an dem Frauen nicht teilnahmen, wiederholt zur Begründung angeführt, um Frauen Rechte vorzuenthalten. Ihnen würden daher staatsbürgerliche Rechte wie das Wählen nicht zustehen [vgl. Frevert, 1995 S.61-132, insbesondere 109-132].

334 Vollends waren Theorien des Geist-Körper-Dualismus hingegen nicht verschwunden. So ging bspw. W. H. Riehl, der eine Professur für Staatswissenschaften bekleidete, von einem Dualismus von Geist und Körper aus und begründete vor diesem Hintergrund Minderwertigkeit und gesellschaftliche Beschränkung von Frauen [vgl. Schmersahl, 1998 S.23/24].

335 Vgl. auch Stahnisch, 2005.

hätten als der Mensch. So kamen Soemmerring und Ackermann zu dem Schluss, dass nur der Quotient aus Gehirngröße und Größe der Nerven bzw. der Nervenenden ein verlässliches Maß für die Geistestätigkeit bieten könnte.

Ackermann leitete aus seinen Ergebnissen durchschnittlich bessere Geistesfähigkeiten der Frau gegenüber dem Mann ab. Soemmerring und Blumenbach nahmen, (wie einige andere) ausgehend von einer vergleichenden Gehirn- und Schädelmorphologie, rassistische<sup>336</sup> Unterscheidungen von Menschen unterschiedlicher geographischer Herkunft vor, Bezüge zu ‚Geschlecht‘ stellten sie hingegen kaum oder gar nicht her.<sup>337</sup> F. Tiedemann ermittelte aus seinen Untersuchungen keine Größenunterschiede der Schädel und Gehirne nach ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘. Auch widersprach er Soemmerings Auffassung, dass die Nervendicke von der geographischen Herkunft abhängt. Unterschiede in der Ausprägung von Gehirnstrukturen träten, so Tiedemann, nur individuell und als Resultat von individuell unterschiedlicher Einwirkung von Umwelt, Bildung und Erfahrung auf.<sup>338</sup>

Anderen Gelehrten war hingegen mehr an der expliziten Beschreibung von Differenzen gelegen. So beschrieb C. G. Carus Differenzen nach ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘. Bezüglich Geschlecht beschrieb Carus Ähnlichkeiten zwischen Schädeln von Frauen und Kindern. Insbesondere ein von ihm konstatiertes absolut kleinerer Kopf, ein absolut kleineres Gehirn und ein kleineres Vorder- und Hinterhaupt würde das Zurückstehen der Geistestätigkeit der Frau gegenüber der

336 Die Bewertung aus heutiger Perspektive der Beschreibungen als ‚rassistisch‘ wird genutzt, um die Beschreibungen nicht als legitim erscheinen zu lassen. Auch Gelehrte, die zumindest die gemeinsame Art aller Menschen nachwiesen, diskutierten Differenzen und nutzten ein Vokabular, das Menschen nicht-europäischer Herkunft abwertete. Damit sind sie als „rassistisch“ auszuweisen und zu kritisieren.

337 Vgl. Honegger, 1991 S.169; Kutzer, 1996 S.134; vgl. auch: Schiebinger, 1993 (1990) S.49-57; Schiebinger, 1995 (1993) S.220-223; vgl. zu rassistischen Beschreibungen Soemmerings und den kritischen Anmerkungen Blumenbachs zu diesen auch: Hagner, 1997 S.66-71. L. Schiebinger (1993 [1990]; auch 1995 [1993]) interpretierte Blumenbach so, dass dieser sowohl Geschlechter-, als auch ‚Rassedifferenzen‘ einzuebnen suchte [vgl. Schiebinger, 1993 (1990); Schiebinger, 1995 (1993) u.a. S.220-223, 267, 270]. Dies ist korrekt, dennoch schrieb Blumenbach je nach Herkunft unterschiedliche Merkmalsausprägungen zu, was an dieser Stelle zu der Einordnung als ‚rassistisch‘ genügen soll. Allerdings gab es auch noch diskriminierendere Betrachtungen als die Blumenbachs, die gar die gemeinsame Abstammung aller Menschen leugneten oder die die Bildungsfähigkeit von ‚weißen Frauen‘ und von ‚schwarzen Männern (und Frauen)‘ bestritten.

338 Tiedemann, 1984 (1837) S.17/18, 47, 61, 63, 64, 82; vgl. Wagner, 1858 S.180; Gould, 1983 (1981) S.85/86; Kutzer, 1996 S.134. Um seine These zu belegen, dass die embryonalen Geschlechtsteile ursprünglich weiblich seien, hatte Tiedemann hingegen noch 1813 postuliert, dass die Frau embryonalen bzw. kindlichen Zuständen in ihrer Konstitution näher sei als der Mann – und dabei hatte Tiedemann auch auf ein im Verhältnis zur Körpermasse größeres Gehirn der Frau als beim Mann verwiesen [Tiedemann, 1813 S.87/88].

des Mannes deutlich machen.<sup>339</sup> Mit einer ähnlichen Intention schloss sich E. Huschke den Beschreibungen von Carus an: wie Menschen, Frauen und Männer, nicht-europäischer Herkunft hätten auch europäische Frauen bezüglich des Schädels und des Gehirns Ähnlichkeiten mit Kindern<sup>340</sup> und würden geistig nicht an die Leistungsfähigkeit europäischer Männer heranreichen. Während der europäische Mann ein ausgeprägtes Stirnhirn besitze, sei das Gehirn der europäischen Frau im Hinterhaupt besonders stark ausgeprägt (Letzteres im Gegensatz zu Carus).<sup>341</sup> Seine Schädel- und Gehirntheorien passte Huschke auch in die gesellschaftliche Ordnung ein: So sei im Stirnhirn insbesondere Intelligenz lokalisiert, im Hinterhaupt befänden sich hingegen Schönheitssinn, Frömmigkeit, Sitte und Liebe. Die Frau sei daher mehr zur Innerlichkeit, der Mann zur äußeren Wirkung in der Gesellschaft geschaffen.<sup>342</sup> Allerdings sagte Huschke auch, dass der von ihm konstatierte geschlechtliche Unterschied nicht bei allen Individuen „im ganzen körperlichen und geistigen Leben immer gleich scharf ausgeprägt“ wäre.<sup>343</sup> „Wie oft ist nicht bei einem Manne irgend ein Theil eher weiblich und beim Weibe eher männlich zu nennen! *Etwas Zwitterhaftes* kömmt fast an jedem Menschen vor, wenn auch natürlich die *meisten* und die *Hauptorgane* dort nach männlichem, hier nach weiblichem Schnitt eingerichtet sind.“<sup>344</sup> Aus der Feststellung individueller Unterschiede, die Huschke allerdings in seine Vorstellung geschlechtlich unterschiedlicher Merkmale einpasste, leitete er ab, dass es sich auf viele Untersuchungen zu stützen gelte und dass stets solche Schädel als Norm gesetzt werden sollten, bei denen sich die statistisch gefunden Unterschiede am deutlichsten zeigten.<sup>345</sup> Anderes als Differenz wurde von Huschke so bereits methodisch ausgeschlossen.

C. Vogt wurde in seinen Ausführungen im Anschluss an H. Welcker deutlicher und hob hervor, „daß männliche und weibliche Schädel gleich zwei verschiedenen Species auseinanderzuhalten“ seien.<sup>346</sup> Schädel seien nicht nur beim Menschen, sondern auch bei Säugetieren geschlechtlich stark verschieden. Beim Menschen sei, so stellte Vogt unter Verweis auf Welcker fest, „der weibliche

339 U.a. Carus, 1841 S.10-13; Carus, 1858 (1853) S.102-106, 132, 150-155; vgl. Kutzer, 1996 S.134.

340 Huschke verwies wiederholt auf Ähnlichkeiten zwischen Frauen und Kindern [vgl. Huschke, 1854 S.18-22].

341 Huschke, 1854 S.19, 21; vgl. Rüdinger, 1877 S.300; Shields, 1975 S.742.

342 Vgl. Kutzer, 1996 S.34-38; Stahnisch, 2005 S.219-221. Huschke nahm in seinen Beschreibungen zu Geschlechtsunterschieden in Gehirn und Schädel sogar Charaktereigenschaften als Ausgangspunkt: „Wie der weibliche Geist ein anderes Gepräge hat, als der männliche, so ist auch zu erwarten, dass das weibliche Gehirn und wiederum ebenso das starre Gehäuse dieses letzten, der Schädel, in beiden Geschlechtern mit mehreren Eigenthümlichkeiten begabt ist.“ [Huschke, 1854 S.18]

343 Huschke, 1854 S.19.

344 Huschke, 1854 S.19; Hervorhebungen ebd.

345 Huschke, 1854 S.19.

346 Vogt, 1863 S.94; vgl. Welcker, 1862 S.65.

Schädel kleiner sowohl nach Horizontalumfang, als Schädelinnenraum, womit auch das kleinere Hirngewicht zusammenstimmt. [...] Die Formen des weiblichen Kopfes sind weicher, gerundeter, der Gesichtstheil des Schädels, namentlich die Kiefer und die Schädelbasis kleiner und letztere in ihrem hinteren Abschnitte stark verschmälert. Zugleich ist die Basis gestreckter, der Sattelwinkel größer und eine auffällige Neigung zur Schiefzähigkeit sowie zur Langköpfigkeit bei dem Weibe entwickelt.<sup>347</sup> Wie zuvor Carus und Huschke kam Vogt zu dem Schluss, „daß im Allgemeinen der Typus des weiblichen Schädels sich in vieler Beziehung demjenigen des Kinderschädels, noch mehr aber demjenigen der niederen Rassen nähert, [...]“.<sup>348</sup> Im Zusammenhang mit kultureller Entwicklung, die in europäischen Gesellschaften im Vergleich zu anderen Gesellschaften weiter fortgeschritten sei, stellte Vogt fest, dass sich Geschlechterdifferenzen in Europa am stärksten zeigen würden, wogegen sich Frau und Mann in anderen Regionen der Erde einander annäherten.<sup>349</sup> Wie die Frau bei der Gestalt des Schädels mehr ‚konservativ‘ sei, auf einer früheren Entwicklungsstufe verharre, so sei sie auch gesellschaftlich an Konstanz interessiert, und es sei leichter „die Regierungsform eines Staates durch Revolution zu stürzen, als die Einrichtung der Feuerung auf dem Kochherde zu ändern“.<sup>350</sup>

Obgleich Vogt ausführte, dass es nicht legitim sei, zwischen dem Gewicht des Gehirns und des Körpers Vergleiche anzustellen,<sup>351</sup> auch da insbesondere die zahlreichen unterschiedlichen Methoden, mit denen das Gewicht des Gehirns und das Volumen des Schädelinnenraumes gemessen werde, unzureichend seien,<sup>352</sup>

347 Vogt, 1863 S.94; vgl. in ähnlichem Sinne: Welcker, 1862 S.34-38, 65-68, 141.

348 Vogt, 1863 S.94. Als „niedere Rassen“ betrachtete Vogt Menschen nicht-europäischer Herkunft, wohingegen europäische Menschen, insbesondere der europäische Mann, superior seien.

349 Vogt, 1863 S.94/95; vgl. Welcker, 1862 S.68, 141. Nachdem H. Welcker zunächst ausgeführt hatte, dass er diesbezüglich keine Aussage treffen könne, bezog er dennoch in einem solchen Sinne Stellung, dass Geschlechterdifferenzen in Europa (er bezieht sich explizit auf „Deutsche“) stärker ausgeprägt seien als anderswo [Welcker, 1862 S.68, 141]. Eine solche Ansicht hatte auch I. Kant vertreten [vgl. Bennet-Vahle, 1991 S.44/45].

350 Vogt, 1863 S.95. Hier knüpfte Vogt an die gesellschaftliche Geschlechterordnung an, die politische Betätigung für Männer vorsah, Frauen hingegen auf Haushalt und Kindererziehung zu beschränken suchte.

351 Vogt, 1863 S.100/101. Vogt begründete dies neben Methodenerwägungen damit, dass das Verhältnis von Gehirn- zu Körpergewicht nicht zuverlässig sei. So würde bei Unterernährung das Gewicht des Gehirns weniger zurückgebildet, als der übrige Körper [Vogt, 1863 S.100/101].

352 Vogt, 1863 S.83-97. Vogt nahm eine umfassende Kritik an denjenigen Methoden vor, die bislang zur Beschreibung von Differenzen und Gleichheiten von Menschen genutzt worden waren. Er führte aus, dass bei *Zeichnungen* lebendiger Menschen – ihres Kopfes – zahlreiche Einflüsse das Zeichnen beeinflussen würden und somit nur schwer vergleichbare Ergebnisse zu erzielen seien. Auch die *Fotografie* würde diese Problematiken nur teilweise beheben, da es wesentlich darauf ankomme, in welcher Perspektive und bei welchem Lichteinfall Aufnahmen

nahm er doch weitgehende Interpretationen der Ergebnisse vor und folgerte, dass es zwar kein genaues, aber ein annäherndes Verhältnis zwischen dem Gewicht des Gehirns und dem Grad der Intelligenz gebe.<sup>353</sup> Vogt erachtete es als legitim, aus der Größe und insbesondere aus der Struktur des Gehirns Rückschlüsse auf dessen Funktion zu ziehen. Der Windungsreichtum insbesondere des Stirnlappens (wiederum Stirn, vgl. Huschke) sei als Maß der Intelligenz anzusehen. Im Allgemeinen würde auch die Oberfläche bei größeren Gehirnen größer ausfallen, in Einzelfällen, und bei Frauen im Allgemeinen, trete aber eine Kompensation derart ein, dass sich die Gehirnoberfläche der Frau weniger von der des Mannes unterscheide als das Gehirngewicht.<sup>354</sup> Stellte Vogt bei einem bedeutenden Gelehrten (nach dessen Tod) aber ein recht geringes Hirngewicht und ggf. auch eine unerwartet geringe Oberfläche fest, so fand er auch dafür eine Begründung, etwa das hohe Alter.<sup>355</sup> Diese ‚Sorgfalt‘ ließ er bei der Untersuchung von Gehirnen von Frauen vermissen; so notierte er nicht einmal etwas über den Bildungsstand, den die verstorbene Frau erworben hatte.<sup>356</sup>

Die Argumentation Vogts, dass ein geringeres Gehirngewicht der Frau im Vergleich zum Mann durch einen größeren Windungsreichtum der Gehirnober-

---

gemacht würden. *Gips-Gesichtsabdrücke* seien ebenfalls problematisch. Das Schließen der Augen und der Lippen, bei einer langen Erhärtungszeit, würde das Gesicht zu einer unbrauchbaren Karrikatur verziehen. Zudem würde die Erhärtung des Gipses das Gesicht zusammendrücken und damit den Gesichtsausdruck verändern. Hingegen seien Schädelabgüsse brauchbar und würden dem Original sehr nahe kommen. Auch an *Methoden zur Bestimmung von Volumen und Masse des Gehirns* äußerte Vogt Kritik: Oftmals seien diese mit dem Einfüllen von Material in den Schädel gemessen wurden. Dabei ergebe das Auffüllen des Schädels mit Hirse oder Wasser und das spätere Wiegen bzw. eine spätere Volumenmessung das Problem, dass der Wassergehalt der Hirse zwischen verschiedenen Untersuchungen sehr variieren könne und das Volumen des Wassers stark temperaturabhängig sei. Hier betrachtete Vogt eine Volumenmessung (*nicht* Gewichtsmessung) mit Schrot als sinnvoller, da dieses nicht die für Hirse und Wasser als negativ beschriebenen Eigenschaften zeige. Bezüglich der *Gehirngröße* sprach sich Vogt für die Messung des Schädelinnenraumes aus, da Messungen am Gehirn selbst schwierig seien, weil dieses aus dem Schädel entnommen, rasch die Form verändere (sich auf einer Unterlage auf Grund einer sehr weichen Konsistenz abplatte), und in Weingeist eingelegt – um die Strukturen zu härten und auswertbar zu erhalten – sich die Maße des Gehirns stark verändern würden [Vogt, 1863 S.83-97; vgl. für entsprechende Methodenerwägungen P. P. Brocas (in dessen Arbeiten von 1861 und 1873): Gould, 1983 (1981) S.86]. Für eine gute aktuelle Methodenkritik an den Arbeiten des 19. Jh. vgl.: Gould, 1983 (1981) insbesondere S.73-117.

353 Vogt, 1863 S.102.

354 Vogt, 1863 S.111-145, 136-138.

355 Vogt, 1863 S.98-100; vgl. für entsprechende Alterserwägungen P. P. Brocas: Gould, 1983 (1981) S.91-96.

356 Vogt, 1863 S.136, 136-138. Für das Problem ‚Große Männer mit kleinem Hirn‘ vgl.: Gould, 1983 (1981) S.94-96. Sehr lesenswert ist überdies die umfassende Methodenkritik, die Gould insbesondere für die Betrachtungen P. P. Brocas vornahm: vgl. Gould, 1983 (1981) S.73-117.

fläche kompensiert werden könne, wurde nicht aufgegriffen. Stattdessen wurde in der Folgezeit vielfach an die Ausführungen zur Minderwertigkeit von europäischen Frauen und von nicht-europäischen Menschen (Frauen und Männern) im Vergleich zu europäischen Männern angeschlossen. Die Argumente wiederholten sich dabei, bezogen sich insbesondere auf die Gehirngröße, und war diese für eine Höherstellung ‚bedeutender europäischer gelehrter Männer‘ nicht aussagekräftig genug, wurde auf eine steilere Stirn des Schädels, eine geringere Abflachung des Schädeldaches und eine höhere Zahl von Furchen und Windungen des Gehirns bei diesen verwiesen. Bezüge zwischen Schädel, Gehirn und Intelligenz wurden hergestellt und gesellschaftliche Auswirkungen abgeleitet. Die Messmethoden wandelten sich, das Resultat blieb aber in der Regel bestehen: Die europäische Frau und nicht-europäische Frauen und Männer seien minderwertig, seien weniger vernunftbegabt, seien entwicklungsgeschichtlich vorgängig (sowohl bzgl. der Ontogenese als auch bzgl. der Phylogenese).<sup>357</sup>

Allerdings scheint auch die Gegenbewegung, die Unterschiede bei Schädel und Gehirn als nicht geschlechtlich bedingt, sondern als individuell herausstellte, nicht eben schwach gewesen zu sein.<sup>358</sup> Jedenfalls wurde in den Beschreibungen der an geschlechtlicher Differenz interessierten Forschenden auch ersichtlich, dass die Betrachtungen als Reaktion auf Emanzipationsbestrebungen von Frauen gedacht waren. Ausdrucksstark und bellizistisch führte T. H. Huxley (1877) diesbezüglich und mit Verweis auf geschlechterdifferente physische Beschaffenheit an: „Die Frauen werden ihren Platz finden, und es wird weder der sein, auf welchem sie bisher gestanden haben, noch der, zu welchem manche von ihnen emporstreben. Das alte salische Gesetz der Natur wird nicht abgeschafft werden, und in der Dynastie wird kein Wechsel eintreten. Die breite Brust, das massige Gehirn, die starken Muskeln und kräftigen Gestalten der besten Männer werden die Schlacht gewinnen, wenn immer sie es der Mühe für werth halten, mit den besten Weibern um den Lebenspreis zu kämpfen.“<sup>359</sup> Gleichzeitig legte Huxley aber dar, dass durch die bisherige schlechte Erziehung von Mädchen/Frauen ‚natürliche‘ Schwächen verstärkt würden, und dass Mädchen/Frauen die gleiche Erziehung und auch die Möglichkeit des Studiums wie Jungen/Männer erhalten sollten. Die Natur würde sie dann ‚auf ihren Platz verweisen‘.<sup>360</sup>

357 Beispielhaft: Bischoff, 1872; Rüdinger, 1877; Baerenbach, 1877 u.a. S.54-71; Reclam, 1879 (1870) insbesondere S.57-74; vgl. für weitere Betrachtungen auch: Shields, 1975; Gould, 1983 (1981) u.a. S.106-112; Becker (T.), 2005 S.301-314.

358 So bemängelte N. Rüdinger (1877), dass die Beschreibungen Huschkes noch nicht die Berücksichtigung gefunden hätten, die ihnen gebührte [Rüdinger, 1877 S.300], und diskutierte mehrfach Auffassungen, die die Individualität von Unterschieden bei der Ausprägung von Schädel- und Hirnstrukturen betonten [Rüdinger, 1877 S.295, 304]. T. L. W. Bischoff kritisierte an zahlreichen vorangegangenen Studien u.a., dass diese „auf die Verschiedenheiten der Individuen nach Geschlecht, Alter, Grösse etc. wenig Rücksicht nahmen“ [Bischoff, 1880 S.1].

359 Huxley, 1877 S.24/25.

360 Huxley, 1877 S.23-25.

### Das drohende Vordringen von Frauen in wissenschaftliche Berufe und die Gegenwehr von in diesen Berufen tätigen Männern: ein Streit mit Bezugnahmen auf Daten aus Gehirnvermessungen und zu Annahmen vermeintlicher ‚Naturhaftigkeit‘

T. L. W. von Bischoff hingegen wollte unter Hinweis auf physische Beschaffenheit das wissenschaftliche Studium von Frauen gänzlich verhindern.<sup>361</sup> Selbst Mediziner – und in dieser Arbeit schon dafür angeführt, dass er Geschlechtsunterschiede als ‚zu tiefgreifend‘ erachtete, als dass Geschlechtsteile weiblichen und männlichen Geschlechts auf ein und dieselbe embryonale Anlage zurückgehen könnten (vgl. *Kapitel II, S.156f*) –, widmete sich Bischoff in der Schrift *„Das Studium und die Ausübung der Medicin durch Frauen“* (1872) der Frage, ob Frauen für das Studium im Allgemeinen und für das Medizinstudium im Speziellen geeignet seien. Hierzu rief er der Leser/in zunächst die als allgemein angesehenen Geschlechtsunterschiede ins Gedächtnis. Er betonte, „daß sich diese Verschiedenheiten nicht etwa nur auf einige Unterschiede in den äußeren Formen und den Geschlechtsorganen, sondern man kann sagen auf jeden Knochen, jeden Muskel, jedes Organ, jeden Nerven, jede Faser erstrecken, [...]“.<sup>362</sup> Sodann ging er insbesondere auf geschlechtliche Unterschiede bei Schädel und Gehirn ein; dabei stützte er sich auf die Untersuchungen Welckers, wie dies zuvor schon Vogt getan hatte. Auch Bischoff beschrieb bezüglich des Schädelbaus Ähnlichkeiten zwischen Frau und Kind, u.a. habe die Frau wie das Kind ein flacheres Schädeldach und einen flacheren Scheitel als der Mann. Absolut sei der Schädel des Mannes größer als der der Frau. Bezogen auf die Körpergröße ergebe sich hingegen – hier stellte Bischoff einen Bezug zu Soemmerring her – ein relativ größeres Gewicht des Schädels der Frau. Ganz im Gegensatz zu Soemmerring wertete Bischoff aber auch dies zu Ungunsten der Frau: Sie sei damit wiederum auch dem Kind ähnlicher (dieses habe ebenso einen im Verhältnis zum Körper größeren Kopf als der Mann).<sup>363</sup> Ein größeres Gewicht des Gehirns bedeutete nach Bischoff größere Leistungsfähigkeit. Treffe dies auch nicht in allen Fällen zu, so stimme es doch „im Großen und Ganzen“. Hingegen wollte Bischoff nichts von Vergleichen des Gewichts des Gehirns mit dem Gewicht oder der Größe des Körpers wissen (dies im Gegensatz zu der zuvor festgestellten Ähnlichkeit des Gehirn-Körper-Größenverhältnisses von Frau und Kind).<sup>364</sup> Auch den von Ackermann und Soemmerring (Bischoff erwähnte nur Soemmerring)

---

361 Zu einer Einbindung von Bischoffs Schrift(en) in die gesellschaftliche Debatte, die sich auch im Deutschen Reich seit den 1870er Jahren zu Gunsten des Studiums von Frauen zu wandeln begann, und der besonders intensiven Abwehrhaltung von Seiten der Medizin vgl.: Schmersahl, 1998 S.302-317, 306; auch: Heinsohn, 2005 S.79ff, insbesondere S.128, 130.

362 Bischoff, 1872 S.14.

363 Bischoff, 1872 S.15-18.

364 Bischoff, 1872 S.17/18.

zentral gesetzten Quotienten aus Gehirngewicht und Nervendicke verwarf Bischoff.<sup>365</sup>

Aus der geschlechtlich verschiedenen Schädel- und Gehirmbeschaffenheit ergäben sich unterschiedliche Charaktereigenschaften: „Der Mann ist muthig, kühn, heftig, rau, verschlossen; das Weib furchtsam, nachgiebig, sanft, zärtlich, gutmüthig, geschwätzig, verschmitzt. Der Mann besitzt mehr Festigkeit, das Weib ist wandelbar und inconsequent.“<sup>366</sup> Beim Mann würde die Vernunft, bei der Frau das Gefühl beherrschend sein. Der Mann sei in seinen Arbeiten gründlicher, genauer und urteile unbefangen, wogegen die Frau oberflächlich sei, eher das Äußere achte und in ihrem Urteil befangen sei. Auf die Ausgangsfrage seiner Untersuchung zurückkommend, folgerte Bischoff, „daß das weibliche Geschlecht für das Studium und die Pflege der Wissenschaften und insbesondere der Medicin nicht geeignet ist“.<sup>367</sup> Auch würden die „psychische Schwäche“<sup>368</sup> und die „Ohnmöglichkeit der Trennung beider Geschlechter“<sup>369</sup> beim Studium der Medizin eine Teilnahme von Frauen unmöglich machen. Bischoff selbst würde weiblichen Studierenden „niemals“ den Zutritt zu seinen Vorlesungen gestatten.<sup>370</sup>

Auf Bischoffs Schrift erwiderte H. Dohm. Bereits in ihrer Schrift „*Der Jesuitismus im Hausstande: ein Beitrag zur Frauenfrage*“ von 1873 hatte sich Dohm für das Frauenstimmrecht ausgesprochen. Die Schrift Bischoffs stellte nun einen wesentlichen Anlass für die Auseinandersetzung Dohms mit der Frage des Frauenstudiums dar, eingeschlossen die Diskussion der weiblichen und männlichen Verstandeskräfte. „*Die wissenschaftliche Emancipation der Frau*“ erschien 1874.<sup>371</sup> Bereits auf den ersten Seiten kündigte Dohm an, dass sie sich insbesondere medizinischen Betrachtungen, vor allem denen von Bischoff, zuwenden wolle. Sie wollte in ihrer Arbeit deutlich machen, dass die gesellschaftliche Arbeitsteilung insbesondere einem Grundprinzip unterliege: „die geistige Arbeit und die einträgliche für die Männer, die mechanische und die schlecht bezahlte Arbeit für die Frauen“.<sup>372</sup> Dohm stellte heraus, dass gerade wenn es um einträgliche Arbeitsgebiete gehe, Frauen auf Grund ihrer „zarten Konstitution“ und „Schamhaftigkeit“ ausgeschlossen würden. Bei den unteren Schichten der Gesellschaft vorbehaltenen Arbeitsfeldern sei von einer solchen Schonung der Frau

365 Bischoff, 1872 S.18/19.

366 Bischoff, 1872 S.19.

367 Bischoff, 1872 S.20, Hervorhebung ebd.

368 Bischoff, 1872 S.36, Hervorhebung ebd.

369 Bischoff, 1872 S.39, Hervorhebung ebd.

370 Bischoff, 1872 S.41, Hervorhebung ebd.

371 Wogegen gemeinhin nur das Jahr 1874 als Erscheinungsdatum nachlesbar war, benannte E. Glaser (2005) dieses mit 1873 [Glaser, 2005 S.17]; bei FemBio (2008) fanden sich beide Angaben ohne nähere Ausführung.

372 Dohm, 1874 S.11, Hervorhebungen ebd.

indes keine Rede.<sup>373</sup> Insbesondere würden Männer dazu neigen, ihre eigenen Arbeitsgebiete Frauen zu verweigern.<sup>374</sup> So hatte sich auch der Mediziner Bischoff besonders gegen das Medizinstudium von Frauen ausgesprochen. Im Gegensatz zu Bischoff, der ausgeführt hatte, dass Beschränkungen von Studienmöglichkeiten für Frauen historisch gar nicht hätten aufrechterhalten werden können, wenn Frauen zum Studium geeignet wären,<sup>375</sup> fixierte Dohm konkrete Beschränkungen. So müssten sich Mädchen/Frauen die wissenschaftliche Ausbildung durch Privatunterricht aneignen, was teuer und daher nur für wenige möglich sei.<sup>376</sup> Auch müssten Mädchen/Frauen besondere Begabung zeigen, um ein für sie als außergewöhnlich angesehenes Recht auf Bildung in Anspruch nehmen zu dürfen – „[...] mit Unrecht, wie mir scheint. Auch einem Mädchen, das geringes Talent zeigt, muß die Universität, wie jedem unbegabten Jüngling, geöffnet sein, und jegliche Lehranstalt sobald sie studiren will.“<sup>377</sup>

Deutlich wird Dohms Argumentation für ein regulär mögliches Studium für Mädchen/Frauen und Jungen/Männer gleichermaßen, und dies nicht nur für höhere Stände. Den Ausführungen Bischoffs zur physischen Schwäche von Frauen begegnete Dohm mit einem Verweis auf zahlreiche Schädel- und Gehirnvormessende, die zwar einen absolut kleineren Schädel von Frauen beschrieben hatten, aber den Schädel der Frau im Verhältnis zum Körper als relativ größer, verglichen mit dem des Mannes, gefunden hatten. Bischoff hatte sich gegen eine an Gewichts- und Größenverhältnissen orientierte Diskussion gesträubt, und so setzte Dohm hinzu, dass selbst dann, wenn ein relativ kleinerer Schädel bei der Frau tatsächlich vorliegen sollte, dies doch eher ein Hinweis darauf sei, dass der

373 Dohm, 1874 S.11-25, 12. Vgl. für den in der zweiten Hälfte des 19. Jh. sehr großen Anteil arbeitender Frauen, deren prekäre Arbeitssituation und schlechte Bezahlung auch: Bebel, 1893 (1879) S.161-173; Braun, 1979 (1901) S.170-188, 209-431; Scott, 1994; Hufton, 1994 u.a. S.34-39. Für die Anfangsjahrzehnte des 19. Jh. beschrieb J. Kuczynski (1949): „Die Löhne der Kinder und Frauen sind zum Teil bestenfalls als Taschengelder zu bezeichnen, und lagen auch bei den Frauen nicht selten um 50 bis 80 Prozent unter denen der Männer. Diese niedrigen Frauenlöhne sind ein Ausdruck der allgemeinen Position der Frauen, die in jeder Beziehung hinter den Männern zurückstehen mußten: in der Bezahlung wie in der Erziehung, in der Politik wie auf jedem anderen Gebiet des gesellschaftlichen Lebens.“ [Kuczynski, 1949 S.102]. L. Braun (1979 [1901]) arbeitete pointiert für die Lage proletarischer Frauen heraus: „Wer die Lage der Proletarierin in ihrer Gesamtheit überblickt, der sieht nichts als eine gleichmäßige graue Oede: Arbeit und Not, – Not und Arbeit. Die Unterschiede, die zu Tage treten, sind nichts als Variationen desselben Themas. Was für die Arbeiterin in der Großindustrie gilt, das gilt ebenso für die in der Hausindustrie, im Handel oder im persönlichen Dienst Beschäftigte.“ [Braun, 1979 (1901) S.326]

374 Dohm, 1874 S.25-29.

375 Bischoff, 1872 S.41-43.

376 Dohm, 1874 S.46.

377 Dohm, 1874 S.46/47.

durch gesellschaftliche Beschränkung verursachte Nichtgebrauch zur Verkümmern von Organen führe.<sup>378</sup>

Auf Bischoffs spezifisch geschlechtliche Charaktere – der Mann sei „muthig, kühn, heftig“ etc., die Frau sei „furchtsam, nachgiebig, sanft“ etc. – kontrerte Dohm mit der Feststellung individueller Unterschiedlichkeit: „Wir finden unter den Männern ebenso viel milde wie trotzige, ebenso viel harte wie weich geartete Gemüther. Der eine Mann zeigt hohen Scharfsinn, der andere bodenlose Dummheit. Ich wüßte keinen Gegensatz der Charaktere, den man nicht unter den Männern selber fände. [Absatz] Und so lange man nicht alle milden, geduldigen, aufopferungsfähigen, keuschen Individuen des männlichen Geschlechtes, als des Studiums unwürdig, aus den Staatsämtern entfernt, aus den Tempeln der Wissenschaft vertreibt, so lange sehe ich keinen Grund, um dieser Eigenschaft willen die Frauen von den Segnungen der Wissenschaft auszuschließen.“<sup>379</sup> Dohm forderte „völlige Gleichberechtigung der Geschlechter auf dem Gebiete der Wissenschaft“.<sup>380</sup>

Bischoff indes verharrte auf seinem Standpunkt und verwies auch in einer 1880 erschienenen Schrift weiterhin auf geschlechtliche Größenunterschiede der Schädel und Gehirne.<sup>381</sup>

Größere Verbreitung als die genannten Schriften von Bischoff und Dohm fand eine später in der Debatte erschienene Arbeit, die 1900 erstmals veröffentlicht, bis 1912 in zehn, bis 1922 in zwölf Auflagen herauskam: „*Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes*“ von P. J. Möbius.<sup>382</sup> Möbius wollte in ihr nicht

378 Dohm, 1874 S.87-100.

379 Dohm, 1874 S.80.

380 Dohm, 1874 S.186.

381 Nachdem Bischoff zahlreiche vorangegangene ‚Erkenntnisse‘ als unsicher dargestellt hatte und allgemeine Aussagen zu Geschlechterdifferenzen nicht in jedem individuellen Fall gelten lassen wollte [vgl. u.a. Bischoff, 1880 S.1, 20, 25, 38, 125/126], stellte er fest: „Abgesehen von allen individuellen Entwicklungsgraden ist es unläugbar, dass sich das männliche Geschlecht immer und überall rückwärts des höheren Grades seiner Intelligenz und psychischen Leistungen vor dem weiblichen in gleicher Weise ausgezeichnet hat, wie das männliche Gehirn sich von dem weiblichen überall und zu allen Zeiten durch ein um 1/9 – 1/12 höheres Hirngewicht unterschieden hat. Auch kommen Maximal-Hirngewichte bei Weibern nicht vor, wohl aber häufig Minimal-Gewichte.“ [Bischoff, 1880 S.137] Auch diese These schränkte Bischoff ein, um sie im letzten Halbsatz des Abschnittes dennoch für gültig zu befinden: „Vielmehr wird man sich überzeugen müssen, dass beide Factoren, Gehirngewicht und geistige Befähigung und Leistung zu zusammengesetzte Größen sind, als dass ihr Parallelismus so einfach hervortreten und sich nachweisen lassen könne, obgleich derselbe nichtsdestoweniger vorhanden ist.“ [Bischoff, 1880 S.142]

382 Allerdings fand nicht nur diese gegen die Emanzipation von Frauen gerichtete Schrift von Möbius weite Verbreitung. A. Bebel's Schrift „*Die Frau und der Sozialismus*“, 1879 erstmals erschienen, wurde 1899 bereits in der 30., 1910 in der 50. Auflage veröffentlicht. In dieser ging Bebel, bei sonst zuweilen auch biologisch

„pathologischen Zuständen“ nachgehen, sondern die konstitutionelle durchschnittliche Besonderheit von Frauen erforschen. Das bereits „gute Werk“ von Lombroso und Ferrero (1894) erfordere, so Möbius, noch der Ergänzung, die er selbst leisten wolle. Mit einigen Standpunkten aus den Jahren zuvor räumte Möbius auf, so mit der u.a. von Bischoff ausgeführten Bedeutung der Größe des Gehirns für geistige Fähigkeiten. Die Größe des Gehirns sei nicht relevant, stattdessen sei die Struktur einzelner Bereiche des Gehirns entscheidend, und dort würden sich geschlechtliche Unterschiede zeigen.<sup>383</sup> So deutlich sich Möbius in „*Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes*“ von der einfachen Kopplung von Gehirngröße und Geistestätigkeit distanziert, so deutlich folgt er dieser einfachen Kopplung in einer anderen Schrift, in „*Geschlecht und Kopfgröße*“ aus dem Jahr 1903. Im Anfang heißt es dort: „Der Umfang des annähernd normal geformten Kopfes wächst im Allgemeinen mit den geistigen Kräften.“<sup>384</sup> Im Schlussabsatz deutete Möbius dies vergeschlechtlicht: „Jeder, der mir bisher gefolgt ist, wird an der wesentlichen Grössenverschiedenheit des weiblichen und des männlichen Kopfes und an der Unabhängigkeit dieses Unterschiedes von Körperlänge und Masse nicht zweifeln.“<sup>385</sup>

In Bezug auf die übrigen geschlechtsspezifischen Beschreibungen folgte Möbius den dominanten Darstellungen aus der Schädel- und Gehirnkunde und aus der Evolutionsbiologie, die geschlechtliche Unterschiede beschrieben hatten: So würde die Frau eine geringere Reaktion auf starke Reize zeigen; habe sie mehr Instinkt, was sie mit dem Tier vergleichbarer als den Mann mache; und seien Frauen eher rückwärtsgewandt, konservativ und würden jeden Fortschritt behin-

---

geschlechterdifferenzierender Argumentation, auch auf Gehirn und geistige Leistungsfähigkeit ein und vertrat diesbezüglich den Ansatz, dass Frauen und Männer geistig gleiche Leistungen erbringen könnten und dass anzutreffende Unterschiede auf soziale Faktoren zurückzuführen seien und bei materieller Gleichstellung und gleicher Erziehung verschwinden würden [vgl. Bebel, 1893 (1879) S.188-196]. In diesem Sinne waren auch Auffassungen, die die Emanzipation von Frauen unterstützten, verbreitet und finden hier diesbezüglich die Schriften H. Dohms (1874, 1974 [1902]) und O. Olbergs (1902) Betrachtung, da in diesen ausführlichere Argumentationen zu Gehirn und Verstandeskräften von Frauen und Männern zu finden sind.

383 Möbius, 1900 S.6/7; vgl. Dohm, 1974 (1902) S.59.

384 Möbius, 1903a S.5; im Original gesperrt gedruckt.

385 Möbius, 1903a S.46. In dieser Schrift führte Möbius auch seine Methode der Kopfvermessung genauer aus, die er der Herstellung individueller passförmiger Hüte entlehnte, und offenbarte sein methodisches und mathematisches Unverständnis: „Zur Berechnung des Umfanges haben die Hutmacher ein eigenes Verfahren, das sie nicht verstehen, und das auch ich nicht verstanden habe. Man addirt nämlich Länge und Breite der Reduction, halbiert die Summe und sucht auf einer vorhandenen Tabelle die neben dieser Zahl stehende Zahl die besagt, wieviel Centimeter der Kopfumfang misst. Ich bin in Rechenkünsten ganz unerfahren, stehe der Sache wie ein Handwerker gegenüber, aber die Resultate sind richtig.“ [Möbius, 1903a S.18]

dem.<sup>386</sup> Während Frauen gut kopieren und auswendig lernen könnten, bleibe Kreativität und Genie den Männern vorbehalten.<sup>387</sup>

Der Konservativismus, den Möbius den Frauen vorwarf, zeigte sich indes bei ihm selbst. Ähnlich wie es Rousseau mehr als 150 Jahre vor ihm getan hatte (vgl. *Kapitel II, S.103ff*), führte Möbius aus, dass steigende Zivilisation, verbunden mit steigender Gehirntätigkeit, zu einer geringeren Fortpflanzungsfähigkeit führe, was sich insbesondere an der Stadtbevölkerung zeige. Ohne Zufluss vom Land müsste die Stadtbevölkerung aussterben. Daher gehe es darum, „im Interesse des menschlichen Geschlechtes die widernatürlichen Bestrebungen der ‚Feministen‘ zu bekämpfen“.<sup>388</sup> Den Emanzipationsbestrebungen von Feminist/innen zu begegnen war Möbius also ein Anliegen. Unter anderem kritisierte er „darwinistische Schwärmereien“, dass durch den Gebrauch des Gehirns auch die geistigen Fähigkeiten der weiblichen Nachkommen zunehmen würden.<sup>389</sup> In den späteren Auflagen wurde dieses Interesse an der Auseinandersetzung mit den Emanzipationsbestrebungen deutlicher. So widmete sich Möbius im Vorwort späterer Auflagen intensiv den feministischen Ausführungen Olbergs (1902), ohne die eigenen Auffassungen zu revidieren,<sup>390</sup> auch fügte er einen zweiten Teil zur Erläuterung seiner Ausführungen an, ergänzt durch eine Auswahl an Briefen, die ihm (weibliche und männliche) Leser/innen gesandt hatten.

Reaktionen auf das Buch von Möbius gab es bald nach dessen Erscheinen. 1902 meldete sich H. Dohm zu Wort. In ihrer Schrift „*Die Antifeministen. Ein Buch der Verteidigung*“ ging sie auf antifeministische Argumentationen aus verschiedenen Lagern ein und widmete sich intensiv medizinischen Betrachtungen, u.a. denen von Lombroso und Ferrero, insbesondere aber denjenigen von Möbius. Dohm konstatierte: „Die Frauenfrage in der Gegenwart ist eine akute geworden. Auf der einen Seite werden die Ansprüche immer radikaler, auf der anderen die Abwehr immer energischer. Letzteres ist erklärlich. Je dringender die Gefahr der Fraueninvasion in das Reich der Männer sich gestaltet, je geharnischer treten die Bedrohten entgegen.“<sup>391</sup> „Daß es vorzugsweise Ärzte sind, die zu einem Kreuzzug gegen die Frauenbewegung, der sie im voraus die Grabrede halten, rüsten, ist erklärlich. [...] Die Ausübung der Medizin ist das erste Eroberungsgebiet, auf das die Frauen bereits ihren Fuß gesetzt haben.“<sup>392</sup>

386 Möbius, 1900 S.7-11.

387 Möbius, 1900 S.11-15.

388 Möbius, 1900 S.15-17, Zitat S.17.

389 Möbius, 1900 S.12. Allerdings hatte Darwin beschrieben, dass Frauen zwar auch Eigenschaften üben und vererben könnten, da Männer dies aber auch täten, Männer Frauen immer überlegen blieben [Darwin, 1951 (1871) S.564]. Ggf. wollte Möbius auf die Argumentation Dohms erwidern [vgl. Dohm, 1874 S.91].

390 Vgl. bspw. Möbius, 1905 Vorwort.

391 Dohm, 1974 (1902) S.3.

392 Dohm 1974 (1902) S.34.

Dohm argumentierte, wie in ihrer Schrift aus dem Jahr 1874, dass die Ausführungen der Antifeminist/innen widersprüchlich seien. Während Frauen auf Grund einer angeblichen Schwäche nicht Ärztinnen werden sollten, dürften sie die nicht weniger beschwerlichen Tätigkeiten der Hebamme oder Krankenschwester ausüben.<sup>393</sup> Gegen das Argument geistigen Zurückstehens der Frau gegenüber dem Mann wandte Dohm ein, dass Frauen gerade durch den – gesellschaftlich erzwungenen – Nichtgebrauch des Gehirns versimpeln würden, und trat mit diesem Argument der These entgegen, die Frau sei ‚von Natur aus‘ in ihren geistigen Fähigkeiten beschränkt.<sup>394</sup> Dohm: „Nachdem der schöne alte Herr Möbius dem Weibe die lange Liste ihrer tierähnlichen Qualitäten entrollt hat, setzt er mit goldiger Naivität hinzu: ‚Sehen wir uns auch genötigt, das normale Weib für schwachsinnig zu erklären, so ist damit doch nichts zum Nachteil des Weibes gesagt.‘ Kleiner Schächer!“<sup>395</sup>

Fundiert und humorvoll konterte Dohm so antifeministische Schriften, darunter auch solche, die von Frauen geschrieben worden waren. So hatte sich u.a. L. Hansson – die unter dem Pseudonym L. Marholm schrieb – gegen die moderne Frauenbewegung gewandt und das eigentliche Ziel der Frau in der Rolle der aufopferungsvollen Ehefrau und Mutter beschrieben. Nach Hansson hat ein glücklicher gesellschaftlicher Zustand vor 600 Jahren bestanden, als Frauen, ihren Geist nur für andere schulend, als oberstes Ziel im Leben noch Ehemann und Kinder angesehen hätten.<sup>396</sup>

Den zur Emanzipation von Frauen kritischen Ausführungen von Marholm und Möbius entgegnete O. Olberg in der (wie die von Dohm) im Jahr 1902 erschienenen Schrift *„Das Weib und der Intellectualismus“*. Nach Olberg kann es nicht um ein ‚Zurück zur Natur‘ gehen; sondern es müsse darum gehen, eine ‚höhere Kultur‘ zu erschaffen. Dabei nahm Olberg auch die dichotome Unterscheidung Natur – Kultur in den Blick und widersprach dieser: „Der berühmte ‚Mensch im Naturzustande‘ hat entweder nie existiert oder nie zu existieren aufgehört.“<sup>397</sup> Die von Marholm geforderte Rückkehr zu Ackerbau und kleinem Grundbesitz sei allein schon auf Grund der Verdichtung der Bevölkerung nicht möglich.<sup>398</sup> Auch die Verringerung der Geburtenzahl bei den oberen Schichten der Stadtbevölkerung sei nicht abzulehnen, da es damit möglich würde, sich intensiver um den Nachwuchs zu kümmern.<sup>399</sup> Der Auffassung von Möbius, dass eine höhere Gehirntätigkeit die Menschheit schädige und daher die ungebildete, ‚natürliche‘

393 Dohm, 1974 (1902) S.39ff, 47.

394 Dohm, 1974 (1902) S.65, 70.

395 Dohm, 1974 (1902) S.67.

396 Dohm, 1974 (1902) S.80-137; siehe auch: Hansson [Marholm], 1900 insbesondere S.1-42; Hansson [Marholm], 1897-1903 insbesondere Bd. 1 S.27.

397 Olberg, 1902 S.26-28, Zitat S.28.

398 Olberg, 1902 S.29.

399 Olberg, 1902 S.41-64, 53.

Frau einen Ausgleich darstellen sollte, begegnete Olberg, dass es für alles heißen müsse: „Allzuviel ist ungesund“, auch für 12 bis 16 Stunden tägliche Feldarbeit bei schlechter Kost und großer Hitze.<sup>400</sup> Olberg betonte, dass der Gehirnentwicklung eher soziale Faktoren zu Grunde lägen als biologische.<sup>401</sup> Mit dieser Feststellung widersprach sie auch der Behauptung von Möbius, dass Gehirnbereiche unterschiedlich ausgeprägt seien. (Der von anderen angenommenen geschlechtlichen Differenz der Hirngewichte war Möbius selbst nicht gefolgt.) Und selbst wenn es geschlechtliche Unterschiede in der Ausprägung von Gehirnstrukturen gäbe, ließe sich daraus keine Minderwertigkeit ableiten, so Olberg.

Die These, dass bei Frauen Instinkte stärker ausgeprägt seien, sei nicht, wie oftmals geschehen, im Sinne einer „niederen Entwicklung“ zu interpretieren, vielmehr stelle sie eine „Höherentwicklung“ dar: Einige Denkprozesse seien der Gehirnrinde entzogen worden und würden damit mehr Raum für mehr und tiefere Gedanken lassen.<sup>402</sup> Hieraus wird auch Olbergs Perspektive deutlich: Sie nahm Geschlechterdifferenzen an, wollte diese aber nicht im Sinne einer Höher- oder Minderbewertung verstanden wissen. Männer hätten eine größere Tendenz, von der Norm abzuweichen (eine größere Variabilität),<sup>403</sup> Frauen hätten „Mutterinstinkte“.<sup>404</sup> Durch Bildung würde der angenommene „Mutterinstinkt“ von Frauen nicht beeinträchtigt werden, vielmehr könnten gebildete Frauen Kinder eher auf die Anforderungen einer Zeit starker kultureller Entwicklung vorbereiten. Mit Bildung könnten Frauen wichtige und notwendige Aufgaben in der Gesellschaft übernehmen. Frauen könnten in zahlreiche Aufgabenbereiche vordringen, und es würde sich mit der Zeit herausstellen, für welche sie auf Grund einer, ihnen von Olberg zugeschriebenen, ‚Geschlechtsnatur‘ besonders geeignet seien. Während Olberg mehr auf geschlechtliche Differenz orientierte, ohne hieran eine mindere oder höhere Bewertung zu knüpfen, nahm Dohm eine explizit auf Gleichheit orientierte Position ein.

Im 19. und 20. Jh. gab es zahlreiche Versuche von Biolog/innen und Mediziner/innen einen Mangel an Verstandeskräften bei der Frau empirisch zu belegen. Andere Gelehrte, auch solche aus Biologie und Medizin, positionierten sich gegen die Annahme mangelnden Verstandes der Frau. Eingebettet waren diese Auseinandersetzungen in sich wandelnde gesellschaftliche Verhältnisse, in denen

---

400 Olberg, 1902 S.34.

401 Olberg, 1902 S.31-33.

402 Olberg, 1902 S.69-85.

403 Olberg, 1902 S.82. Zu einer vermeintlich größeren Variabilität von Männern kritisch: Thompson, 1905 (1903).

404 Olberg, 1902 S.91. Vgl. zu kritischen Betrachtungen zu „Mutterinstinkten“ in psychologischen Ausführungen des 19. und zu Beginn des 20. Jh.: Shields, 1975 S.752-756.

(auch)<sup>405</sup> Frauen für die Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse und ihrer gesellschaftlichen Position stritten. Frauen strebten in die Wissenschaften und mussten sich eine Teilnahme an diesen erst erstreiten. Diese Auseinandersetzungen haben einen wichtigen Ausgangspunkt dargestellt, Geschlechterdifferenzen im Gehirn zu beschreiben (dies wurde u.a. bei Bischoff und Möbius deutlich) oder solche Differenzen kritisch zu diskutieren und zurückzuweisen (so u.a. Dohm und Thompson).

Das Gehirn als ‚Austragungsort‘ für Debatten um Geschlechterdifferenz und -gleichheit kam indes bis heute nicht aus der Mode. Ging es auch bald nicht mehr um den vollständigen Ausschluss von Frauen aus einzelnen gesellschaftlichen Bereichen, so wird auch Anfang des 21. Jh. noch versucht, geschlechtlich differente Begabungen abzuleiten, – und davon ausgehend unterschiedliche Eignung von Frau und Mann für einzelne Tätigkeitsbereiche. Heute wie damals gibt es auch in Biologie und Medizin unterschiedliche Positionierungen, die empirisch den Nachweis betreiben, dass es Geschlechterdifferenzen oder dass es Geschlechtergleichheiten im Gehirn gebe.<sup>406</sup>

### **Von weiblichen und männlichen Anteilen in jedem Menschen: O. Weiningers Schrift „Geschlecht und Charakter“**

Eine weitere Schrift, die sich gegen die Emanzipationsbestrebungen von Frauen aussprach, war die 1903 erschienene Schrift *„Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung“* von O. Weininger. Nach dem noch im selben Jahr erfolgten Freitod Weiningers wurde sie wiederholt aufgelegt, so dass sie 20 Jahre später – 1923 – bereits in der 25., als unverändert gekennzeichneten,<sup>407</sup> Auflage erschien. Die Schrift wird hier weniger wegen neuer Argumente betrachtet, die sie zur Debatte um Emanzipationsbestrebungen von Frauen vorgelegt hätte.

---

405 Auch arme Erwerbstätige, darunter Frauen wie Männer, stritten für die Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse.

406 Vgl. für einen guten, zu Geschlechterdifferenz kritischen Zugang zu aktuellen Auseinandersetzungen: Fausto-Sterling, 2000b S.115-145; Schmitz, 2006b S.66-88; Schmitz, 2006c.

407 Weininger selbst hatte die erste Auflage noch gründlich überarbeitet, alle folgenden Auflagen folgten der veränderten Fassung. Erst der Reprint von 1980 machte die erste, unkorrigierte Version wieder zugänglich. Damit ergeben sich für die neuere Rezeption zahlreiche Textdifferenzen, die häufig nicht beachtet wurden. Zur Chronologie der Entstehung von *„Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung“* sowie zu Anmerkungen zu Textdifferenzen vgl.: Hirsch, 1994; sowie im Vgl. Weininger, 1903; Weininger, 1905 (1903). Bspw. schrieb Weininger in der ersten Auflage noch: „Unsere Zeit ist nicht nur die jüdischste, sondern auch die weiblichste“, worauf er anschloss, „diese Zeit hat auch den Ruhm...“ Die erste Passage entfiel mit der Überarbeitung ab der zweiten Auflage [Weininger, 1903 S.441; Weininger, 1905 (1903) S.452]. Für diese Arbeit wurde eine auf der Überarbeitung Weiningers basierende Fassung (1905) verwendet, da diese zu Beginn des 20. Jh. nahezu die einzige Rezeptionsgrundlage bildete.

Zudem war die Schrift tief antisemitisch – Weininger war selbst Jude, wechselte 1902 die Religion –, was hier nicht weiter verfolgt werden kann.<sup>408</sup> Bemerkenswert war die Schrift dafür, dass Weininger idealisierte Typen Weiblichkeit (W) und Männlichkeit (M) ausführte, diesen Typen entgegengestellte Merkmalskombinationen zuschrieb, aber anschluss, dass beide, W und M, in unterschiedlichen Anteilen<sup>409</sup> bei *jedem Menschen* anzutreffen seien. Zahlreiche Reaktionen rief Weiningers Schrift hervor, noch heute wird sie betrachtet.<sup>410</sup>

Durch die Aufteilung in idealisierte Typen konnte Weininger Eigenschaften radikal gegenüberstellen. Dem weiblichen Typ W wies Weininger dabei die weniger erstrebenswerten Merkmale zu. So sei W passiv, irritabel (nicht sensibel), nur sexuell, hingegen sei M – der männliche Typ – aktiv, sensibel (habe Schmerzsin, Sensibilität), nicht nur sexuell.<sup>411</sup> Während M denken *und* fühlen könne, sei dies für W ein und dasselbe – W sei dem „Henidenstadium“ näher, das heiße, dass W mehr instinktiv als intellektuell urteile.<sup>412</sup> W lebe unbewusst, Bewusstsein erhalte W nur von M. Am bewusstesten lebe das Genie, wobei Genialität ausschließlich an M gekoppelt sei.<sup>413</sup> Gedächtnis wiederum koppelte Weininger an Bewusstsein und sprach es damit auch M zu und W ab. W würde vergessen und sei damit unmoralisch.<sup>414</sup> Psychologisch heiße dies: W besitzt keine Charakterstärke, keinen Willen, keine Seele, keine Moral – und W besitzt kein Ich.<sup>415</sup> Damit kam Weininger zum Punkt: Vernunftbegabte Freiheit könne W nicht besitzen.

Anteile von W und M kämen bei jedem Menschen in unterschiedlichem Maße vor, aber so, dass W bei Frauen und M bei Männern überwiege. Insofern könnten alle diese Anteile alle Menschen betreffen – indes nicht gleichermaßen, da W bei Frauen in einem höheren Anteil vorkomme. Allerdings ist auch die typenspezifische Betrachtung weiter zu beschränken, da Weininger ausführte, dass Männer zwar verweiblichen könnten – dann sei von „weibischen Männern“

408 Vgl. für weitere diesbezügliche Betrachtungen: Le Rider, 1985 insbesondere S.189-219.

409 Idealisierte Typen können nach mathematisch-logischem Denken nicht in Anteile aufgespalten werden, allerdings folgte Weininger diesbezüglich Platon'scher Denktradition. An anderer Stelle hielt Weininger hingegen die angekündigte Begriffsunterscheidung nicht durch und sorgt damit für Verwirrung: Er wollte „Mann“ und „Frau“ für ideale Typen verwenden, in Abgrenzung dazu wollte er die Begriffe „Frauen“ und „Männer“ für alle anderen Eventualitäten verwenden [vgl. Weininger, 1905 (1903) S.108]. Dies tat er nicht konsequent.

410 Vgl.: Sengoopta, 2000 S.137-156; vgl. für aktuelle und gut einführende Auseinandersetzungen mit Weiningers Buch: Kottow, 2006 S.212-248; Mehlmann, 2006 S.270-299, Mehlmann, 2008 S.46-49; kurz auch bei: Hanke, 2007 63-66.

411 Weininger, 1905 (1903) S.111/112, 128.

412 Weininger, 1905 (1903) S.127-130.

413 Weininger, 1905 (1903) S.131-144.

414 Weininger, 1905 (1903) S.145-181, 182-238, 193/194.

415 Weininger, 1905 (1903) S.239-279, 240.

die Rede –, die Frau könne hingegen nie zum Mann werden.<sup>416</sup> An anderer Stelle wurde Weininger deutlicher: „Der tiefststehende Mann steht also noch unendlich hoch über dem höchststehenden Weibe, so hoch, daß Vergleich und Rangordnung hier kaum mehr statthaft scheinen.“<sup>417</sup> Pointiert fasste Weininger zusammen: „Die Frauen haben keine Existenz und keine Essenz, sie sind nicht, sie sind *nichts*. *Man ist Mann oder man ist Weib, je nachdem ob man wer ist oder nicht*.“<sup>418</sup> Bezüglich der Typen W und M verfolgte Weininger sehr geschlechterdifferente Ansichten – in der Folge wurde seine Schrift daher richtigerweise als ‚antifeministisch‘ rezipiert und kritisiert.

Der erste Teil von „*Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*“ bot hingegen auch potenzielle Anknüpfungspunkte für an Geschlechtergleichheit Interessierte. Zwar sind auch hier die Ansätze zur Typenbildung W und M verankert, allerdings vollzog Weininger noch nicht die deutlichen Zuweisungen von Merkmalen und führte auch nicht aus, dass der „tiefststehende Mann“ über der „höchststehenden Frau“ anzusiedeln sei. Vielmehr ging Weininger von einer geschlechtlichen Mischung jedes Menschen aus und betonte, dass jeder Mensch weibliche und männliche Anteile in sich trage. Weininger folgte der Annahme, dass zunächst eine undifferenzierte geschlechtliche Anlage in jedem menschlichen Embryo vorliege. Auch in der Folge würden die „Charaktere des anderen Geschlechts“ nicht vollständig verschwinden, sondern sich immer auch beim ausgewachsenen Menschen in mehr oder weniger großen Anteilen erhalten.<sup>419</sup> Jede Zelle des Organismus ist nach Weininger geschlechtlich charakterisiert, enthalte aber – wie dies für den Organismus im Ganzen gelte – weibliche und männliche Anteile.<sup>420</sup> Mit der Sekretion durch die Keimdrüsen würde die körperliche Geschlechtlichkeit des Individuums komplettiert, insbesondere soziale Faktoren (Sitte, Gewöhnung, Beschäftigung) würden die weitere Ausprägung von als geschlechtlich betrachteten Merkmalen („wie Rauchen und Trinken des Mannes, Handarbeit des Weibes“) abschließen.<sup>421</sup> Eine latent gebliebene Keimdrüse könne auch beim Menschen (Weininger führte verschiedentlich auch diverse Tierarten auf) einen Umschlag der äußeren als geschlechtlich betrachteten

416 Weininger, 1905 (1903) S.241.

417 Weininger, 1905 (1903) S.345.

418 Weininger, 1905 (1903) S.388, Hervorhebung ebd. Weininger zitiert hier den Existenz-Essenz-Gegensatz herbei. Klassischerweise werden hiervon die ‚Gottesbeweise‘ abgeleitet: ‚Gott‘ sei das einzige ‚Wesen‘, dessen Essenz (Begriff, Idee) gleichbedeutend mit seiner Existenz ist. Dagegen würde für alles andere Seiende die Essenz von der Existenz abstrahiert werden können – mit anderen Worten ist etwa die Idee eines Autos nicht ein und dasselbe wie ein konkretes Auto, hingegen impliziere die Idee ‚Gottes‘, dass es ihn gebe, und zwar nur ihn, diesen einen Gott, weil er sonst nicht absolut und damit nicht ‚Gott‘ wäre. (Ich bedanke mich herzlich bei S. A. Wolter für die Interpretationshilfe.)

419 Weininger, 1905 (1903) S.7/8.

420 Weininger, 1905 (1903) S.15-19.

421 Weininger, 1905 (1903) S.18/19.

Merkmale herbeiführen.<sup>422</sup> Die Betrachtungen zu Geschlechtsmerkmalen übertrug Weininger auch auf Sexualität. So würden sich stets zwei solche Menschen begehren, dass ein ganzer Teil W und ein ganzer Teil M zusammenkämen (bspw. ein Mensch mit 1/4 Anteil W und 3/4 Anteil M würde einen Menschen mit 3/4 Anteil W und 1/4 Anteil M begehren). Jeder Mensch sei bisexuell, also weder homo- noch heterosexuell. Homosexualität sei keine Anomalie (und dürfe auch nicht bestraft werden), vielmehr würden bei dieser zwei Menschen zusammenkommen, bei denen W und M jeweils bei etwa 1/2 lägen.<sup>423</sup>

Spätestens mit der Orientierung des Einander-Begehrens von Menschen unterschiedlicher Anteile W und M wird der Bezug zu Platons „Gastmahl“ augenscheinlich. In Aristophanes' Rede wurde dort die Entstehung zweier, ursprünglich dreier Geschlechter – das dritte Geschlecht war eine Verschmelzung der beiden ersten – ausgearbeitet. Zunächst habe es ausschließlich Menschen kugelförmiger Gestalt gegeben, in denen weibliches und männliches Geschlecht eins waren. Die ‚Götter‘ entschlossen sich, diese zu teilen (, um ihrer Zügellosigkeit ein Ende zu setzen). So wurde jeder Mensch kugelförmiger Gestalt in zwei Teile gespalten, so dass zwei Menschen entstanden, die in Sehnsucht nach Vereinigung mit der anderen, verlorenen Hälfte waren. Dabei gab es unterschiedliche Möglichkeiten – aus einer ehemals männlichweiblichen Gestalt entstanden zwei Menschen, bei denen ein weiblicher und ein männlicher Mensch einander begehrten; aus einer vollweiblichen Gestalt entstanden solche, bei denen zwei weibliche Menschen einander begehrten; aus einer vollmännlichen Gestalt entstanden zwei männliche Menschen, die einander begehrten.<sup>424</sup> Hiermit wird auch die anfängliche mathematisch-logische Diskrepanz erklärlich: Weininger hatte mit W und M gleichzeitig sowohl ideale Typen als auch Anteile bezeichnet. Nach einer mathematischen Logik lassen sich ideale Typen nicht in Anteile aufspalten. In der geschilderten Platon'schen Denktradition ist dies hingegen möglich. Auf diese Traditionen seiner Ausführungen verwies auch Weininger: „Die Ahnung dieser Bisexualität alles Lebenden (durch die nie ganz vollständige sexuelle Differenzierung) ist uralte. Vielleicht ist sie chinesischen Mythen nicht fremd gewesen; jedenfalls war sie im Griechentum äußerst lebendig. Hiefür zeugen die Personifikation des Hermaphroditos als einer mythischen Gestalt; die Erzählung des Aristophanes im platonischen Gastmahl; ja noch in später Zeit galt der gnostischen Sekte der Ophiten der Urmensch als mannweiblich.“<sup>425</sup>

Weininger knüpfte überdies an eine lange Reihe biologischer Theorien an, in denen zunächst Geschlechtsteilen ein gemeinsamer Ursprung zugeschrieben wurde (vgl. *Kapitel II, S.151ff, 154ff*). Seine Betrachtungen gingen aber darüber hinaus, vergeschlechtlichten jeden Teil des Körpers bis hin zur Zelle und bezo-

422 Weininger, 1905 (1903) S.23-30.

423 Weininger, 1905 (1903) S.53-63.

424 Platon, *Das Gastmahl (Symposion)*, 189b-193c (vgl. Platon D, 1979 S.55-61).

425 Weininger, 1905 (1903) S.13.

gen all diese körperlichen Merkmale sowie geistige Fähigkeiten und Sexualität in ein *Gesamtkonzept eines grundlegenden Hermaphroditismus* beim Menschen ein.

Rasch erschienen Reaktionen auf Weiningers Schrift, in denen harsche Kritik an einzelnen Ausführungen geübt wurde, andere hingegen als eigene, bereits zuvor gemachte ‚Entdeckungen‘ ausgewiesen wurden.<sup>426</sup> Bereits 1903 rezensierte Möbius in einem solchen Sinne die Schrift Weiningers. In einem später veröffentlichten Heft untermauerte Möbius seine Kritik: „Ich werde nun zeigen, daß das, was in W.s Buche brauchbar ist, schon von mir gesagt worden ist, und daß das, was er hinzugetan hat, milde gesagt, schwach begründet, gerade herausgesagt, Unsinn ist.“<sup>427</sup> Möbius wies nachfolgend die Aussagen zur Geschlechtlichkeit des ganzen Organismus bis zur Zelle, die Theorie „sexueller Zwischenstufen“<sup>428</sup> und die Weiningers’sche Beschreibung, dass das Bedürfnis zur Emanzipation nur bei „männlich gearteten Frauen“ vorhanden sei, als längst bekannt oder von Möbius selbst bereits beschrieben aus.<sup>429</sup> Heftige Kritik fand bei Möbius hingegen die Auffassung, dass *jeder Mensch* hermaphroditisch sei und Weiningers dies nicht als Merkmal *ausschließlich* „*abnormaler*“ *Menschen* herausgestellt hatte.<sup>430</sup>

An der Aussage, dass jeder Mensch weibliche und männliche Merkmale in sich trage, setzte auch G. Meisel-Heß (1904) an: Dass individuelle Verschiedenheiten von Menschen auftraten, sei klar, „deswegen aber kann man doch nicht – wie Weiningers es tut – die Gesamtheit der Menschen als ‚sexuelle Zwischenstufen‘ bezeichnen, da die Geschlechtsmerkmale bei jedem normalen Individuum genügend überwiegen, um die Bezeichnung auszuschließen“.<sup>431</sup> Im Folgenden wandte sich Meisel-Heß den antifeministischen Aussagen zu, kritisierte u.a. die Charakterzuschreibungen an Weiningers Typen W und M: „Es scheint wahrlich ein ebenso billiger als terroristischer Spaß – alles das, was klug, tüchtig, hervorragend an Frauen ist (da es nun einmal doch nicht wegzuleugnen und wegzudiskutieren geht), dem in ihnen wirksamen Anteil an ‚M‘ zuzuschreiben – und alles Kleine, Feige, Schwache der männlichen Menschheit einfach ihren Prozentsatz an ‚W‘ zu nennen!“<sup>432</sup>

426 Vgl. Sengoopta, 2000 S.137-156.

427 Möbius, 1907 (1904) S.10.

428 Es gebe zwischen idealer Frau und idealem Mann zahlreiche „Zwischenstufen“, in denen sich Anteile sowohl von Frau als auch von Mann fänden. Hingegen sei *nicht in jedem Menschen* Frau (W) und Mann (M) vertreten, vielmehr stelle sich dies bei ‚abnormalen‘ Individuen dar (die allerdings ‚natürlich‘ vorkämen und deshalb meist als nicht zu bestrafen betrachtet wurden – bspw. bei Homosexuellen, diese wurden als solch eine der „sexuellen Zwischenstufen“ beschrieben) [vgl. Möbius, 1907 (1904) S.11, 13ff].

429 Möbius, 1907 (1904) S.10-12.

430 Möbius, 1907 (1904) S.13ff.

431 Meisel-Heß, 1904 S.5.

432 Meisel-Heß, 1904 S.15.

Von anderer Seite wurde indes die Aussage eines grundlegenden Hermaphroditismus bei jedem Menschen nicht kritisiert, sondern vielmehr als eigene, selbst bereits zuvor vorgenommene Betrachtung ausgewiesen. So entspannen sich über die Feststellung eines zeitlebens andauernden *grundlegenden Hermaphroditismus beim Menschen* (auch als ‚Bisexualität‘ bzw. ‚Bisexualitätstheorie‘ bezeichnet) in den ersten Jahren des 20. Jh. zahlreiche Prioritätsstreitigkeiten.<sup>433</sup> Auch M. Hirschfeld konkretisierte seine Auffassung „sexueller Zwischenstufen“ in dem Weininger’schen Sinne. So betrachtete Hirschfeld in der

433 Die Prioritätsstreitigkeiten fanden statt zwischen W. Fließ, O. Weininger, H. Swoboda und S. Freud [vgl.: Le Rider, 1985 S.83-101; kurz in den Anmerkungen bei: Freud, 1947 S.16/17]. Auch P. J. Möbius und M. Hirschfeld sprachen diesbezüglich Weininger die Priorität ab [vgl. Möbius, 1907 (1904) S.10-12; Hirschfeld, 1906a; Hirschfeld, 1926-1930 I S.484/485]. Hirschfeld verwies bei der Annahme dauerhafter Doppelgeschlechtlichkeit bzw. Bisexualität eines jeden Menschen auf eine lange währende Tradition, die er, anknüpfend an L. S. A. M. v. Römer (1903), bis in die antike Mystik zurückverfolgte – diese Tradition hatte auch Weininger beschrieben. In diesem Sinne sprach Hirschfeld neben Weininger auch Fließ die Priorität ab [vgl. auch: Hirschfeld, 1906a; Hirschfeld, 1906b insbesondere S.110-115]. Hingegen finden sich bei keinem der Erwähnten, die die Priorität Weiningers in Zweifel zogen, Hinweise auf zwei Aufsätze W. v. Humboldts, die 1795 in „*Die Horen*“ von F. v. Schiller anonym erschienen waren. Diese Aufsätze lagen veröffentlicht vor, hingegen wurde die 1797 verfasste und in neueren Arbeiten oft für die Geschlechterbetrachtungen angeführte Schrift von Humboldt, „*Plan einer vergleichenden Anthropologie*“ erstmals 1903 veröffentlicht [vgl. u.a. Honegger, 1991 S.182-185, 249; Becker-Cantarino, 2007 S.132], womöglich weil die Aufsätze aus „*Die Horen*“ vom Publikum nicht gut aufgenommen worden waren. Kritisiert wurde an ihnen insbesondere, dass sie zu schwer verständlich seien [Giese, 1917 S.14/15, 172ff; Borsche, 1990 S.110, 119/120]. In den bereits Ende des 18. Jh. in der Zeitschrift „*Die Horen*“ erschienenen Aufsätzen Humboldts, „*Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur*“ und „*Ueber die männliche und weibliche Form*“ finden sich zu denjenigen Weiningers ähnliche abstrakte und idealtypische Ausführungen zweier geschlechtlicher Kräfte, weiblich und männlich. Diese geschlechtlichen Kräfte würden sich nach Humboldt nur sehr selten oder gar nicht in Reinform zeigen, sondern in jedem Menschen, in unterschiedlicher Zusammensetzung, vereinigt auftreten. Im Gegensatz zu Weininger betonte Humboldt die Gleichwertigkeit der geschlechtlichen Kräfte – die idealtypische männliche Kraft erscheint zwar auch bei Humboldt erhöht, allerdings ist bei ihm die idealtypische weibliche Kraft nicht in der Intensität wie bei Weininger abgewertet [Humboldt, 1959a (1795); Humboldt, 1959b (1795)]; die an dieser Stelle vorgenommene Einordnung der Aufsätze wird auch durch eine Analyse von Briefwechseln Humboldts gestützt: Rosenstrauch, 2009 S.100, 107-112; vgl. zur inhaltlichen Einordnung der Aufsätze Humboldts: Borsche, 1990 S.108-117; auch: Spranger, 1909 S.279-293; Giese, 1919 S.77-95; Lee, 2003 S.44-72; Becker-Cantarino, 2007 S.130-134; vgl. für die Herstellung eines Bezugs zwischen Weininger und Humboldt: Spranger, 1909 S.289; Giese, 1917 S.12]. Die Aufsätze Humboldts weisen auf eine aufgeklärte Denktradition um 1800 hin, in der Monismus favorisiert wurde. Innerhalb einer Ganzheit würden gegensätzliche, zusammengehörige Polaritäten wirken, die zusammen eine Einheit bildeten [vgl. Schmidt, 1984 S.120ff, 138-149].

„Geschlechtskunde“ (1926-1930) die Trennung der Geschlechter zwar als von der Natur gewollt und daher notwendig, allerdings gebe es nicht „die Geschlechterdifferenz“, vielmehr seien Geschlechtsunterschiede *Gradunterschiede*, jeder Mensch sei Mann *und* Frau und nicht Mann *oder* Frau.<sup>434</sup>

### 3. Hermaphroditismus und dessen ambivalente Rolle in Biologie und Medizin als Zugang zu Theorien über weibliches und über männliches Geschlecht und als solche Theorien eindeutiger Geschlechtlichkeit verunsichernd

Die Mischung geschlechtlicher Anteile in einem Menschen – Hermaphroditismus<sup>435</sup> – und biologisch-medizinische Theorien hierzu werden in diesem Abschnitt verfolgt. Dabei wird hinter die im vorangegangenen Abschnitt abschließend angeführten Betrachtungen Weiningers zurückzugehen sein, einmal zeitlich, um einen umfassenden Blick zu erlangen, zum anderen inhaltlich; so

434 Hirschfeld, 1926-1930 I S.481, 481-529, 594-601; vgl. Hirschfeld, 1984 (1923) S.9, 23. Bei den Ausführungen Hirschfelds eines „Mann-*und*-Frau“-Seins jedes Menschen, für die auch er die Priorität Weiningers bestritt und auf eigene Schriften, beginnend 1899, verwies (allerdings keine Priorität beanspruchte) [Hirschfeld, 1926-1930 I S.484/485; vgl. Hirschfeld, 1906a], bezog sich Hirschfeld wesentlich auf die Auffassung einer gemeinsamen embryonalen Anlage, aus der sich weibliche und männliche Geschlechtsmerkmale und ggf. deren Mischformen ausbilden würden. Das „Mann-*und*-Frau“-Sein *jedes Menschen* scheint bei Hirschfeld weitgehend auf eine solche gemeinsame Anlage beschränkt [vgl. Hirschfeld, 1926-1930 I S.481-529, 490/491]. Hirschfeld führte zwar aus, dass in der nachfolgenden körperlichen und psychischen Entwicklung Mischformen sogar noch häufiger als in embryonalen Stadien aufträten; diese Mischformen orientieren sich bei Hirschfeld aber auch in den 1920er Jahren weithin an der Vorstellung von Zwischenstufen, die zwischen den normierten Endpunkten weiblich und männlich anzusiedeln seien [vgl. zu den Anforderungen an einen „hundertprozentigen Geschlechtstypus“ und die Verortung von Zwischenstufen: Hirschfeld, 1926-1930 I insbesondere S.598, aber auch S.545-559, 594-601; Hirschfeld, 1984 (1923)]. Bereits 1906 hatte Hirschfeld seine Aussage einer „Doppelgeschlechtlichkeit“ jedes Menschen durch die Aussage des möglichen Auftretens von „vollmännlichen“ und „vollweiblichen Formationen“ wieder beschränkt [Hirschfeld, 1906b S.111f]. So erscheinen die Ausführungen Hirschfelds als nicht so weitreichend wie diejenigen Weiningers, in denen das tatsächliche Vorkommen der reinen Typen W und M für unmöglich erklärt wurde. Diesbezüglich anderer Auffassung für die Interpretation der Hirschfeld'schen Ausführungen ist R. Herrn (2008). Herrn interpretierte die Betrachtungen Hirschfelds bereits für 1899 als so weitreichend, dass nach Hirschfelds Auffassung „grundsätzlich jeder Mensch Eigenschaften beider Geschlechter in sich“ trage [Herrn, 2008 S.187-189, Zitat S.187; vgl. in einer solch weitreichenderen Argumentation auch: Lautmann, 2004 S.299-304].

435 Vgl. zur Begriffsdefinition von ‚Hermaphroditismus‘ und von ‚Intersexualität‘ *Fußnote 5, S.13.*

wurde die Mischung geschlechtlicher Anteile – im Gegensatz zu Weininger – in biologisch-medizinischen Ausführungen zu Hermaphroditismus auf *wenige Menschen* beschränkt. Gleichwohl wurden von den Beschreibungen dieser wenigen Menschen schließlich ‚Erkenntnisse‘ abgeleitet, was ‚typische‘ Frauen und Männer eigentlich seien und was sie auszeichne.<sup>436</sup>

Biologie und Medizin waren vor dem Hintergrund zweigeschlechtlich unterscheidender Geschlechterordnung genötigt, Geschlecht als weiblich oder männlich zu erkennen.<sup>437</sup> Es galt als notwendig, jeden Menschen einer von zwei Geschlechterkategorien zuweisen zu können – in manchen Fällen, um deren Verurteilung wegen ‚Sodomie‘ (ein zur damaliger Zeit sehr weitreichender Tatbestand gegen die herrschende Moral verstoßender Handlungen) zu verhindern.<sup>438</sup> Gleichfalls wirkten Biologie und Medizin an der Herstellung zweigeschlechtlich unterscheidender Geschlechterordnung mit, indem sie zwei Geschlechter zumindest für den Menschen, oft aber auch für andere Arten, als ‚natürlich‘ und unabänderlich postulierten.

Die biologisch-medizinischen Merkmale, die als kennzeichnend für ‚weibliches Geschlecht‘ oder ‚männliches Geschlecht‘ galten und mit denen bei Hermaphroditen auf eines (*und nur eines*) dieser zwei Geschlechter erkannt wurde, wandelten sich zeitlich. Sie werden im Folgenden in zeitlicher Abfolge umfassend in den Blick genommen. Eingebunden werden medizinische Diagnosen und Behandlungen, mit denen Menschen, bei denen kein eindeutiges weibliches oder männliches Geschlecht festgestellt werden konnte (und kann), weiblichem oder männlichem Geschlecht zugewiesen wurden (und werden).<sup>439</sup>

- 
- 436 Vgl. Daston, 2002 (1998), S.240/241ff; vgl. auch: Klöppel, 2007 S.56, 59; Klöppel, 2008 S.30-32, 148/149, 234/235. Allgemeiner beschrieben J. Moscoso (2005 [1995]), M. Hagner (2005 [1995]) und U. Zürcher (2004) für die ‚Lehre von den Missbildungen‘, dass ab Ende des 18. Jh. ‚Missbildungen‘ – zu denen auch Hermaphroditismus gezählt wurde – in einem Sinne betrachtet wurden, dass sie Informationen über als ‚normal‘ betrachtete Strukturen und Entwicklungsverläufe enthielten [Moscoso, 2005 (1995) S.72; Hagner, 2005 (1995); Zürcher, 2004 S.12, 16/17, 61, 99].
- 437 Die zweigeschlechtlich differenzierende Geschlechterordnung wurde bereits in den vorangegangenen Ausführungen deutlich. In Kürze, mit besonderer Gewichtung der Beschränkungen, findet sie sich für die frühe Neuzeit bei U. Klöppel (2008) beschrieben [vgl. Klöppel, 2008 S.173-176].
- 438 U.a. J. Duvals Diagnose, die im 17. Jh. das Leben M. le Marcis rettete [vgl. Daston, 1985 S.1-3; Daston, 1995 S.425/426; Long, 2006 S.80-84; Laurent, 1896 S.132]. Auch für das späte 19. und frühe 20. Jh. wurde für einige Mediziner die Orientierung an den Interessen der Patient/in herausgestellt [Dreger, 2003 (1998) S.110-126, 166; Mak, 2004 S.103-108; Mak, 2005 S.73-79; Herm, 2005a S.58ff.]
- 439 Geschlechtliche Eindeutigkeit wurde zunächst über Taufe, Vornamen, Kleidung, Institutionen wie Ehe etc. hergestellt [Vgl. zur Soziologie von Geschlecht die sehr gut einführenden und umfassenden Beiträge: Hirschauer, 1994; Hirschauer, 2001]. Ab dem 20. Jh. wurden (zusätzlich) operative und hormonelle Zuweisungspraxen zur Angleichung von Hermaphroditen an eines von zwei Geschlechtern gebräuchlich (vorher gab es diese seltener [vgl. für die zweite Hälfte des 19.

## Biologisch-medizinische Wissenschaften beschreiben und erkennen auf das zutreffende Geschlecht eines Menschen: wechselnde Merkmale bei der Geschlechtsdiagnose

Rechtliche Bestimmungen mit etwas Raum für Hermaphroditen: die Entscheidung nach dem ‚vorherrschenden Geschlecht‘, orientiert an vielfältigen Merkmalen

Bis ins 17. Jh. waren in Frankreich, England, in den deutschen Staaten (d.h. in den hierfür meist betrachteten Ländern der westlichen Welt) Faszination und Furcht bestimmend für Ansichten über Hermaphroditen. Hermaphroditen wurden als monströs und als Unglücksbringer begriffen und mit dem Schicksal der ganzen Familie, der Stadt oder des Landes in Verbindung gebracht. Oftmals überlebten sie das Kindesalter nicht, oder sie wurden bspw. wegen Magie, Hexerei, Sodomie verurteilt und gerichtet.<sup>440</sup>

Zahlreiche westliche Gesetze nahmen ihren Ursprung im Römischen Rechtssystem. Dieses sah auch Bestimmungen für Menschen mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen vor. Sofern die Rechte Dritter betroffen waren – also bspw. beim Wunsch, eine Ehe einzugehen –, sollte deren Geschlecht geprüft und eine Zuordnung nach dem dominierenden Geschlecht getroffen werden (vgl. *Kapitel I, S.50*). Ähnliche Ausführungen fanden sich im 13. Jh. im kanonischen Recht (Kirchenrecht). Darin wurde der Zusatz aufgenommen, dass sich der Hermaphrodit, bei nicht feststellbarem Vorherrschen eines Geschlechts, an Eides statt entweder zu der männlichen oder zu der weiblichen Geschlechterrolle bekennen sollte und von dieser Wahl das ganze Leben (bspw. bei der Wahl der Kleidung, beim Eingehen einer Ehe) nicht abweichen durfte. Wechselte er doch die Geschlechtsrolle, setzte er sich der Verurteilung (wegen Sodomie) bis hin zur Todesstrafe aus.<sup>441 442</sup> Die Prozeduren der Zuweisungen – juristische Verhand-

---

Jh.: Matta, 2005]), die zunächst meist nach der Pubertät angewandt wurden (bspw. Entfernung von Keimdrüsen). Ab den 1960er Jahren wurde oft das Neugeborene mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen einem (meist dem weiblichen) Geschlecht zugewiesen. Die Ende des 20. Jh. gebräuchlichen Zuweisungspraxen wurden in aller Kürze u.a. bei Sinnecker (1994; 1999) beschrieben. Kritisch setzten sich u.a. Kessler (1998), Dreger (1999a), Fausto-Sterling (2000b S.54-66, 78-91) und Klöppel (2008) mit medizinischen Zuweisungspraxen auseinander; vgl. *insbesondere S.216ff und S.218ff in diesem Kapitel*.

440 Vgl. u.a. Foucault, 2003e (1975); Daston, 1985; Epstein, 1990 S.108/109; Gilbert, 2002 S.3-7, S.77-103; Long, 2006 S.40-43, 56-59, 67-71; vgl. für die entsprechende Einordnung von ‚Monstren‘, von ‚Monströsität‘, zu denen auch Hermaphroditen gezählt wurden: Moscoso, 2005 (1995) u.a. S.57, 59; Hagner, 2005 (1995) S.73. Nach M. Hagner habe eine Entmythologisierung von ‚Missbildungen‘ seit dem 16. Jh. stattgefunden [Hagner, 2005 (1995) S.82].

441 Paré, 1982 (1573) S.27; Jacob, 1718, S.5; Zedler’sches Lexicon, 1732-1754 Bd. 12 S.0891f (bzw. Spalte 1723-1725; Stichwort: ‚Hermaphroditus, Androgynus, Zwitter, Zwey-Dorn‘); Parsons, 1741 S.XXXII-XLVII; Arnaud de Ronsil, 1777 S.11/12; Laurent, 1896 S.130-133; Daston, 1985; Wacke, 1989 S.883-888; Foucault, 1998 (1978) S.8; Foucault, 2003e (1975); Hirschauer, 1999 (1993) S.69-71;

lungen, medizinische Prüfungen – nach diesen beschriebenen Rechtsgrundsätzen sind für das Europa des Mittelalters, der Renaissance und bis ins 18./19. Jh. verschiedentlich ausgeführt wurden.<sup>443 444</sup> Die rechtlichen Bestimmungen, die Rege-

- Epstein, 1995 S.79-122, u.a. 92/93; Gilbert, 2002 S.41-50; Duncker, 2003 S.263f; Krämer, 2005 S.150-152; Mehlmann, 2006 S.85-87; Lang 2006, S.133; Long, 2006 S.67-71, 80-84; Klöppel, 2008 S.170/171, 175-179, 211/212.
- 442 Daston und Park (1985) [Daston, 1985; Daston, 1995 S.425/426; ebenfalls Laqueur, 2003 (1990) S.124; Krämer, 2005] kritisierten die Foucault'sche Beschreibung weitgehender Wahlfreiheit des Geschlechts für Hermaphroditen bis ins 17./18.Jh. [Foucault, 1998 (1978); ebenso bei Mehlmann, 2006; Klöppel, 2008 S.171/172]. Daston und Parks Ausführungen erscheinen vor dem Hintergrund der medizinischen und rechtlichen Problematisierungen (überlieferte Fälle von medizinischen Prüfungen des Geschlechts und von juristischen Verurteilungen) plausibel. Sie sind überdies zu ergänzen, da mit der (meist öffentlichen) Taufe direkt nach der Geburt und dem deutlichen Aufziehen in einer Geschlechterrolle ein solcher individueller Druck aufgebaut wurde, dass ein späterer Geschlechtswechsel mit Spott und gewaltsamen Übergriffen aus der Bevölkerung begleitet sein konnte [vgl. Osiander, 1795 S.462-476]; F. B. Osiander (1795) verwies auf Erfahrungen eines das Geschlecht wechselnden Menschen und riet bei uneindeutigem Geschlecht von einer öffentlichen Taufe und raschem Geben eines Vornamens ab. Foucault führte in seinem Vortrag/Aufsatz „*Sexualität und Macht*“ und in seinen Bänden zwei und drei der „*Geschichte der Sexualität*“ überdies selbst aus, dass Problematisierungen der Sexualität (über Sodomie als Tatbestand wurde diese stark an eindeutige Geschlechterrollenzuweisung gekoppelt) bis in die Antike und in das kirchliche Beichtgeheimnis zurückreichen würden [Foucault, 1989a/b (1984); Foucault, 2003a (1978)].
- 443 Vgl. für das Europa (u.a. Frankreich) des 12./13.Jh.: Nederman, 1996; für das Frankreich des 15./16.Jh.: Daston, 1985; Daston, 1995; Long, 1999; Long, 2006; für das England des 16./17. Jh.: Gilbert, 2002; Mann, 2006. Vgl. auch: Paré, 1982 (1573) S.27-30; Arnaud de Ronsil, 1777 S.11/12, 65-84; Wacke, 1989 S.885/886; Laqueur, 2003 (1990) S.134-142; Jones, 1991; Fausto-Sterling, 2000b S.34-36; Foucault, 2003e (1975); Krämer, 2005. Zu betonen ist, und ebenso selbstverständlich ist es, dass nur für den Fall, dass Recht und Medizin Kenntnis von potenziell uneindeutigem Geschlecht erlangten, Untersuchungen überhaupt angestellt werden konnten. Die Praxisrelevanz war dementsprechend beschränkt [vgl. für das 16., 18.Jh.: Klöppel, 2008 S.172, 226-231].
- 444 U. Klöppel (2008) legte dar, dass der frühneuzeitliche Diskurs über Hermaphroditismus nicht von Pathologisierungen geprägt gewesen sei. Anstatt Hermaphroditen als Missbildungen weiblichen oder männlichen Geschlechts anzusehen, seien diese als ‚monströs‘, als ‚doppelgeschlechtlich‘ beschrieben wurden [Klöppel, 2008 S.151-159, 151]. Dieser Auffassung wird widersprochen. Begründung: Erstens war ‚Missbildung‘ seit Aristoteles ein zur Beschreibung als abweichend betrachteter Merkmale genutzter Begriff; Aristoteles beschrieb die Frau als erste ‚Missbildung‘ – dies impliziert, dass Vergleiche von ‚Abweichungen‘ mit als ‚normalen‘ (weil ‚gleichartigen‘) Merkmalen stattfanden (vgl. *Kapitel I, S.61ff*)\*; zweitens fanden, sofern Rechte Dritter betroffen waren, auch in der frühen Neuzeit juristische und medizinische Prüfungen bei Menschen mit als uneindeutig eingeordnetem Geschlecht statt, insbesondere in Orientierung auf Sexualität und Ehe sollten auch solche Menschen in gesellschaftliche zweigeschlechtliche Ordnung eingefügt werden; drittens wurden in der Hermaphroditismus-Klassifikation von A. Paré aus dem Jahr 1573 „männliche Hermaphroditen“, „weibliche Her-

lungen für zweifelhaftes Geschlecht vorsahen, sind bspw. in den Gesetzestexten Bayerns (1756), Preußens (1794) und in denen der Erbländer der Österreichischen Monarchie (1811) nachlesbar.<sup>445</sup>

- maphroditen“, „Hermaphroditen, die weder männlich noch weiblich sind“ und „Hermaphroditen, die männlich und weiblich sind“ benannt, wobei auf die ‚Vollkommenheit‘ und ‚Unvollkommenheit‘ von Merkmalen, mit Verweis auf reproduktive Funktion, verwiesen wurde [vgl. Paré, 1982 (1573) S.26/27]. (\* Auch kann der Einordnung Klöpfels [2008] in „hippokratisch-galenische“ und „aristotelische“ Geschlechtertheorien nicht gefolgt werden [vgl. Klöppel, 2008 S.159-169]. Vielmehr überlagerten sich diese und zeigten sich insbesondere in galenischen Lehren weitreichende Einflüsse aristotelischer Naturphilosophie [vgl. Kapitel I].)
- 445 Vgl. u.a. Wacke, 1989, S.883-888; Gilbert, 2002 S.41-50; Duncker, 2003 S.263/264, 268/269, 269/270, 275, 278/279; Lang, 2006 S.133. Im *Codex Maximilianeus Bavaricus Civilis (1756)* heißt es in Kapitel 3, § 2: „Nach dem natürlichen Zustand, worinn sich die Menschen ohne weiteres Zuthun befinden, (*Statu naturali*) seynd 1. dieselbe männlich- oder weiblichen Geschlechts. Keines von beeden hat vor dem anderen Geschlecht einen Vorzug, ausser deren in denen Rechten besonders ausgedruckten Fällen. Hermaphroditen werden 2. dem Geschlecht beygezehlt, welches nach Rath und Meinung deren Verständigen vordringt, falls sich aber die Gleichheit hierin bezeigt, sollen sie selbst eins erwählen, und von dem Erwählten *sub Poena Falsi* nicht abweichen. [...]“ [Wacke, 1989 S.883; Hirschauer, 1999 (1993) S.71; Duncker, 2003 S.275; Schröder, 2005 S.101; Lang, 2006 S.133]. Im *Preußischen Allgemeinen Landrecht (1794)* heißt es in Teil 1, Titel 1: „*der Zwitter* § 19. Wenn Zwitter geboren worden, so bestimmen die Aeltern, zu welchem Geschlechte sie erzogen werden sollen. § 20. Jedoch steht einem solchen Menschen, nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre, die Wahl frey, zu welchem Geschlecht er sich halten wolle. § 21. Nach dieser Wahl werden seine Rechte künftig beurtheilt. § 22. Sind aber Rechte eines Dritten von dem Geschlecht eines vermeintlichen Zwitters abhängig, so kann ersterer auf Untersuchung durch Sachverständige antragen. § 23. Der Befund der Sachverständigen entscheidet, auch gegen die Wahl des Zwitters, und seiner Aeltern.“ [Wacke, 1989 S.887; Hirschauer, 1999 (1993) S.71; Duncker, 2003 S.278/279; Schröder, 2005 S.112; Lang, 2006 S.133] Im *Allgemeine[n] Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der Oesterreichischen Monarchie (1811)* wird im Eherecht auf Fragen der Zeugungsunfähigkeit eingegangen und erörtert, dass schwer zu bestrafen sei, wenn ein „Ehehindernis“ bereits vor Eheschließung bekannt gewesen sei: § 100: „Insbesondere ist in dem Falle, daß ein vorhergegangenes und immerwährendes Unvermögen, die eheliche Pflicht zu leisten, behauptet wird, der Beweis durch Sachverständige, nämlich durch erfahrene Aerzte und Wundärzte, und nach Umständen auch durch Hebammen zu führen.“, § 101: „Läßt sich mit Zuverlässigkeit nicht bestimmen, ob das Unvermögen ein Immerwährendes oder bloß zeitliches sey, so sind die Ehegatten noch durch Ein Jahr zusammen zu wohnen verbunden, und hat das Unvermögen diese Zeit hindurch angehalten, so ist die Ehe für ungültig zu erklären.“, § 102: „Zeigt sich aus der Verhandlung des Streit es über die Gültigkeit der Ehe; daß einem Theile oder, daß beyden Theilen das Ehehinderniß vorher bekannt war, und daß sie es vorsätzlich verschwiegen haben; so sind die Schuldigen mit der in dem Strafgesetze über schwere Polizey-Uebertretungen bestimmten Strafe zu belegen. Ist ein Theil schuldlos, so bleibt es ihm heimgestellt, Entschädigung zu fordern. Sind endlich in einer solchen Ehe Kinder erzeugt worden, so muß für dieselben nach jenen Grundsätzen gesorgt werden, welche in dem Hauptstücke von den Pflichten der Aeltern festgesetzt

Als Beispiel sei der ‚Fall‘ der ‚Ehe eines Zwitters oder so genannten Hermaphroditen‘<sup>446</sup> angeführt, der in einer Schrift eines nicht näher benannten<sup>447</sup> ‚Doctor Theologiae‘ (lat., Doktor der Theologie) aus dem Jahr 1706 mit ‚M. W.‘ benannt wurde. Der ‚Doctor Theologiae‘ führte aus, dass nach Urteilen des Consistoriums<sup>448</sup> zu Meißen und des Ober-Consistoriums zu Dresden, um die Rechtmäßigkeit der Ehe eines Hermaphroditen zu prüfen, das Geschlecht des Hermaphroditen zu untersuchen sei. Hermaphroditen, bei denen männliche und weibliche Anteile gleich seien, dürfe ‚mit allem Fug und Recht keine Ehe zugestanden‘<sup>449</sup> werden. Anders verhalte es sich, wenn ein Geschlecht deutlich prävalire (vorherrschende), so dass die folgenden zwei Bedingungen erfüllt seien: ‚1. Daß die eheliche Verbindung nach dem prävalirenden Geschlechte und also geschehe/daß ein Mann und ein Weib zusammen wohne. 2. Daß ein solcher Zwitter nach dem prävalirenden Geschlechte die schuldige Pflicht in der Ehe leisten/und ein tüchtiger Ehemann/oder ein tüchtiges Eheweib sein könne.‘<sup>450</sup> Im Fall von ‚M. W.‘ führte der ‚Doctor Theologiae‘ näher aus – und positionierte sich damit in einem Disput mehrerer Mediziner –<sup>451</sup>, was unter ‚tüchtig‘ zu verstehen sei. Dabei bezog er sich auf zwei aufeinanderfolgende Prüfungen des Geschlechts von M. W., einmal durch zwei (männliche) Chirurgen, ein weiteres Mal durch einen fürstlichen Leibarzt nebst weiteren Chirurgen. ‚Es sey nun/daß bey M. W. das männliche Geschlecht vor dem Weiblichen prävalire, so beweist dennoch die dispositiv membrorum<sup>452</sup> und deren Struktur, insbesondere Penis brevissimus non perforatus,<sup>453</sup> daß er Kinder zu zeugen/und also die Pflicht eines rechtschaffenen Ehemanns zu leisten/untüchtig sey.‘<sup>454</sup> Die Unfähigkeit, Kinder zu zeugen, sei ausreichend, die Ehe zu lösen, da die Vermehrung ‚der Endzweck‘ der Ehe sei. Gegen die Entscheidung zur Auflösung der Ehe führte nun ein weiterer Doktor<sup>455</sup> an, dass mit dieser Diagnose die Zeugungsunfähigkeit nicht ausreichend belegt sei – was offenbar Auslöser der Schrift des ‚Doctor Theologiae‘ war. Hierauf antwortete der ‚Doctor Theologiae‘ ausgiebig und kam zu dem Schluss: ‚Und wann auch die ejaculation auf einige außerordentliche Arth und Weise hier geschehe/würde sie dennoch fast Weibermäßig oder

---

sind.“ [ABGB, 1811 S.36/37]. A. Duncker (2003) berücksichtigte diese Stelle im ABGB nicht und kam daher zu anderen Schlüssen [vgl. Duncker, 2003 S.275f].

446 Doctor Theologiae [C. G. Koch], 1706 S.1.

447 Es handelt sich bei dem Verfasser um C. G. Koch.

448 Kirchengengericht, Kirchenbehörde. Entscheidungen dieser kirchlichen Institutionen hatten lediglich innerhalb der katholisch-, bzw. evangelisch-christlichen Religionsgemeinschaft Geltung.

449 Doctor Theologiae [C. G. Koch], 1706 S.4.

450 Doctor Theologiae [C. G. Koch], 1706 S.5.

451 Vgl. Krus, 1705; Luther, 1705; Doctor Theologiae [C. G. Koch], 1706.

452 Lat., im Sinne der Anordnung, Organisation der Geschlechtsteile.

453 Lat., im Sinne eines sehr kurzen Penis (brevissimus ist Superlativ von brevis [kurz]), ohne Öffnung (perforatus [durchbohrt])

454 Doctor Theologiae [C. G. Koch], 1706 S.6.

455 Dieser Doktor ist K. F. Luther, vgl. Luther, 1705.

perpendiculariter<sup>456</sup>, nach ob-wohlgedachter Medicorum Meinung/geschehen und der Same extra uterum<sup>457</sup> verschüttet werden.“<sup>458</sup>

Kein rechtlicher Raum für Uneindeutigkeit: die medizinische Feststellung ‚wahren Geschlechts‘, orientiert an vielfältigen Merkmalen ‚Religiös verbrämtes‘ Wissen wurde mit der Aufklärung durch eine Suche nach ‚rationalen Erklärungen‘ für Naturphänomene abgelöst – bzw. vielmehr ergänzt. Binäre Geschlechterdifferenz wurde dabei nicht überwunden. Sie wurde als unumstößliche naturgegebene Grundlage für ein menschliches Zusammenleben herausgearbeitet. Zunächst nicht eindeutig einem Geschlecht zuzuordnende Menschen – Hermaphroditen – erschienen Gelehrten der modernen Biologie und Medizin als ‚Missbildungen‘,<sup>459</sup> die in ihrer Mehrzahl (oder ausschließlich) einem von zwei Geschlechtern zuzuordnen seien.<sup>460</sup> Basierend auf der biologisch-

456 Lat., vertikal, senkrecht (hier im Sinne von vertikal, nicht zielgerichtet).

457 Lat., außerhalb des Uterus.

458 Doctor Theologiae [C. G. Koch], 1706 S.14.

459 Vgl. für eine Geschichte der modernen „Lehre von den Missbildungen“: Hagner, 2005 (1995); Zürcher, 2004. U. Zürcher beschrieb einen ab dem Ende des 18. Jh. stattfindenden Übergang von einem „Staunen über Missbildungen“, hin zu einer „nüchternen Beobachtung immanenter Gesetzmäßigkeiten“ und zu einer „Systematisierung von Missbildungen“ in der sich konstituierenden modernen „Lehre von den Missbildungen“ (später als „Teratologie“ bezeichnet) [Zürcher, 2004 S.137, 136ff, 153ff]. M. Hagner (2005 [1995]) sah diese Entwicklung ähnlich und mit ihrer hauptsächlichlichen Wirkung ebenfalls ab Ende des 18. Jh., schloss sie aber an Entmythologisierungen von ‚Missbildungen‘ an, die er bereits ab dem 16. Jh. ausmachen konnte [Hagner, 2005 (1995) u.a. S.82].

460 Beispielhaft angeführt: Jacob, 1718 S.9-13; Parsons, 1741 S.8-37; Voigtel, 1804/1805 Bd. 3 S.371-375; Oken, 1831 (1809-1811) S.310/311; Busch, 1839 S.597-612; Steenstrup, 1846 u.a. S.25-29 (dort für Wirbeltiere, u.a. den Menschen); Beck, 1827 S.63-76, 65; Henke, 1845 (1812) S.116/117; Kraemer, 1857 (1851) S.283-285; Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie, 1837 Bd. 12 S.561/562; Encyclopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften, 1837 Bd. 16 S.115-120, 115/116; / vgl. (also über solche Anschauungen tw. kritisch berichtend): Arnaud de Ronsil, 1777 S.6-18; Baillie, 1798 S.138; Meckel, 1812a S.268-272; Meckel, 1816 S.198/199, 212-219; Simpson, 1856 (1839) S.306/307; Daston, 1985; Daston, 2002 (1998) S.239/240; Epstein, 1990 S.104-116; Hirschauer, 1999 (1993) S.70-72; Gilbert, 2002; Fontes da Costa, 2004 S.133-141; Reis, 2005 S.422ff; Klöppel, 2008 S.180-195, 218-226, 244/245. Die Beschreibungen der Unmöglichkeit des gleichzeitigen Auftretens weitgehend ausgebildeter weiblicher und männlicher Geschlechtsteile kritisierten (und sie brachten Beispiele von Menschen mit solchen weiblichen und männlichen Geschlechtsteilen an) u.a.: Arnaud de Ronsil, 1777; Meckel, 1816 S.198/199, 212-219; Berthold, 1845 S.110-114; Simpson, 1856 (1839) S.306-315, sowie seine Klassifikation S.204/205, 240-270. Gemäß der letztgenannten Gelehrten ist die Aussage U. Klöppels (2008) zu verwerfen, dass das Vorkommen „echter Hermaphroditen“ „prinzipiell“ geleugnet wurde [vgl. Klöppel, 2008 S.180 (S.186 begrenzte Klöppel die gemachte Aussage selbst, um die Eingrenzung auf S.188, 195 sogleich wieder aufzuheben)]. Vielmehr gab es zum Vorkommen ‚echter‘ bzw. ‚vollkommener‘ Hermaphroditen

medizinischen Annahme, dass Menschen im Regelfall einem von zwei Geschlechtern zuzuordnen seien, wurden Fälle zweifelhaften Geschlechts in Gesetzestexten nicht (mehr) betrachtet (*Code civil*, 1808; *Bürgerliches Gesetzbuch*, 1900).<sup>461</sup> Falls dennoch notwendig, traf die Medizin bei (zunächst visuell)

beim Menschen Diskussionen. Besonders aufschlussreich hierzu ist die 1777 erschienene deutsche Übersetzung von Arnaud de Ronsils Werk, da der Übersetzer eine zu der Arnaud de Ronsils konträre Position bezog und das Vorkommen „vollkommenen Hermaphroditismus“ beim Menschen leugnete [Arnaud de Ronsil, 1777 S.16; vgl. auch die Anmerkungen auf S.13, 14].

- 461 Wacke, 1989 S.869-872; Duncker, 2003 S.281-285; Mak, 2005 S.78. Der *Code Napoléon/Code civil (1808)* besagte im I. Buch, 2. Titel, 2. Kapitel: „57. Die Geburts-Urkunde muß den Tag, die Stunde und den Ort der Geburt, das Geschlecht des Kindes, und die Vornamen, die Geschlechtsnamen, das Gewerbe und den Wohnort der Eltern, wie auch der Zeugen, enthalten.“ [Wolff, 2001 (1808)] Eine besondere Betrachtung von Hermaphroditen war nicht vorgesehen, was Debierre dazu veranlasste eine Ergänzung von Artikel 57 und 180 zu fordern. Debierres Vorschlag für Artikel 57 lautete: „Jeder Neugeborene wird ärztlich be- sichtigt; die Geburtsurkunde nennt das Geschlecht, jedoch nur dann, wenn dassel- be durchaus sicher feststeht. Bestehen Zweifel über das Geschlecht, so wird die Entscheidung bis zur Pubertät vertagt (im 15. - 18. Jahre), wo dann das Individu- um einer gerichtlich-medicinischen Kommission vorgeführt wird, welche über sein Geschlecht und seine Eintragung als männlich, weiblich oder geschlechtslos in das Civilstandsregister zu befinden hat; bis dahin trägt die Geburtsbeurkundung am Rande die Bezeichnung S.D. (*sexe douteux*).“ [Debierre (*L'hermaphrodite devant le Code civil*, 1886) nach Laurent, 1896 S.243/244; vgl. Epstein, 1995 S.111]. Auch das *Bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen (1863)* vermerkte nicht die Möglichkeit der Geschlechtswahl: „§ 46. Die Verschiedenheit des Geschlechts begründet in der Regel keine Verschiedenheit der bürgerlichen Rechte. Eine Person, deren Geschlecht zweifelhaft ist, wird dem bei ihr vorherr- schenden Geschlechte beigezählt.“ [Wacke, 1989 S.883; Duncker, 2003 S.282/283; Lang, 2006 S.133]. Das *Personenstandsgesetz (PstG) des Deutschen Reiches* forderte ab 1875 einen Geschlechtseintrag bei Geburt; das *Bürgerliche Gesetzbuch (BGB)* forderte ab 1900 die eindeutige Zuweisung zu einem Ge- schlecht (weiblich oder männlich), die im Zweifelsfall durch die Medizin zu voll- ziehen war – es löste das uneinheitliche Recht im seit 1871 existierenden Deut- schen Reich ab [Landau, 1903 S.341-343; Plett, 2001; Mehlmann, 2006 S.85-87]. In der Erläuterung der BGB-Verfasser machten sie unter Bezugnahme auf das Römische Recht deutlich: „Nach dem heutigen Stande der medizinischen Wissen- schaft darf angenommen werden, daß es weder geschlechtslose noch beide Ge- schlechter in sich vereinigende Menschen gibt, daß jeder sog. Zwitter entweder ein geschlechtlich mißbildeter Mann oder ein geschlechtlich mißbildetes Weib ist. Der Satz des römischen Rechts, daß der Zwitter dem bei ihm überwiegenden Ge- schlechte zuzuzählen sei, trifft das Richtige, folgt aber aus der Sachlage von selbst; sobald die eine oder die andere Form erkennbar vorliegt, handelt es sich um eine durch Feststellung dieser Form lösbare Ungewißheit. Allerdings mögen auch Mißbildungen nicht schlechthin ausgeschlossen sein, bei welchen die Fest- stellung des verdeckten wahren Geschlechtes durch Untersuchung des Lebenden sich nicht bewirken läßt. Es wird jedoch rathsam sein, von solchen entfernten Möglichkeiten, mit welchen auch das bisherige Recht nicht rechnet, abzusehen und es dabei zu belassen, daß, wenn bei der Beurtheilung von Verhältnissen in Frage kommt, ob eine Person dem einen oder dem anderen Geschlechte angehört,

uneindeutigem Geschlecht die Zuordnung, indem sie aus einer Vielzahl von Merkmalen, die auf das eine oder das andere Geschlecht hinwiesen, das ‚wahre Geschlecht‘ – entweder männlich oder weiblich – bestimmte.<sup>462</sup> Oftmals war eine eindeutige Zuordnung – wenn überhaupt – erst nach dem Ableben der betroffenen Person möglich,<sup>463</sup> so dass männliche Mediziner und weibliche Hebammen<sup>464</sup> zu Lebzeiten der Patient/in zahlreiche physische, physiologische und

---

der Sachverhalt aber nicht in Gewißheit gesetzt werden kann, diejenigen Rechtsfolgen eintreten, welche sich nach den Umständen aus dem Zustande der Unge-  
 wißheit bzw. Unerweislichkeit ergeben.“ [Wacke, 1989 S.870; vgl. Duncker, 2003 S.283-285; Landau, 1903 S.342] A. Duncker führte aus, dass mit dem letzten Satz des Zitats in letzter Konsequenz juristisch doch ein drittes Geschlecht betrachtet worden sei [Duncker, 2003 S.284/285]; in einem Kommentar von A. von Erichsen und O. Weiß (1904) wurde in diesem Sinne explizit darauf verwiesen, bei nicht feststellbarem Geschlecht einen *vorübergehenden* entsprechenden Vermerk im Geburtenregister vorzunehmen [Erichsen, 1904 S.101, 160; vgl. Landau, 1903 S.342; Wilhelm, 1909 S.22-25; Klöppel, 2008 S.285/286] – in anderen Kommentaren wurde einem solchen Ansinnen widersprochen [vgl. Wilhelm, 1909 S.25; Klöppel, 2008 S.285]. Für die nach 1900 im Deutschen Reich stattfindende Zuweisung bei geschlechtlicher Uneindeutigkeit bei Geburt, individuelle Auswirkungen und die Möglichkeit einer späteren Angleichung der Geschlechterrolle an juristisch und medizinisch festgestellte physische und physiologische geschlechtliche Merkmale sei exemplarisch der wissenschaftlich aufgearbeitete Roman *N. O. Body (1907): Aus eines Mannes Mädchenjahren*. (mit einem Vorwort von R. Presber und einem Nachwort von M. Hirschfeld) empfohlen [Body, 1993 (1907); Sekundärliteratur explizit zu dem Roman von N. O. Body: Simon, 1993; Simon, 2004; Hartmann, 2005 (1995); Spörri, 2003].

462 U.a. Arnaud de Ronsil, 1777 S.18ff, 41ff, 65ff; Schneider, 1809 S.146/147; 154-156; Meckel, 1812a u.a. S.268-272; vgl. Foucault, 1998 (1978) S.8/9; Laqueur, 2003 (1990) S.134-142; Hausman, 1995 S.77/78; Johnson, 2005 S.237-239; Mehlmann, 2006 S.86/87; Klöppel, 2008 S.218-226.

463 Vgl. u.a. Schneider, 1809 S.154; Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, 1829 Section 2, Theil 6 S.285; Henke, 1845 (1812) S.119, 120; Simpson, 1856 (1839) S.224; Büchner, 1879 S.11; Hirschauer, 1999 (1993) S.72/73; Klöppel, 2008 S.199/200. Die Annahme, nach dem Ableben eine eindeutige Diagnose erstellen zu können, gründete sich auf dann in Augenschein zu nehmende innere Genitalien (als solche betrachtet u.a. Uterus, Eierstöcke, Hoden, Gefäßsystem), die Aufschluss über das vorherrschende Geschlecht geben sollten. Auch nach der Leichenbeschau blieb das als ‚wahr‘ betrachtete Geschlecht nicht selten zweifelhaft [vgl. Wilhelm, 1909 S.14; Neugebauer, 1908 S.9, 46, 50].

464 Vgl. für die Verdrängung von Frauen aus dem Bereich der Geburtshilfe im 17. und 18. Jh.: Schiebinger, 1989 S.104-112. Dennoch waren im 17., 18. und 19. Jh. auch Frauen an der Diagnose nicht eindeutigen Geschlechts beteiligt. Dies zeigt sich u.a. bei der Geschlechtsfeststellung bei M. le Marcis Anfang des 17. Jh., an der „sechs Ärzte, zwei Chirurgen und zwei vereidigte Hebammen“ beteiligt waren [vgl. Daston, 1985 S.2]; das *Allgemeine Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der Oesterreichischen Monarchie (1811)* erwähnt für die Geschlechtsfeststellung explizit die Möglichkeit der Beteiligung von Hebammen (vgl. Fußnote 445, S.192). Allerdings wurde, wie aus der Vereidigung nur der Hebammen bei der Geschlechtsfeststellung bei M. le Marcis ersichtlich wird, die Aussagekraft

psychische Merkmale prüften, um dem ‚wahren Geschlecht‘ auf die Spur zu kommen: Zu den medizinischen Kriterien zur Feststellung des Geschlechts zählten Beischlaf- und Fortpflanzungsfähigkeit,<sup>465</sup> die körperliche Erscheinung (Gestalt äußerer Genitalien,<sup>466</sup> Beckenförmigkeit, Gestalt der Brüste, Körperbehaarung), physiologische Prozesse (Männer sollten ejakulieren, Frauen menstruieren können) sowie die insbesondere auf Sexualität orientierte Geschlechterrolle (ausgehend von der sexuellen Orientierung auf das Gegengeschlecht) (vgl. *beispielhaft Abb. 2, S.199f.*)<sup>467</sup> Im Zweifelsfall galten Verhaltensmerkmale als siche-

der Stellungnahme der Hebamme angezweifelt [vgl. u.a. Osiander, 1795 S.462-475; hierzu dann auch: Schiebinger, 1989 S.104-112].

- 465 Diese waren auch von besonderem rechtlichen Interesse, da Beischlaf- und Fortpflanzungsunfähigkeit als Begründung für die Scheidung oder Nichtigerklärung der Ehe angeführt werden konnten. Dies wurde bereits aus den Ausführungen des „Doctor Theologiae“ [C. G. Koch] (1706) deutlich. Für das 16. bis 18. Jh. vgl. auch: Fischer-Homberger, 1988 (1983) S.183-204], für das 19. Jh. vgl.: Schneider, 1809 S.163-168; Henke, 1812 S.74-95; Henke, 1845 (1812) S.101-127\*; Beck, 1827 S.46-63; Krahrmer, 1857 (1851) S.299-310; vgl. auch beispielhaft ABGB, 1811 S.36/37; Böcker, 1857 S.257/258; vgl. Klöppel, 2008 S.276/277. Der *Code civil* – mit weitem europäischen Einfluss – sah, entgegen den vorangegangenen Bestimmungen, nur bei einem „Identitätsirrtum“ in der Person der Ehepartner/in die zeitlich befristete Möglichkeit der Nichtigerklärung der Ehe vor, nicht einfach wegen (vor Eheschließung unbekannter) Beischlaf- oder Fortpflanzungsunfähigkeit; gleichwohl wurde in Trier zur Gültigkeit des *Code civils* 1808 zweitinstanzlich eine Ehe wegen Beischlafunfähigkeit der Ehefrau, nach Ablauf der Frist, für nichtig erklärt [Schubert, 2006 S.136-138]. Die Aussage bei Klöppel (2008 S.276) bzgl. des *Code civils*, in der sie mit einer Fußnote mit einem Beispiel impliziert, dass Ehescheidungen auf Grund von Fortpflanzungsunfähigkeit nach dem *Code civil* nicht stattfanden, ist entsprechend zu beschränken. (\* Die Ausgaben von A. Henkes viel verkauftem „*Lehrbuch der gerichtlichen Medicin*“ von 1812 und 1845 unterscheiden sich nur unwesentlich. Allerdings ist eine hierher gehörige einzige größere Einfügung zu konstatieren: Bzgl. männlicher Zeugungsfähigkeit wurde in der neueren Auflage ein Paragraph eingefügt, in dem noch einmal zur Vorsicht bei gerichtsrätlichen Gutachten geraten wurde, um keine falschen Aussagen über das Geschlecht zu treffen [vgl. Henke, 1845 (1812) S.109f.]
- 466 Insbesondere Hoden und Penis galten als wichtig, bei deren Abwesenheit galt weibliches Geschlecht als (nahezu) sicher [vgl. Klöppel, 2008 S.201-203]. Zur Unterscheidung von Penis und einer vergrößerten Klitoris, die penisähnlich sein konnte (und die als weitreichend ähnlich betrachtet wurden [vgl. Deutsche Encyclopädie, 1786/1787 Bd. 11 S.327/328 (Artikel: „*Geburtstheile weibliche*“)], wurden Urinier- und Errektionsfähigkeit, ggf. Ejakulationsfähigkeit untersucht [Dreger, 2003 (1998) S.96-106; vgl. Laqueur, 2003 (1990) S.136/137]. Auch bei Auseinandersetzungen um Beischlaf- und Zeugungsfähigkeit bspw. zur Ehescheidung galt es mitunter, die Errektionsfähigkeit zu testen, wozu nächtlich ein Arzt anwesend sein sollte [vgl. Henke, 1845 (1812) S.108/109].
- 467 Allen, 1666/1667; Jacob, 1718 S.13; Arnaud de Ronsil, 1777 S.18f, S.43f; Vacherie, 1750; Baillie, 1798 S.138-140; Osiander, 1799 S.247-267; Meckel, 1812a S.267, 270-272; Meckel, 1816 S.196-221; Beck, 1827 S.75/76; Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, 1829 Section 2, Theil 6 S.285/286; Busch, 1839 S.607/608; Henke, 1845 (1812) S.119, 120; Böcker, 1857 S.262; vgl. Stricker, 1882 S.188/189; Dreger, 1997; Dreger, 2003 (1998) S.84-106; Mak,

res Zeichen des ‚wahren Geschlechts‘. So würde bspw. ein ‚Drang‘ nach der Kleidung des ‚wahren Geschlechts‘ bestehen und würde sich der ‚sexuelle Drang‘ auf das ‚andere Geschlecht‘ richten.<sup>468</sup>

Auch Säuglinge und Kleinkinder wurden untersucht.<sup>469</sup> Ein Beispiel, bei dem das Geschlecht eines Neugeborenen auf Ersuchen der Eltern durch medizinische ‚Experten‘<sup>470</sup> bestimmt werden sollte, datiert aus dem Jahr 1670. Eltern suchten mit einem Neugeborenen medizinischen Rat, um das zunächst nicht eindeutige Geschlecht des Kindes bestimmen zu lassen. Knapp einen Monat nachdem die Experten das Geschlecht als männlich bestimmt hatten, verstarb das Kind. Eine Leichenöffnung, die von den Medizinern erbeten wurde, erbrachte den Befund weiblichen Geschlechts mit einer vergrößerten Klitoris.<sup>471</sup> Die genaue medizinische Prüfung des Geschlechts, auch bei Säuglingen und Kleinkindern, wurde (bereits) im 17. Jh. vorgenommen. In diesem Fall war die Initiative der Eltern

2004 S.98-101; Johnson, 2005 S.239/240; Klöppel, 2005 S.170; Klöppel, 2008 S.201-207, 207-216. Der Vermutung Klöppels (2008), dass dem Samenerguss keine vergleichbare Bedeutung wie der Menstruation bei der Beurteilung des Geschlechts zugekommen sei [Klöppel, 2008 S.207], ist zu entgegnen, dass, neben Arnaud de Ronsil, die wiederholt aufgelegte gerichtsmedizinische Schrift Henkes (1812, 1845) die Beurteilung der Beischlaf- und Fortpflanzungsfähigkeit an die nächtliche ärztliche Beobachtung der „Aufrichtung“ des Penis und der „Aussspritzung“ von Samen koppelte [Arnaud de Ronsil, 1777 S.18f, S.43f; Henke, 1812 S.80/81; Henke, 1845 S.108]. Zumindest die Theorie (ggf. auch die Praxis, dies kann hier nicht beurteilt werden) thematisierte also den dem Mann zugeschriebenen Samenerguss.

468 Dreger, 2003 (1998) S.88-91; Mak, 2004 S.98-101; bzgl. Sexualität vgl. auch Klöppel, 2008 S.207-216.

469 Vgl. insbesondere Osiander, 1795 S.462-476; auch: Voigtel, 1804/1805 Bd. 3 S.364-370; Henke, 1845 (1812) S.122/123. Von Seiten der Medizin wurde (im 18. Jh.) nahegelegt, dass bei Unentscheidbarkeit des Geschlechts im Zweifel auf das männliche Geschlecht zu entscheiden sei, da potenzielle männliche Vorrechte nicht vorenthalten werden dürften [Zedler'sches Lexicon, 1732-1754 Bd. 64 S.0887 (bzw. Spalte 1747; Stichwort: „Zwitter-Taufe“); vgl. Klöppel, 2008 S.216-218]. F. B. Osiander führte neben einigen Fallbeschreibungen auf, wie Geschlechtsverwechslungen nach der Geburt zu vermeiden seien. So sei nicht der Hebamme die Entscheidung zu überlassen, sondern seien in jedem Fall möglichst mehrere Sachverständige zu Rate zu ziehen [Osiander, 1795 S.475]. Eine solche Sichtweise zeigte sich bereits in Hebammenordnungen des 15. Jh., allerdings gibt es ebenso Hinweise, dass Hebammen und Eltern selbständig die Geschlechtszuordnung vornahmen [vgl. G. Burckhard (1912) nach: Klöppel, 2008 S.170/171].

470 Wenn auch Hebammen bei der Diagnostik nicht eindeutigen Geschlechts beteiligt waren, sogar oft als eine erste Ansprechpartnerin für die Geburt betreffende Fragen galten, wurde doch ihre Meinung bei nicht eindeutigem Geschlecht oftmals angezweifelt, so dass sie hier nicht in den Begriff der ‚Experten‘ einbezogen werden sollen, da als solche männliche Mediziner galten. Für den hier konkreten aufgeführten ‚Fall‘ geht aus der Quelle nicht hervor, inwieweit an der Diagnose Hebammen beteiligt waren. Vgl. zur Verdrängung von Frauen aus Wissensbereichen, explizit dem Bereich der Geburtshilfe, im 17. und 18. Jh.: Schiebinger, 1989 S.104-112.

471 Graaf, 1972 (1672) S.163/164, auch S.89/90.

maßgeblich.<sup>472</sup> Aus dem Jahr 1840 führte J. Y. Simpson (1856 [1839]) einen ähnlichen ‚Fall‘ eines zunächst als männlich eingeordneten Säuglings an, dessen Geschlechtseinordnung nach der Sektion der Leiche korrigiert wurde.<sup>473</sup>

Auch geschlechtsvereindeutigende Operationen konnten stattfinden: Im Jahr 1787 wurde der ‚Fall‘ eines siebenjährigen Kindes veröffentlicht. Das Kind wuchs als Mädchen auf, im Alter von sieben Jahren wurde männliches Geschlecht konstatiert. Um dem Kind Urinieren im Stehen zu ermöglichen, wurde eine Operation durchgeführt, den Penis freizulegen.<sup>474</sup> Der Fall eines Kleinkindes, dessen Hoden im Alter von drei Jahren entfernt wurden, ist aus den USA für das Jahr 1849 belegt. Eltern hatten dort Mediziner aufgesucht, da das als weiblich aufgezogene Kind als männlich eingeordnete Verhaltensweisen im Spiel (kein Interesse an Puppen, dafür an Sport) zeigte. Mit der Operation sollte die Entwicklung einer eindeutigen weiblichen Geschlechterrolle erreicht werden.<sup>475</sup>

#### **Hermaphroditismus-Klassifikation nach G. Arnaud de Ronsil (1777)**

- 1) männlicher Hermaphrodit: „[...] die männlichen Geburtstheile, in ihrem Maaße, Gestalt, Verrichtung ganz vollständig, und bey denen die weiblichen in irgend einem Umstande fehlerhaft sind, als wenn die Scheide nicht offen genug ist, um die Ruthe einzunehmen, und wenn nur eine kaum merkliche Oeffnung für den Monatsfluß offen ist.“
- 2) weiblicher Hermaphrodit: „Der weibliche Hermaphrodit ist der, bei welchen alle weiblichen Geburtsglieder zur Zeugung geschickt, die männlichen aber unvollkommen sind. Diese Art findet sich bey den Frauenzimmern deren Clitoris sich abgesondert zeigt; denn im natürlichen Zustande, kann sie sich zwar während dem Beyschlaf ansehnlich vergrößern, aber sie verläßt nie ihre Stelle um sich zu erheben, wobey sie sich von der Vorderseite des Schambeins entfernt. [...] Wann sie aber die Gestalt der männlichen Ruthe hat, [...] ohne doch durchbohrt zu seyn, so werden sie dadurch fast den italienischen Verschnittenen gleich, welche sich des Beyschlafs schon ohne gänzliche Vollziehung bedienen können. Die Griechen nannten sie Tribades, und eine solche war die Sapho. Die Zahl dieser Frauenspersonen ist so groß, daß die männliche Eigenliebe sich beleidigt finden würde, wenn es erlaubt wäre, genaue Untersuchungen über die anzustellen, welche selbst ohne diese natürliche Unförmlichkeit, sich zur unnatürlichen Geilheit reizen.“

472 Die Möglichkeit, eine vergrößerte Klitoris mit einem Penis zu verwechseln, wurde auch vor dem 17. Jh. wiederholt diskutiert. Ende des 17. Jh. und Anfang des 18. Jh. finden sich entsprechende (kurze) Verweise in zahlreichen Schriften, u.a.: Baillie, 1793 S.283-285. Ausführlichere Betrachtungen finden sich im 19. Jh. beispielsweise bei Simpson, 1856 (1839) S.206-215.

473 Simpson, 1856 (1839) S.210/211.

474 Brand, 1787.

475 Gross, 1852; vgl. Neugebauer, 1908 S.215/216 (‚Fall‘ 588); Epstein, 1995 S.109/110; Matta, 2005 S.76/77; Reis, 2005 S.432-434.

- 3) vollkommener Hermaphrodit: „Der vollkommene Hermaphrodit ist nach dem Bericht verschiedener Schriftsteller der, bey welchem sich die männlichen sowohl als die weiblichen Zeugungstheile mit beyderseitigen Vermögen befinden. Albertus sagt, es gebe Hermaphroditen die sich des Beyschlafs auf beyderley Art bedienen, doch aber weder zeugen noch empfangen könnten; diese aber betrachten die Schriftsteller nicht als vollkommene Hermaphroditen: sie wollen daß die Geschlechtstheile beyder Geschlechter, jedes in seiner Vollkommenheit, das wahre Kennzeichen dieser Art sey; und wenn bey einigen von diesen sich ein Fehler in der Proportion oder dem Vermögen findet, so setzen sie ihn in die Klasse der männlichen oder weiblichen Hermaphroditen.“
- 4) unvollkommener Hermaphrodit: „Die unvollkommenen Hermaphroditen sind solche, bey denen die Geburtsglieder beyder Geschlechter fehlerhaft sind, wodurch ihr Vermögen geschwächt, oder gar ausgetilgt worden. [...] Bey einigen von diesen hat man viele Mühe die Zeichen des doppelten Geschlechts zu finden, ob man sie gleich für Hermaphroditen gehalten hat; von der Art war ein Sodomite, der nach dem Bericht des Trallianus empfieng und gebahr.“

*Abb. 2: Hermaphroditismus-Klassifikation G. Arnaud de Ronsils, Zitate unter Auslassungen entnommen aus: Arnaud de Ronsil, 1777 S.7/8, 17/18 (in der engl. Fassung finden sich kleinere Abweichungen, die hier nicht berücksichtigt sind: 1750 S.17-19, 29).*

### Von vielfältigen Merkmalen der Körperoberfläche und Ausflüssen auf dem Weg ins Körperinnere: das ‚wahre Geschlecht‘ der Keimdrüsen (Gonaden)

Bereits die antiken Naturphilosophen Aristoteles und Galenos schrieben (männlichen) Hoden, Hodensack und Penis eine besondere Bedeutung bei der Ausprägung als männlich betrachteter Geschlechtsmerkmale zu, deren Entfernung dazu taugte, einen Mann zu entmannen. Die Gestalt äußerer Genitalien wurde auch von modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften als wichtig betrachtet. Neuere ‚Erkenntnisse‘ fokussierten insbesondere die Hoden. Im 18. Jh. war es gebräuchlich, Hoden zur Geschlechtsdiagnostik bei Hermaphroditen in Betracht zu ziehen, Eierstöcken wurde dagegen kein größeres Gewicht bei der Geschlechtsausprägung beigemessen.<sup>476</sup> Seit Anfang des 19. Jh. wurden Hoden und Eierstö-

476 Der Zeitpunkt, ab dem auch ‚weiblichen Hoden‘/‚Eierstöcken‘ wichtige Anteile bei der Ausprägung als geschlechtlich gedachter Merkmale zugeschrieben wurden, ist umstritten [vgl. für die Diskussion: Dreger 2003, S.145-150; Klöppel 2005, S.170; Klöppel, 2008 S.268/269]. Menschliche ‚weibliche Hoden‘ wurden bereits nach den Beschreibungen von R. de Graaf und M. Malpighi, anknüpfend an Arbeiten von W. Harvey, im 17. Jh. als „Sitz von Eiern“ erwähnt und mit der Begrifflichkeit „Eierstock“ belegt [vgl. Graaf, 1972 (1672) S.131-152 insbesondere S.135; vgl. auch: Zedler’sches Lexicon, 1732-1754 Bd. 8 S.1244/1245 (bzw. Spalte 2425-2427; Stichwort: „Eyerstock“), Bd. 10 S.0279-283 (bzw. Spalte 532-539; Stichwort: „Geburts-Geilen“), Bd. 26 S.0532 (bzw. Spalte 1037; Stichwort: „Partes Genitales Mulierum“ und „Partes Genitales Virorum“)]. Umfassend sind

cke als geschlechtsbestimmend thematisiert.<sup>477</sup> Sie wurden von zahlreichen (ausschließlich männlichen) Wissenschaftlern für die Ausprägung physischer, physiologischer und psychischer Geschlechtsmerkmale verantwortlich gemacht.<sup>478</sup> Mit den Schriften von J. Y. Simpson (1856 [1839]) und von E. Klebs (1876) fand die Fokussierung auf Keimdrüsen als geschlechtsbestimmende Merkmale Eingang in die Klassifikationssysteme von Hermaphroditismus (vgl. für das System von Klebs: Abb. 3, S.203f).<sup>479</sup> 480 Keimdrüsen galten damit seit dem Anfang bzw. der

- die Argumente der Debatte um ‚weibliche Bildungsorte‘ von Samen („Hoden“) oder Eiern („Eierstöcke“) bei T. Gibson (1703) dargestellt [vgl. Gibson, 1703 (1682) S.174-178]. ‚Experten‘, die Eierstöcke als typisch weibliches Merkmal zur Bildung von Eiern anerkannten, betrachteten diese auch bei der Geschlechtsbestimmung als wichtiges Merkmal, jedoch neben anderen wichtigen Merkmalen. Allerdings interpretierten sie diese im 17. und 18. Jh. nicht so weitreichend, dass die Ausprägung als typisch weiblich oder männlich betrachteter physischer und psychischer Eigenschaften durch ‚Eierstöcke‘ bestimmt gewesen wären. So verwies R. de Graaf (1672 [1672]) bei der Geschlechtsbestimmung eines verstorbenen Säuglings (und der Korrektur der Einordnung von ‚männlich‘ auf ‚weiblich‘) auf Uterus, Eierstöcke, spermatische Blutgefäße und Fallopische Röhren (Eileiter) [Graaf, 1672 (1672) S.164]. F. B. Osiander lehnte 1799 mit der Begründung, dass weder Gebärmutter noch Muttertrompete (weitere Bezeichnung für: Fallopische Röhren, Eileiter), noch Eierstock vorhanden, hingegen Hoden und Glied nachweisbar waren, die Einordnung einer Leiche als Hermaphrodit ab und votierte für die Einordnung als vorwiegend männlich [Osiander, 1799 S.247-267, insbesondere S.254ff; vgl. für ähnliche Betrachtungen anderer Gelehrter u.a. bei: Stricker, 1882 S.190; Honegger, 1991 S.151-164]. Bei J. F. Blumenbach (1805) wurde die höhere Gewichtung der Eierstöcke deutlich, deren Vorkommen er bei vergleichenden anatomischen Betrachtungen verschiedener Tierklassen als verbreitetstes weiblichen Tieren (und weiblichen Menschen) gemeinsames Merkmal betrachtete [Blumenbach, 1805 S.453]. Etwas später betrachtete J. F. Meckel (1812a, 1816) Keimdrüsen als Hauptorgane der Genitalien [vgl. Meckel, 1816 S.196-221; vgl. Meckel, 1812a S.276]. R. Virchow (1847) schrieb ihnen weitreichende Auswirkungen auf physische und psychische Merkmale zu [vgl. Virchow, 1847 S.747].
- 477 U.a. Blumenbach, 1805 S.453; Döllinger, 1816 S.391; Oken, 1831 (1809-1811) S.308-313, 311.
- 478 U.a. Virchow, 1847 S.747-752; Simpson, 1856 (1839) S.270-280; Klebs, 1876 S.723; Reuter, 1885 S.7-9; Landau, 1903 S.339/340. Vgl. Dreger, 1997 S.46/47, 50; Dreger, 2003 (1998) S.139-146; Fausto-Sterling, 2000b S.36-39; Klöppel, 2002b S.157-160; Klöppel, 2005 S.170; Klöppel, 2007 S.54/55; Spörrli, 2003 S.249-253; Herrn, 2005a S.55-59. (F. L. v. Neugebauer schloss sich hingegen J. Halban an und beschrieb Keimdrüsen zwar als das Geschlecht bestimmend, führte allerdings aus, dass sich sekundäre Geschlechtsmerkmale [hier bezog er auch psychische mit ein] unabhängig von den Keimdrüsen entwickelten [vgl. Neugebauer, 1908 S.53ff, 619ff; Neugebauer, 1916 S.210-212, 278/279].)
- 479 Simpson, 1856 (1839) S.204/205; Simpson, 1871 S.409; Klebs, 1876 S.723; auch: Busch, 1839 S.604/605; vgl. Dreger, 2003 (1998) S.143-150. Dreger (2003 [1998]) beschrieb das „*Handbuch der Pathologischen Anatomie*“ (1876) von Klebs als wichtigsten Ausgangspunkt des „Zeitalters der Gonaden“, führte allerdings auch die Klassifikationssysteme von I. Geoffroy Saint-Hilaire und J. Y. Simpson an, in denen bereits Hoden und Eierstöcke als Klassifikationsmerkmale verankert gewesen seien. Neu bei Klebs sei die Exklusivität, mit der Eierstöcke

Mitte des 19. Jh. als bestimmend für die Ausbildung von als geschlechtlich gedachten Merkmalen und wurden auch, *zumindest theoretisch*,<sup>481</sup> als einzig sichere Merkmale der Geschlechtszuordnung bei uneindeutigem Geschlecht betrachtet.<sup>482</sup>

und Hoden das ‚wahre Geschlecht‘ abbildeten [Dreger, 2003 (1998) S.139-146]. Dem entgegnete Klöppel (2005), dass bereits um 1800 Keimdrüsen als geschlechtsbestimmend thematisiert worden seien [Klöppel, 2005 S.170; vgl. Klöppel, 2007 S.54/55; Klöppel, 2008 S.263-269, 268/269]. Die Kritik Klöppels ist berechtigt. So wird die höhere Gewichtung der Eierstöcke bspw. bei vergleichenden anatomischen Studien J. F. Blumenbachs deutlich, der Eierstöcke als Tierklassen übergreifendes weibliches Geschlecht bestimmendes Merkmal festhielt: „Von allen zu den weiblichen Genitalien gehörigen Organen ist ein Eyerstock der allerwesentlichste und allgemeinste.“ [Blumenbach, 1805 S.453] Auch I. Döllinger beschrieb als wesentlichsten Geschlechtsunterschied Eierstock und Hoden [Döllinger, 1816 S.391]. Insofern ist eher eine zunehmende Fokussierung auf Keimdrüsen zu konstatieren, in der Simpson und Klebs Keimdrüsen schließlich als wichtiges oder sogar wichtigstes geschlechtsbestimmendes Merkmal auch in Klassifikationssysteme aufnahmen.

480 Nach Klebs bestimme die Keimdrüse nicht oder nicht immer (beides findet sich bei Klebs) die Entwicklung der übrigen Teile. Sie sei aber dennoch das eigentliche geschlechtsbestimmende Moment. Klebs schrieb: „[...] das Geschlecht der Keimdrüse bestimmt nicht die typische Entwicklung der übrigen Theile. Dass dieselben sich meistentheils dennoch in der gleichen Richtung mit der Geschlechtsdrüse entwickeln, rührt offenbar von einer gleichmässig der ganzen Keimanlage mitgetheilten Bewegung her. [Absatz] Wenn auch die Differenzirung der Keimdrüse nicht immer den Typus des übrigen Geschlechtsapparats bestimmt, so stellt sie doch das eigentlich geschlechtsbestimmende Moment dar und in diesem Sinne wird nach dem Vorgang der meisten neueren Forscher die wahre Zwitterbildung (Hermaphroditismus versus, Androgynie) nur solche Fälle in sich schliessen, in denen die Ausbildung von Hoden und Ovarien in demselben Individuum stattfindet, wobei es natürlich vollständig gleichgültig ist, ob die Leistungsfähigkeit in beiden Richtungen gleich entwickelt ist“ [Klebs, 1876 S.722/723].

481 Die Aussage wird auf ‚theoretisch‘ begrenzt, da Keimdrüsen, die im Körperinneren lagen, für die Diagnostik schwer zugänglich waren. Auch orientierten sich Mediziner nicht stets an Keimdrüsen als dem ‚geschlechtsbestimmende Moment‘, sondern bezogen weiterhin auch vielfältige Merkmale in die medizinische Diagnose ein (C. Taruffi kritisierte die Klassifikation von Klebs diesbezüglich wohl am deutlichsten [Taruffi, 1908 u.a. S.18, 16-20], aber auch bei anderen Gelehrten finden sich entsprechende Hinweise [u.a. Neugebauer, 1908 u.a. S.50, 622/623]). Am klarsten wird das praktisch stattfindende Abweichen von Keimdrüsen als geschlechtsbestimmendem Kriterium an Operationen, bei denen Keimdrüsen entfernt wurden [vgl. für eine ‚Fallsammlung‘ von zu einem größeren Teil hier einzuordnenden Operationen: Neugebauer, 1908 S.712-719 (Abschnitt: LXXXVII)]. So entfernte S. D. Gross 1849 in den USA Hoden eines Kleinkindes, um die Entwicklung einer eindeutigen weiblichen sozialen Geschlechterrolle zu erreichen [Gross, 1852; vgl. Neugebauer, 1908 S.215/216 (‚Fall‘ 588); Epstein, 1995 S.109f; Matta, 2005 S.76f; Reis, 2005 S.432-434]. Zudem waren in den 1870er Jahren operative Maßnahmen zur vollständigen Entfernung von Eierstöcken bei Frauen verbreitet [vgl. Van de Warker, 1906 S.371; Fischer-Homberger, 1979 S.75ff; Longo, 1984; Sengoopta, 2006 S.15-18]. Diese Operationen wurden auch an Kindern durchgeführt [vgl. für Kinder zwischen neun und 14 Jahren: Neugebauer, 1905 S.537 (‚Fall‘ 706), S.538 (‚Fälle‘ 716 und 718); vgl. Neugebauer, 1908 S.134 (‚Fälle‘ 222 und 224)].

**Hermaphroditismus-Klassifikation nach E. Klebs (1876)**

- 1) Wahre Zwitterbildung (Hermaphroditismus versus, Androgynie)<sup>483</sup>
  - a) Hermaphroditismus versus bilateralis, doppelseitige Zwitterbildung: Hoden und Eierstöcke beidseitig
  - b) Hermaphroditismus versus unilateralis, einseitige Zwitterbildung: auf einer Seite Hoden *oder* Eierstock, auf der anderen Seite Hoden *und* Eierstock
  - c) Hermaphroditismus lateralis, seitliche Zwitterbildung: auf einer Seite ein Eierstock, auf der anderen Seite ein Hoden
- 2) Pseudo-hermaphroditismus (H. spurius), Scheinzwitterbildung, „doppelgeschlechtliche Entwicklung des äussern Sexualapparats und der Geschlechtsgänge bei eingeschlechtlicher Bildung der Keimdrüse“<sup>484</sup>
  - a) Pseudo-hermaphroditismus masculinus, männliche Scheinzwitterbildung: männliche Keimdrüse, mehr oder weniger weibliche Entwicklung der übrigen Geschlechtsmerkmale
    1. Pseudo-hermaphroditismus masculinus internus: innere männliche Scheinzwitterbildung; männliche Keimdrüse, äußere Genitalien männlich, nur mit geringen Veränderungen, innere Geschlechtsmerkmale mit mehr oder weniger Annäherung an weiblichen Typus
    2. Pseudo-hermaphroditismus masculinus completus: externus et internus, vollständige männliche Scheinzwitterbildung; männliche Keimdrüsen, Geschlechtsgänge und äußere Geschlechtsmerkmale zeigen Annäherung an weiblichen Typus
    3. Pseudo-hermaphroditismus masculinus externus: äußere männliche Scheinzwitterbildung; Keimdrüse und innere Genitalien ausschließlich männlich; äußere Genitalien zeigen Annäherung an weiblichen Typus
  - b) Pseudo-hermaphroditismus femininus, weibliche Scheinzwitterbildung: weibliche Keimdrüse, mehr oder weniger männliche Entwicklung der übrigen Geschlechtsmerkmale
    1. Pseudo-hermaphroditismus femininus internus: innere weibliche Scheinzwitterbildung; Keimdrüsen weiblich, sonstige innere Merkmale missgebildet

Nicht selten folgten Mediziner dem Wunsch der Patient/in, aus unterschiedlichen Motiven Keimdrüsengewebe zu entfernen [vgl. u.a. Neugebauer, 1908 S.395-397 (‚Beobachtung‘ 769), S.622, 673/674], oder entfernten im Körperinneren festgestelltes Keimdrüsengewebe ohne Wissen der Patient/in (vgl. S.216ff in diesem Kapitel).

482 Neugebauer (1908) führte zwar, dieser These scheinbar widersprechend, aus, dass Hermaphroditismus nur bei Individuen vorliege, die gleichzeitig „schwängern“ und „geschwängert werden“ könnten, was auf eine Bedeutung des Fortpflanzungsaktes statt der Keimdrüsen hinweisen könnte. Im Anschluss fokussierte Neugebauer aber sogleich die Keimdrüsen, so dass auch Neugebauer als Wissenschaftler betrachtet werden kann, der die These stützt, wonach Keimdrüsen bedeutsam geworden seien (Fortpflanzung wurde mit Keimdrüsen verkoppelt) [vgl. Neugebauer, 1908 S.5ff; vgl. auch Neugebauer, 1916 S.201, 210-212, 278/279].

483 Klebs, 1876 S.723-734.

484 Klebs, 1876 S.734, 734-748.

2. Pseudo-hermaphroditismus femininus completus: externus et internus, vollständige weibliche Scheinzwitterbildung; Keimdrüsen weiblich, teilweise männliche Bildung der äußeren Genitalien und der Geschlechtsgänge
3. Pseudo-hermaphroditismus femininus externus: äußere weibliche Scheinzwitterbildung; Keimdrüsen weiblich; ausschließliche Veränderung der äußeren Genitalien mit Annäherung an den männlichen Typus

Abb. 3: *Hermaphroditismus-Klassifikation nach E. Klebs (vgl. Klebs, 1876 S.723-748).*

Mit der Fokussierung auf die Keimdrüsen galt es, für die medizinische und rechtliche Geschlechtszuweisung bei uneindeutigem Geschlecht festzustellen, ob ein Mensch Hoden oder Eierstöcke besaß. Dies war Anfang des 20. Jh. problematisch, weil operative Eingriffe, um Keimdrüsengewebe im Körperinneren für die Geschlechtsbestimmung zu untersuchen, gefährlich waren (auch waren sich Mediziner nicht unbedingt über die Zuordnung vorgefundenen Gewebes einig).<sup>485</sup> Nicht wenige Mediziner sahen daher von solchen Gewebeentnahmen ab, blieben für die Geschlechtsdiagnose bei anderen Methoden (u.a. bei dem Ertasten möglicher Keimdrüsen)<sup>486</sup> und zogen andere physische, physiologische und psychische Merkmale heran (äußere Genitalien, Körperbau, Körperbehaarung, Verhaltensmerkmale, die präferierte oder gelebte Geschlechterrolle).<sup>487</sup>

Allerdings sollte nur wer Gewebestrukturen beider Keimdrüsen in sich trug als ‚echter Hermaphrodit‘ betrachtet werden – der Anteil der dieser Gruppe zugeordneten Menschen sank stark ab. Von einigen Wissenschaftlern wurde die Existenz von ‚echtem Hermaphroditismus‘ (beim Menschen) vollständig in Frage gestellt (rechtlich war diese Möglichkeit – wie bereits erwähnt – ohnehin nicht

485 Vgl. für einige ‚Fälle‘: Neugebauer, 1908 S.675 Abschnitt XXII. Zur Schwierigkeit der mikroskopischen Unterscheidung von Keimdrüsengewebe vgl. u.a.: Neugebauer, 1908 S.9, 46, 50; Neugebauer, 1916 S.205.

486 Vgl. u.a. Mak, 2006 S.337/338.

487 Zu den Anfang des 20. Jh. gebräuchlichen Praxen der Geschlechtsfeststellung, Schwierigkeiten und Gefahren hierbei vgl. Landau, 1903 S.340/341; Landau, 1904; auch: Neugebauer, 1908 S.9, 46, 50. U.a. bei Neugebauer (1904) wird hingegen deutlich, wie Patient/innen mit Versprechungen zu (medizinisch nicht notwendigen) operativen Eingriffen gedrängt bzw. verleitet wurden [Neugebauer, 1904 S.37, 41; auch: Neugebauer 1908 u.a. S.384]. Vgl. Dreger, 2003 (1998) S.110-126, 166; Mak, 2004 S.103-108; Mak, 2005 S.73-79; Herrn, 2005a S.58-70; Klöppel, 2007 S.54/55; Klöppel, 2008 S.273, 280, 287-292. Häufig konnte erst nach dem Ableben eines Menschen das als ‚wahr‘ betrachtete Geschlecht bestimmt werden, in nicht wenigen Fällen blieb selbst dann das Geschlecht ‚zweifelhaft‘ [vgl. Wilhelm, 1909 S.14; Neugebauer, 1908 S.9, 46, 50, &71/672 (Abschnitte XV, XVI)].

vorgesehen).<sup>488</sup> Mit lediglich einem Keimdrüsengewebe, aber zum Gegengeschlecht tendierenden weiteren physischen, physiologischen und psychischen Merkmalen wurde die Diagnose „Pseudohermaphroditismus“<sup>489</sup> getroffen.<sup>490</sup>

Eine die angenommene herausgehobene Bedeutung von Keimdrüsen einschränkende Auffassung vertrat A. Hegar (1878), der für als weiblich betrachtete Keimdrüsen eine gewisse Wirkung annahm, darüber hinaus aber ausführte, dass sich als typisch weiblich betrachtete Merkmale auch bei Abwesenheit der Eierstöcke ausprägen könnten (für Hoden nahm Hegar diese Einschränkung nicht vor). Im Alter hätten Eierstöcke keine Bedeutung mehr. Einer solchen Auffassung schlossen sich andere Gelehrte an, die (Erb-)Anlagen als bedeutsam für die Ausprägung geschlechtlicher Merkmale betrachteten, unter ihnen u.a. der schon besprochene P. J. Möbius<sup>491</sup> und der später näher zu betrachtende J. Halban (vgl. *Kapitel II, S.211ff*). Mit dieser Begründung führte Hegar die vollständige Entfernung von Eierstöcken zur Behandlung von Krankheiten als möglich und mit nicht zu weitreichenden Auswirkungen auf Geschlechtsmerkmale aus; allerdings macht auch die in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jh. oft durchgeführte Ent-

488 Müller, 1830 S.121-131; Reuter, 1885 S.7-9, 30-44; Neugebauer, 1908 S.5-9; Wessel, 1916 S.16-24; vgl. Dreger, 2003 (1998) S.147-150, 154-157. Es galt mit den Keimdrüsen als möglich, jeden Menschen einem eindeutigen Geschlecht zuzuweisen und Hermaphroditen als Männer oder Frauen, lediglich mit mangelhafter Gonadenausstattung, zu begreifen. Auch in früheren Jahrhunderten war die Existenz von „echtem Hermaphroditismus“ beim Menschen nicht unumstritten – dies führte Arnaud de Ronsil (1777) aus [Arnaud de Ronsil, 1777 S.9]. Parsons (1741) widmete seine Schrift dem Nachweis, dass es keinen Hermaphroditismus beim Menschen gebe, sondern lediglich Männer und Frauen, mit zuweilen vergrößerten oder verkleinerten Merkmalen [insbesondere: Parsons, 1741 S.8-37; vgl. Fontes da Costa, 2004 S.133-137; analog (zu Parsons): Feiler, 1820 S.71ff]. Vgl. für das 18. und frühe 19. Jh. die Ausführungen bei: Foucault, 2003e (1975) S.102/103; Hirschauer, 1999 (1993) S.71-73. Steenstrup (1846) führte den Nachweis, dass es weder beim Menschen noch bei anderen Tierarten (einschließlich Glieder- und Weichtieren) „echten Hermaphroditismus“ als „das Vorhandensein von wirklich männlichen und weiblichen Fortpflanzungsorganen in demselben Geschöpfe“ gebe [Steenstrup, 1846 S.14/15].

489 „Pseudohermaphroditen“ („Schein-Zwitter“) bezeichneten nach den Klassifikationen von Klebs, Halban, Neugebauer Menschen mit nur einem Keimdrüsengewebe, aber mehr oder weniger zum Gegengeschlecht (in einer binären Denkweise) tendierenden weiteren Merkmalen.

490 Zu erwähnen ist auch eine z.T. gegenläufige Tendenz, die zwar auch auf die Bedeutung der Keimdrüsen fokussierte, die Unterscheidung zwischen ‚echtem Hermaphroditismus‘ und ‚Pseudohermaphroditismus‘ aber gerade vor diesem Hintergrund in Frage stellte. Steinach führte aus, dass bei ‚Pseudohermaphroditismus‘ – wie bei ‚echtem Hermaphroditismus‘ – „zwitterige Keimdrüsen“ (Keimdrüsen mit sowohl Eierstock-, als auch Hodengewebe) vorlägen und damit eine Unterscheidung zwischen ‚echtem Hermaphroditismus‘ und ‚Pseudohermaphroditismus‘ hinfällig werde [Steinach, 1917 S.329/330; vgl. Pecher, 1985 S.189/190; Steinach, 1917 S.329]. Diese Betrachtungsweise fand aber in Klassifikationen keinen Niederschlag.

491 Vgl. Möbius, 1903b insbesondere S.90/91.

fernung von Eierstöcken zur Behandlung von Krankheiten deutlich, dass Keimdrüsen eine gewichtige Rolle im Organismus – hier für die Manifestierung von Krankheiten – beigemessen wurde.<sup>492</sup>

Tierexperimente im letzten Jahrzehnt des 19. Jh. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh., insbesondere von E. Steinach, bei denen Eierstock- bzw. Hodengewebe zuvor kastrierten Tieren gespritzt bzw. eingepflanzt wurde, beflügelten Gedanken der Bestimmung physischer, physiologischer und psychischer Geschlechtsmerkmale durch die Keimdrüsen und deren Produkte (Hormone).<sup>493 494</sup>

492 Hegar, 1878 S.925-1005, Zusammenfassung S.1000-1005; Hegar, 1903; vgl. Jung, 2007. Hegar führte aus, dass der Satz „Propter solum ovarium mulier est, quod est“ (lat., „auf Grund des Eierstocks ist die Frau, was sie ist“) nicht haltbar sei [Hegar, 1878 S.1003; Hegar, 1903 S.203/204]. In den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jh. wurde die Entfernung des gesamten Eierstockgewebes zu einer häufig durchgeführten Operation [vgl. Van de Warker, 1906 S.371; Fischer-Hombberger, 1979 S.75ff; Longo, 1984; Sengoopta, 2006 S.15-18], mit der Krankheiten behandelt werden sollten, die lebensbedrohlich oder lange andauernd und qualvoll seien und die für keine anderen Heilverfahren zugänglich seien [Hegar, 1878 S.1010-1019]. Oftmals wurde die Entfernung der Eierstöcke aber auch zur Behandlung von Neurosen und Psychosen eingesetzt, die Frauen als ‚Menstruationsleiden‘ diagnostiziert wurden [für die Indikation und den Anteil von Operationen zur Behandlung von ‚Neurosen‘ und ‚Psychosen‘ vgl. Willers, 1887 u.a. S.58-61; Samuel, 1891 u.a. S.6-9, 38-42; vgl. Splett, 2005 S.109-112; Jung, 2007 S.71-87]. Von verschiedenen Seiten wurden die Operationen zur Entfernung der Eierstöcke als kastrierend, sterilisierend und das Klimakterium zu früh einleitend kritisiert. Einige rieten, nicht das gesamte Keimdrüsengewebe sondern nur Teile davon zu entfernen [vgl. Longo, 1984 S.270; Pfeiffer, 1901 S.5-16] Schließlich fand die Eierstocksentfernung als ‚Routinebehandlung‘ zahlreicher Krankheiten Anfang des 20. Jh. ein Ende. Vgl. ausführlich: Longo, 1984; Jung, 2007.

493 Steinach, 1910; Steinach, 1912; Steinach, 1913; Steinach, 1917; Steinach, 1920; vgl. Hirschfeld (1926-1930) I S.400-423; vgl. für einen guten Überblick der Debatte: Ciecierski, 1918. Steinach führte bereits seit 1892 Experimente zu innersekretorischen Funktionen von Keimdrüsen durch. Bedeutenden Ansatz für seine Experimente erhielt Steinach aus der Auseinandersetzung mit der Arbeit von J. Halban (1903), der Keimdrüsen lediglich eine unterstützende, geschlechtsunspecifische Funktion zuschrieb und in der unbefruchteten, auf jeden Fall aber in der befruchteten Eizelle die Anlagen zu geschlechtsspezifischen Entwicklungen bereits angelegt sah. Steinach beschrieb (1912, im Ggs. zu Halban) geschlechtsspezifische Wirkungen von Keimdrüsen und betrachtete für „Pseudohermaphroditismus“ – wie auch für ‚echten Hermaphroditismus‘ – ‚zwitterige Keimdrüsen‘ (Keimdrüsen mit sowohl Eierstock- als auch Hodengewebe) als ursächlich [Steinach, 1917 S.328-330; Steinach, 1920 S.17/18, 19-28; vgl. Pecher, 1985 S.61ff, 180-182, 189/190]. Halban bekräftigte bis zu seinem Tod (1937) seine Ansicht rein protektiver, geschlechtsunspecifischer Wirkung der Keimdrüsen. An den Debatten zwischen Halban und Steinach wird der Streit über (*Erb*)anlagen oder *Keimdrüsen* als bedingende Faktoren von Geschlechtlichkeit deutlich [vgl. Pecher, 1985].

494 Seit Ende des 19. Jh. hatten bereits zahlreiche Wissenschaftler Verpflanzungsexperimente von Keimdrüsen an Mäusen, Meerschweinchen, Kaninchen, Fröschen etc. durchgeführt, wobei Keimdrüsen des ‚anderen Geschlechts‘ übertragen wurden. Nur bei vorangegangener Kastration und erst ab den 1910er Jahren (insbe-

Dieser Glauben wurde durch Entwicklungen auf anderen Gebieten bestärkt: So gelang in den 1920er Jahren die Extraktion von Insulin aus der Bauchspeicheldrüse, das wirkungsvoll zur Behandlung von Diabetes eingesetzt wurde.<sup>495</sup> Auch die auf Keimdrüsen und deren Produkten basierenden Steinach'schen Verjüngungsexperimente und deren ‚Behandlungserfolge‘ fanden ein breites öffentliches Echo und stimulierten den Glauben von Medien, Öffentlichkeit und vieler Wissenschaftler/innen<sup>496</sup> an Drüsen, insbesondere Keimdrüsen, und deren Produkte.<sup>497</sup> Drüsen wurden weitreichende Wirkungen zugeschrieben. Es galt in der Folge als möglich, durch das Einpflanzen von Hodengewebe die Ausprägung als typisch männlich angesehener Geschlechtsmerkmale (mit Ansprüchen an Statur – u.a. schmales Becken, geringer Fettanteil –, Muskulatur, sexueller Orientierung auf das Gegengeschlecht etc.) zu erzielen;<sup>498</sup> entsprechende medizinische Behandlungen von Menschen wurden vorgenommen.<sup>499</sup> Behandlungen erfolgten

sondere durch Experimente Steinachs) ließen sich ‚erfolgreiche Verpflanzungen‘ durchführen, bei denen das eingebrachte Gewebe nicht innerhalb weniger Wochen zu Grunde ging. Vgl.: Ciecierski, 1918 S.5-12; vgl. zur Thematisierung von Unverträglichkeiten bei Organ- und Gewebeübertragungen von einem auf einen anderen Organismus (auch der gleichen Art), der Thematisierung von Geschlecht hierbei und was vor diesem Hintergrund bei Transplantationen zu beachten sei: Barfurth, 1910 u.a. S.45/46, 59; Barfurth, 1914 S.592-601, 600. Auch die Wirkung der Keimdrüsen war umstritten und kam seit den 1920/30er Jahren unter verstärkte Kritik, vgl.: Oudshoorn, 1994 S.24-41; Sengoopta, 2006 S.117-151, insbesondere 136-141; vgl. auch: Fausto-Sterling, 2000b S.178, 182/183.

495 Vgl. beispielsweise Medvei, 1993 S.249-258.

496 Mit der Einführung des Immatrikulationsrechts für Frauen – im Deutschen Reich im internationalen Vergleich zeitlich spät, zu Beginn des 20. Jh. – soll hier eine geschlechtergerechte Sprache einsetzen, die allerdings nicht den Blick dafür verstellen darf, dass Frauen weiterhin erheblichen Benachteiligungen im Wissenschaftsbetrieb unterlagen (und unterliegen) [vgl. Voß, 2008].

497 Stoff, 2004 S.30-43; Sengoopta, 2006 S.36ff, 82-94. Die z.T. ‚hysterische‘ insbesondere öffentliche Resonanz auf ‚Behandlungserfolge‘ zur Verjüngung wurde allerdings nicht von allen Wissenschaftler/innen geteilt, und es wurden zahlreiche kritische Stimmen laut [vgl. Sengoopta, 2006 S.100-110].

498 H. Stoff (2004) betonte, dass es mit den Steinach'schen Experimenten zur ‚Geschlechtsumstimmung‘ auch möglich geworden sei, biologische Geschlechtsmerkmale zu verändern, „geschlechtliche Zwischenstufen“ zu erzeugen [Stoff, 2004 S.435-469], dass darüber hinaus nach Steinach-Hirschfeld'schen Betrachtungen nur im Labor „reine Weiblichkeit“ und „reine Männlichkeit“ zu erzeugen sei, ansonsten endlose Möglichkeiten „männlich-weiblicher Mischformen“ aufzutreten [Stoff, 2004 S.453; Sengoopta, 2006 S.110]. Tatsächlich ist hervorzuheben, dass Steinach bestrebt war, die ‚Natürlichkeit‘ u.a. von Homosexualität und Hermaphroditismus durch die Annahme der Keimdrüse als wichtigstes Element bei der Ausprägung von physischen, physiologischen und psychischen Geschlechtsmerkmalen hervorzuheben. Gleichzeitig trug er zur Normierung typisch weiblicher und männlicher Geschlechtsmerkmale bei und war ihm die medizinische ‚Heilung‘ von Homosexualität ein Anliegen [Steinach, 1917 S.323-326; Steinach, 1918; Steinach, 1920; vgl. Stoff, 2004 S.460/461].

499 Insbesondere R. Lichtenstern führte entsprechende ‚maskulierende‘ und ‚remaskulierende‘ Operationen am Menschen, meist mit menschlichem Drüsen-

auch durch Verpflanzung menschlichen Eierstockgewebes, womit versucht wurde, eine Verweiblichung (mit Ansprüchen an Statur – u.a. breites Becken, starken Fettanteil –, Muskulatur, sexueller Orientierung auf das Gegengeschlecht etc.) zu erreichen.<sup>500</sup>

Seit Ende der 1920er Jahre wurde das vermeintlich eindeutige binäre geschlechterdifferente Bild der Keimdrüsen – nun insbesondere von deren Produkten: den Hormonen – grundlegend erschüttert. Hormone – der Begriff wurde 1905 durch E. Starling für Substanzen geprägt, die vom Organ ihrer Bildung zum Organ ihrer Wirkung über das Blut transportiert würden – wurden seit Ende des 19. Jh. beschrieben. Im Zentrum des Interesses standen hierbei auch die Keimdrüsen und die aus diesen zu extrahierenden Substanzen. So wurden in den ersten zwei, drei Jahrzehnten des 20. Jh. aus Ovarien und Hoden Hormone extrahiert, die im Fall der Hoden eine typisch männliche, im Fall der Eierstöcke eine typisch weibliche Entwicklung des Individuums zur Folge haben sollten. In den 1920er Jahren gerieten diese binären Theorien ins Wanken: Studien wiesen darauf hin, dass zunächst als ‚weiblich‘ bzw. als ‚männlich‘ eingeordnete Hormone bei ‚beiden Geschlechtern‘ vorkämen und bei ‚beiden Geschlechtern‘ Wirkungen entfalten würden. Überdies wurde die Nebenniere als ein Organ beschrieben, das neben Hoden und Eierstöcken ebenfalls an der als geschlechtlich beschriebenen Entwicklung beteiligte Hormone segregieren würde. Die Geschlechtsbestimmung anhand von Keimdrüsen und deren Produkten wurde fraglich und intensiv diskutiert.<sup>501</sup> Gleichwohl hielten Mediziner/innen an Keimdrüsen und deren Produkten

gewebe, durch [vgl. Lichtenstern, 1924; vgl. Steinach, 1918; Steinach, 1920 S.16-18; Ciecierski, 1918 S.21ff, 24ff; vgl. auch: Sengoopta, 2006 S.79ff; Weiß, 2007 S.254-258]. Lichtenstern führte 1924 26 Behandlungen auf, wobei in acht ‚Fällen‘ Keimdrüsenngewebe zur ‚Behandlung‘ von Homosexualität eingepflanzt wurde [Lichtenstern, 1924 S.108, 84ff].

500 Während für die Übertragung von Hoden in Tierexperimenten in den 1910er Jahren oftmals beschrieben wurde, dass das eingepflanzte Hodengewebe rasch zu Grunde ginge, wurden für die Verpflanzung von Eierstöcken (bereits) Erfolge bei der Verpflanzung auf Individuen ‚gleichen Geschlechts‘ beschrieben [vgl. Barfurth, 1910 S.59]. ‚Gegengeschlechtliche‘ Keimdrüsenverpflanzungen wurden als problematischer betrachtet [Barfurth, 1910 S.45/46]. J. Wessel (1916) beschrieb die ‚Behandlung‘ eines Menschen, eines ‚Hermaphroditen neutrius generis‘ (nach Virchow sind dies Hermaphroditen, die rudimentäre Keimdrüsen hätten und damit weder als männlich noch als weiblich, sondern als neutral einzustufen seien) durch Einpflanzung von Eierstockgewebe [Wessel, 1916 S.24]; in einem anderen ‚Fall‘ wurde auf diese Weise weibliche Homosexualität ‚behandelt‘, allerdings erfolglos [vgl. Weiß, 2007 S.557]. Eine der ersten Verpflanzungen eines Eierstocks nach vorangegangener Entfernung des Hodens wurde 1930 an der Frauenklinik Dresden durchgeführt. Dort operierte K. Warnekros die Künstlerin E. Wegener/L. Elbe [vgl. Hoyer, 1954; Herrn, 2005b S.204-211; Weiß, 2007 S.294-297; SZ 2007, S.M2/M3]. Zu bereits zuvor, seit Anfang der 1920er Jahre, durchgeführten geschlechtsangleichenden Operationen vgl.: Herrn, 1995; Herrn, 2005b S.103-109, 167-218; Weiß, 2007 S.258ff.

501 Die Geschichte der Endokrinologie mit besonderem Fokus auf in geschlechtliche Entwicklungen vermeintlich involvierte Hormone haben gut N. Oudshoorn (1994)

zur Geschlechtsbestimmung fest und riefen damit die Kritik insbesondere von Biolog/innen hervor, die sich stärker Anlagen – in Ei und Samen – zugewandt hatten.<sup>502</sup>

### Vom Körper in ‚die Anlagen‘: ‚wahres Geschlecht‘ angelegt in Ei, Samen, Chromosomen

Als den Gonaden vorgängig wurde im 17., 18. und 19. Jh. verbreitet eine natürliche Anlage angesehen, in der die Organe des Individuums vollständig vorgebildet vorhanden bzw. angelegt seien. Merkmale galten als von den Eltern auf den Nachwuchs übertragen oder durch innere und äußere Einflüsse verursacht (als merkmalsbeeinflussend galten: ausreichend, zuviel oder zuwenig von den Eltern ‚bereitgestelltes‘ Material, Ernährung der Eltern, Bedingungen – insbesondere Temperatur – der Bildungsorte beider Samen bzw. von Samen und Ei, Umgebungstemperatur, ‚Störungen‘ in der Entwicklung etc.). Hierbei bildete die Betrachtung antiker Lehren die Basis (vgl. *Kapitel I*). Bis ins 19. Jh. wurden Präformationstheorien favorisiert, die in weiblichem Ei bzw. männlichem Samen („Samentier“) das vollständige Individuum in Miniaturgröße vorgeprägt sahen (vgl. *Kapitel I, S.81ff und Kapitel II, S.121ff*). Diesen gegenüber etablierten sich

---

und C. Sengoopta (2006) herausgearbeitet. Für die hier beschriebenen Erkenntnisse der 1920/30er Jahre des Vorkommens von als ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ klassifizierten Hormonen bei ‚beiden Geschlechtern‘ vgl.: Oudshoorn, 1994 S.24-41; Sengoopta, 2006 S.117-151, insbesondere 136-141; vgl. auch: Oudshoorn, 1993; Fausto-Sterling, 2000b S.178, 182f; Long Hall, 1973 S.90f; Medvei, 1993 S.223f.

502 Eine grundsätzliche Anmerkung zum Verhältnis von Biologie und Medizin: Biologische Grundlagenforschung und medizinische Praxis sind zu unterscheiden, auch wenn deren Trennung stets unscharf war. Während die Medizin sich praktisch orientierte, sich bspw. mit juristischen Anforderungen der Geschlechtszuweisung auseinandersetzen musste, versuchte die Biologie grundlegende Mechanismen herzuleiten. Exemplarisch dazu die Ausführungen von L. Moszkowicz (1929), der das medizinische Festhalten an Keimdrüsen Geschlecht gegenüber durch (Erb)anlagen bedingten Geschlechts bemängelte: „Die Hauptschwierigkeit sehe ich aber darin, daß biologische und medizinische Forschung gerade hinsichtlich des Geschlechtsproblems in den letzten Jahren zu ganz entgegengesetzten Auffassungen gelangt sind. Nicht mit Unrecht klagt wohl Goldschmidt über ‚die medizinisch orientierten Spezialisten für innere Sekretion, denen es genügt, die besonderen Verhältnisse der höheren Wirbeltiere zu studieren und die es vermeiden, sie dem für das ganze Tier- und Pflanzenreich einheitlichen Problem einzugliedern‘ [...]. Es wäre eigentlich richtig, die ärztlichen Forscher auf das Studium der biologischen Literatur hinzuweisen. Da ich jedoch aus eigener Erfahrung weiß, wie außerordentlich mühsam für den Arzt das geistige Eindringen in die ganz andere Gedankenwelt der Biologen ist, so möchte ich es versuchen, aus der immensen Literatur einzelne belehrende Arbeiten herauszugreifen, und hoffe, aus ihnen überzeugend ableiten zu können, daß die Geschlechtsbestimmung beim Menschen im wesentlichen den gleichen Gesetzen unterworfen ist wie in der übrigen belebten Welt (Pflanzen und Tiere) und daß die Hormonwirkung der Keimdrüse, die uns bisher als so ausschlaggebend galt, nur additionell eingreift.“ [Moszkowicz, 1929 S.290/291]

epigenetische Theorien, die Entwicklung und Differenzierung zunächst ungeformter Materie hin zu geformter Materie, schließlich zum vollständigen Individuum postulierten (vgl. *Kapitel II, S.121ff*). 1827 beschrieb K. E. von Baer die „Eizelle“. R. A. von Kölliker stellte 1841 fest, dass der Samen keine kleinen Samentiere darstelle und beschrieb ihn als aus Gewebeelementen bestehend. O. Hertwig führte 1875 im Experiment die Befruchtung einer Seeigel-Eizelle herbei.<sup>503</sup>

Auf diesen Grundlagen wurden Zellen und Gewebe zur Basis der Entwicklung und Differenzierung in der Embryonalentwicklung und Ei- und Samenzelle zu Trägerinnen von Anlagen erklärt. Anlagen in Ei- und Samenzelle wurden insbesondere seit etwa 1900 auch für die Geschlechtsbestimmung Bedeutung beigemessen; demgegenüber gerieten Theorien der Geschlechtsbestimmung durch innere und äußere Einflüsse wie Temperatur und Ernährung in den Hintergrund, aber nicht vollständig aus dem Blick.<sup>504</sup> Auch die Bedingungen in der Eizelle (im Cytoplasma) traten zunehmend zurück, und es wurden ‚Chromosomen‘ zu den geschlechtsbestimmenden Faktoren schlechthin erklärt.

‚Chromosomen‘ wurden hinsichtlich ihrer Morphologie 1842 von C. W. von Naegeli untersucht. 1883 wies W. Roux auf ihre mutmaßliche Bedeutung als Trägerinnen von Erbinformationen hin. 1888 beschrieb H. W. G. von Waldeyer-Hartz anfärbbare morphologische Strukturen und nannte sie „Chromosomen“. T. Boveri behandelte 1904 komplex die Verteilungsmechanismen bei der Kern- und Zellteilung zur Reduktion des Chromosomenbestandes in den Keimzellen (Meiose) und die Paarung homologer Chromosomen bei der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle.<sup>505</sup> Ende des 19. Jh. und Anfang des 20. Jh. wurden solche Chromosomen beschrieben, die für die Geschlechtsbestimmung verantwortlich sein sollten: H. Henking führte 1891 aus, dass als Resultat der Meiose zwei Arten von Spermien vorlägen, solche mit einem großen Chromatinelement, benannt als „X“, und andere ohne dieses. C. E. McClung folgerte daraus 1901, dass das X-Element in die Geschlechtsbestimmung involviert sei. E. B. Wilson beschrieb

503 Vgl. u.a. Hirschfeld, 1926-1930 I S.425-430; Mittwoch, 1985 S.164-166; Mittwoch, 2000.

504 Für einen Überblick über Theorien zur Geschlechtsbestimmung (äußere Faktoren, innere Faktoren, erbliche Faktoren) zur Wende vom 19. zum 20. Jh. sind empfehlenswert: Maienschein, 1984; Mittwoch, 1985. Deutlich wird die Auseinandersetzung um Fragen, ob embryonale Entwicklung lediglich die Ausprägung zunächst unsichtbarer vererbter Merkmale sei oder Neubildung differenzierter Gewebe/Merkmale – wesentlich bestimmt durch äußere Einflüsse – bedeute, aus Auseinandersetzungen der 1890er Jahre. Einen guten Einstieg in diese Auseinandersetzungen bietet sich mit O. Hertwigs Schrift „*Präformation oder Epigenese?*“ [Hertwig, 1894]. Hertwig wies dort die Vererbungstheorie von A. Weismann zurück und betonte selbst die Bedeutung von äußeren Einflüssen wie bspw. Temperatur und Ernährung sowie von Entwicklung und Differenzierung (auch für die Geschlechtsentwicklung) [Hertwig, 1894 S.118-137].

505 Jahn, 2004 (1998) S.537-548.

1905 bei Insekten verschiedengestaltige Spermiozyten (Zellen, die zu befruchtungsfähigen Samenzellen werden), in denen (1) in einigen ein Chromosom präsent war, das in den anderen fehlte, und (2) in diesen beiden Klassen sich ein Chromosomenpaar befand, das in der Gestalt differierte. N. M. Stevens beschrieb bei Untersuchungen der Larven des gewöhnlichen Mehlkäfers (*Tenebrio molitor*), ebenfalls 1905, dass bei männlichen Tieren eines der Chromosomen kleiner sei, bei weiblichen Tieren hingegen nicht. Sie folgerte, dass dieses kleinere Chromosom für die Ausbildung von Männchen notwendig sei. E. B. Wilson benannte das kleinere Chromosom als „Y“-Chromosom (1909), das größere als „X“-Chromosom (1911).<sup>506</sup>

J. Halban beschrieb 1903 (und betonte dies wiederholt in seinen Arbeiten bis 1937)<sup>507</sup>, dass Anlagen, die bereits in der unbefruchteten Eizelle, spätestens jedoch in der befruchteten Eizelle vorhanden seien, für die Ausprägung geschlechtsspezifischer Strukturen verantwortlich seien (geschlechterdifferente Anlage).<sup>508</sup> Für jede Zelle, jedes Gewebe und jedes Organ leitete er ab, dass bei ihnen geschlechtsspezifisch zu unterscheiden sei. Die Entwicklung der Keimdrüsen, der Genitalien, der sekundären Geschlechtsmerkmale wären in diesen Anlagen vorbestimmt und würden sich lediglich mit unterschiedlicher Geschwindigkeit vollziehen. Vor diesem Hintergrund betrachtete Halban auch die Bezeichnung sekundäre Geschlechtscharaktere (synonym für Geschlechtsmerkmale) als missverständlich, da es „vom Standpunkte der Zeit ihrer Entstehung überhaupt nur primäre Geschlechtscharaktere giebt, die aber verschieden lange brauchen, um sich zu entwickeln“.<sup>509</sup> So entwickle sich die Keimdrüse am schnellsten (bis zur fünften/sechsten Embryonalwoche), bis zum dritten Embryonalmonat folgten die Genitalien und zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr die sekundären Geschlechtsmerkmale.<sup>510</sup> Die Entwicklung vollziehe sich kontinuierlich, die Keimdrüsen hätten auf die Genitalien und die sekundären Geschlechtsmerkmale keinen formativen Einfluss, sondern würden deren Entwicklung lediglich unterstützen (protektiv wirken). Protektive Wirkung bedeutete für Halban auch, dass Keimdrüsen geschlechtsunspezifisch Wirkungen entfalten, dass es also gleich sei, *welche* Keimdrüse – ob Hoden oder Eierstock – in einem Individuum vorhanden sei, wichtig sei lediglich, *dass* eine Keimdrüse vorhanden sei. Vor diesem Hintergrund wurde es Halban möglich, die Formen von Hermaphroditismus zu erklären, bei denen eindeutige, nur zu einem Geschlecht gehörige, Keimdrüsen

506 Goldschmidt, 1911 S.402; Mittwoch, 2000 S.188; Rosario, 2009 S.272.

507 Pecher, 1985 S.77ff, 103ff.

508 Halban widersprach der Theorie einer geschlechtlich indifferenten, bipotenten Anlage in frühen Embryostadien (vgl. S.151ff und S.154ff in diesem Kapitel) [Halban, 1903 u.a. S.229, 260-266].

509 Halban, 1903 S.288.

510 Halban, 1903 S.266.

festgestellt worden waren, also „Pseudohermaphroditismus“.<sup>511</sup> Jedes einzelne physische, physiologische und psychische Merkmal, das geschlechtlich gesehen wurde, konnte nach Halban eine als weiblich oder männlich gedachte Form annehmen. Normalerweise seien die physischen, physiologischen und psychischen Merkmale von Individuen entweder *alle* in einer männlichen oder *alle* in einer weiblichen Richtung ausgeprägt. Sie könnten an einem Individuum aber auch gemischt – die einen männlich, die anderen weiblich – auftreten. Hermaphroditen stellten solche „Gemische“ oder „Mosaiken“ dar.<sup>512</sup>

R. B. Goldschmidt (1916, 1920, 1927)<sup>513</sup> entwickelte Halbans Theorie der durch Anlagen bedingten Geschlechtsausprägung von physischen, physiologischen und psychischen Merkmalen weiter und bezog die Kenntnis von Geschlechtschromosomen in diese mit ein.<sup>514</sup> Die Ausprägung von Geschlecht erfolge nach Goldschmidt quantitativ über die Verteilung elterlicher X-Chromosomen. Bei zwei X-Chromosomen entstehe das eine, bei nur einem X-Chromosom das andere Geschlecht. Das Endresultat sei – chromosomal – alternativ männliches oder weibliches Geschlecht (*vgl. Abb. 4, S.215*). Für diese quantitative Theorie der X-Chromosomen-Verteilung führte Goldschmidt weiterhin aus, dass weibliche wie männliche Individuen alle Anlagen für die Ausprägung sowohl weiblicher als auch männlicher Geschlechtsmerkmale enthielten. Diese Anlagen benannte Goldschmidt als „Männlichkeits-“ bzw. „Weiblichkeitsfaktor“. Bei jeder Art würde entweder der Männlichkeits- oder der Weiblichkeitsfaktor auf dem X-Chromosom liegen und damit dem quantitativen Prinzip unterstehen,

511 Nach Halban kann man Hermaphroditismus mit Keimdrüsen und deren ausgeschütteten, im Blut zirkulierenden Produkten (Hormonen) als geschlechtsbestimmende Merkmale nicht erklären, da nach solchen Theorien (der Keimdrüsen und der inneren Sekretion) aus einer Keimdrüse ein eindeutiges und einheitliches Geschlecht aller physischen, physiologischen und psychischen Geschlechtsmerkmale resultieren müsse [Halban, 1903 S.272/273]. Halban knüpfte damit an eine Tradition an, die die Wirkung der Keimdrüsen als begrenzt ansah und zu der A. Hegar wichtige Beiträge geleistet hatte [*vgl. S.205 in diesem Kapitel*; *vgl. Hegar, 1878; Hegar, 1903*].

512 Halban, 1903 S.270-277.

513 In seiner „Einführung in die Vererbungswissenschaft“ von 1911 – entstanden aus einer Vorlesungsreihe, nach Goldschmidts Aussage „die erste ihrer Art in Deutschland“ [Goldschmidt, 1963 (1960) S.339] – führte Goldschmidt bereits mehrere Modelle auf, wie Chromosomen die Geschlechtsausprägung bestimmen könnten, bezog aber keine abschließende Position [Goldschmidt, 1911 S.384-428, 428].

514 Eine Verbindung zwischen Halban und Goldschmidt herzustellen ist nur in Bezug auf die Fokussierung auf Anlagen möglich. 1928 wandte sich Halban gegen die Übertragung der Goldschmidt'schen Theorie auf den Menschen und bezeichnete sie mit seiner Theorie der protektiven, geschlechtsunspezifischen Wirkung von Keimdrüsen als unvereinbar – andererseits thematisierte Halban die Resultate der Chromosomenlehre als Bestätigung seiner eigenen Theorie [Pecher, 1985 S.103f]. 1937 revidierte Halban die Meinung, dass seine und die Goldschmidt'sche Theorie unvereinbar seien und verband beide Theorien miteinander [Pecher, 1985 S.105].

wohingegen der andere Faktor auf dem Y-Chromosom und den Autosomen<sup>515</sup> liege.<sup>516</sup> Auf den Autosomen gelegene Gene seien damit homozygot<sup>517</sup> vorhanden, wogegen die Gene auf den X-Chromosomen dem 1X-2X-Mechanismus unterlägen und damit entweder hetero- oder homozygot vorhanden sein könnten. Diese chromosomale Quantitätsbestimmung führe zu unterschiedlichen Quantitäten an gebildeten „Determinierungsstoffen“ (Gene würden immer über solche Determinierungsstoffe wirken; die hier betrachteten seien den Hormonen zuzurechnen) und unterschiedlichen Geschwindigkeiten von Reaktionen. Diese würden wiederum die spezifische Ausprägung von Geschlechtsmerkmalen bewirken. Intersexuelle Varianten kämen durch einen Umschlag der Quantitäten an Determinierungsstoffen zustande: Zunächst überwiege der Weiblichkeitsfaktor (bzw. dessen Determinierungsstoffe), der dann quantitativ vom Männlichkeitsfaktor überholt werde („weibliche Intersexe“), oder aber der Männlichkeitsfaktor überwiege zunächst und werde dann durch den Weiblichkeitsfaktor überholt („männliche Intersexe“). Je früher der Wechsel des Überwiegens der Faktoren erfolge („Drehpunkt“), desto ausgeprägter sei die Intersexualität; ein sehr früher Drehpunkt habe die vollständige Geschlechtsumwandlung zur Folge. „Normalerweise“ – wie Goldschmidt beschrieb – überwiege dauerhaft einer der Faktoren, und es komme nicht zum Drehpunkt.<sup>518</sup> Seine Theorie hatte Goldschmidt durch Mendel'sche Kreuzungsexperimente mit Schwammspinnern (*Lymantria dispar*) gewonnen, für die er 1916, 1920 und 1927 eine „lückenlose Reihe von Übergängen“ für alle Geschlechtsmerkmale beschrieb. Männlichkeit und Weiblichkeit waren für Goldschmidt damit keine Alternativen, sondern die „extremen Endglieder einer Reihe“.<sup>519</sup> Neben der Begründung einer phänotypischen Vielgestaltigkeit erzielte Goldschmidt eine binär – klar weiblich oder männlich – geprägte Einteilung von physischen, physiologischen und psychischen Merkmalen, die er

- 
- 515 Der Begriff ‚Autosomen‘ bezeichnet alle Chromosomen mit Ausnahme der ‚Geschlechtschromosomen‘.
- 516 Auf Y-Chromosom und Autosomen gelte für *Lymantria* (lat., Schwammspinner). Für *Drosophila* (lat., Fruchtfliege) und andere Schmetterlingsarten (außer *Lymantria*) drückte Goldschmidt die Annahme aus, dass dort die Gene eines der Geschlechtsfaktoren ausschließlich auf den Autosomen liege [Goldschmidt, 1927 S.12].
- 517 Derzeit gängige Auffassung: Ein Organismus mit einem diploiden Chromosomensatz besitzt von jedem Gen zwei Kopien, meist eine von jedem Elternteil. Sind beide Gene gleich, so bezeichnet man diese in der Genetik als reinerbig, homozygot. Unterscheiden sich diese Gene so werden sie als heterozygot bezeichnet. (Mittlerweile wird postuliert, dass nicht nur zwei, sondern von einigen Genen mehrere ‚Genkopien‘ im Genom vorliegen können; gleichzeitig wird die Bedeutung der DNA-Basensequenz und von ‚Genen‘ beschränkt [vgl. auch Kapitel III].)
- 518 Vgl. Goldschmidts Theorie der Geschlechtsvererbung und Entstehung einer lückenlosen Reihe intersexueller Varianten: Goldschmidt, 1927 S.10-37; Goldschmidt, 1931 S.1-16.
- 519 Goldschmidt, 1916b S.5/6; vgl. Goldschmidt, 1916a S.54; Goldschmidt, 1920 S.80-91; Goldschmidt, 1927 S.22/23.

1931 vervollkommen vorstellte:<sup>520</sup> „Ein Intersex ist ein Individuum, das nach seiner genetischen Beschaffenheit, XX oder XY, eigentlich ein Weibchen oder Männchen sein sollte, tatsächlich sich aber nur bis zu einem bestimmten Augenblick mit seinem eigentlichen Geschlecht entwickelt, von diesem Augenblick, dem Drehpunkt, an aber seine Entwicklung mit dem anderen Geschlecht vollendet. Es folgt also im gleichen Individuum eine weibliche Phase einer männlichen oder umgekehrt. Zu einem bestimmten Zeitpunkt gehört also ein Intersex nur einem Geschlecht an. Da sich aber im Endprodukt die Teile, die sich mit dem einen und die, die sich mit dem anderen Geschlecht entwickelt haben, addieren, so zeigt der resultierende Phänotypus eine typische Mischung aus Teilen beider Geschlechter, deren Gesamteindruck uns als Stufe zwischen den Geschlechtern erscheint. In seine Einzelbestandteile analytisch aufgelöst, ist somit ein Intersex ein Mosaik aus verschiedenen geschlechtigen Teilen, die zeitlich hintereinanderliegen, also, wenn man so sagen darf, ein Mosaik in der Zeit; dies, trotzdem jede einzelne Zelle genetisch (nicht entwicklungsphysiologisch) dem gleichen Geschlecht angehört, also alle XX oder alle XY sind.“<sup>521</sup> Determinierungsstoffe (bzw. Hormone) könnten zu diesem Mechanismus zusätzlich wirken (dies sei, so Goldschmidt, in weiteren Studien zu klären), oder sie könnten zeitlich nachgeordnet wirken, so dass sie (nur) eine Folge der chromosomalen Mechanismen wären.<sup>522</sup> Die den Chromosomen nachgeordnete Wirkung von Hormonen sowie die Zentralisierung von deren Bildung in Drüsen beschrieb Goldschmidt umfänglich.<sup>523 524</sup>

---

520 Goldschmidt, 1931; zu den Theorien Goldschmidts vgl. auch: Moszkowicz, 1929; Büttner, 1948 S.379/380.

521 Goldschmidt, 1931 S.12/13.

522 Goldschmidt, 1931 S.10/11.

523 Goldschmidt, 1931 für Säugetier und Mensch: S.357-380, 406-408; vgl. Goldschmidt, 1920 S.80-113, 91ff, 112f.

524 Vgl. für gegen Goldschmidts „Drehpunkt-Theorie“ vorgebrachte Einwände seit den späten 1930er Jahren: Lammers, 1959; Mildenerger, 2002 S.186/187. Vgl. zu Diskussionen um mögliche geschlechtsbestimmende Faktoren (u.a. Chromosomen und Keimdrüsen) und deren Wirkung im deutschsprachigen Raum nach 1945: Klöppel, 2008 S.395ff.

**Hermaphroditismus-Klassifikation nach R. B. Goldschmidt (1931)**

- A) Intersexualität: alle Zellen haben den gleichen Chromosomenbestand
1. *Zygotische Intersexualität*. Geschlechtertrennung durch den XX-XY-Mechanismus; das Eintreten der Geschlechtsumkehr ist durch genetische Zustände im Moment der Befruchtung festgelegt.
    - a) Diploide Intersexualität. Das ganze Phänomen spielt sich ohne irgend eine Störung der chromosomalen Grundlage ab. Die Intersexe haben ebenso wie die reinen Geschlechter den normalen, diploiden Chromosomensatz.
    - b) Triploide Intersexualität. Die Intersexe entstehen auf der Basis abnormer Chromosomenverhältnisse, in denen – mehr oder weniger vollständig – drei Chromosomensätze vorhanden sind, also  $3n$  Chromosomen statt  $2n$ .
  2. *Hormonale Intersexualität*. Geschlechtertrennung durch den XX-XY-Mechanismus; das Eintreten der Geschlechtsumkehr ist durch Zuführung der entgegengesetzten Hormone bedingt.
  3. *Phänotypische Intersexualität*. Kein XX-XY-Mechanismus; Geschlechtertrennung und Geschlechtsumkehr durch nicht-genetische Faktoren (phänotypisch) bedingt, zu denen auch eventuell Hormone gehören.
- B) Gynandromorphismus: nicht jede Zelle des Organismus hat den gleichen Chromosomenbestand, vielmehr ist der Organismus im Sinne eines Mosaiks aus männlichen und weiblichen Zellen zusammengesetzt.
- C) Andere Typen: Hier verwies Goldschmidt darauf, dass ihm eine genaue Benennung (noch) nicht möglich sei und beschränkte sich auf ein Beispiel: das Auftreten von Eiern (weiblichen Gameten) in Hoden (männlichen Gonaden).

Abb. 4: Hermaphroditismus-Klassifikation R. B. Goldschmidts, sinngemäß zitiert nach Goldschmidt, 1931 S.12-16.

Goldschmidt prägte für seine Theorie der Geschlechtsbestimmung über Chromosomen die Begriffe ‚Intersex‘ und ‚Intersexualität‘.<sup>525</sup> Damit bezeichnete er Individuen, in denen jede Zelle dem gleichen Geschlecht – chromosomal entweder XX oder XY – angehöre. Diese Intersexualität grenzte Goldschmidt u.a. gegen Hermaphroditismus ab, den er für Individuen vorbehält, „die im gleichen Körper männliche und weibliche Geschlechtszellen produzieren“. Dabei gebe es funktionellen und nicht-funktionellen Hermaphroditismus, je nachdem ob beiderlei Geschlechtszellen (Ei-, Samenzellen) zur Funktion gelangten oder nicht.<sup>526</sup> Goldschmidt kritisierte, dass der Begriff ‚Intersexualität‘ fälschlicherweise vielfach für „alle möglichen sexuellen Abnormitäten“ angewandt werde.<sup>527</sup> Seine Einwände gegen die inflationäre Verwendung der von ihm geprägten Begrifflichkeit

525 Goldschmidt, 1916a S.54; Goldschmidt, 1916b S.6.

526 Goldschmidt, 1920 S.159/160; 159-185; Goldschmidt, 1931 S.198. 1931 führte Goldschmidt aus, dass (echter) Hermaphroditismus unter den Wirbeltieren lediglich bei den Fischen vorkomme. Für Säugetiere führte Goldschmidt lediglich die Möglichkeit von experimentellem Hermaphroditismus aus [Goldschmidt, 1931 S.366].

527 Goldschmidt, 1931 S.12.

ten hatten keinen Erfolg. Intersex und Intersexualität wurden zu allgemeinen medizinischen und sozialen Begriffen, die zur Bezeichnung von verschiedenen physischen, physiologischen und tw. psychischen Geschlechtsuneindeutigkeiten herangezogen wurden – und werden. In den Klassifikationssystemen von Hermaphroditismus/Intersexualität haben sich die Bezeichnungen ‚Hermaphroditismus‘ und ‚Pseudohermaphroditismus‘ erhalten.<sup>528</sup>

Im ausgehenden 20. Jh. wurde die primäre Geschlechtsanlage/-bestimmung (beim Menschen) als Resultat der Kombination der Geschlechtschromosomen X und Y und den auf diesen Chromosomen ‚codierten‘ Genen, unter Beteiligung von auf Autosomen ‚lokalisierten‘ weiteren Genen, betrachtet. An dieser Stelle soll der kurze Ausblick genügen, genaue Betrachtungen zu aktuellen Sichten der Geschlechtsbestimmung folgen im *Kapitel III*.

### Im Visier der Medizin: Bei einer zunehmenden Anzahl von Menschen wurde die Geschlechtszuordnung problematisiert

Durch Weiterentwicklung der Diagnostik, insbesondere von Laparotomie (Öffnen der Bauchhöhle), Mikroskopie, Biopsie (operative Entnahme von, zumeist, Gewebe aus lebenden Organismen),<sup>529</sup> wurde die medizinische Erkenntnis von im Körperinneren ‚erkanntem‘ ‚wahrem Geschlecht‘ direkt für die Betroffene/n relevant. Sie wurden nun mit einer medizinischen Geschlechts-Diagnose konfrontiert, die auf Grundlage des Keimdrüsenorgans (später auch auf Grundlage des Chromosomenbestandes) getroffen wurde. Die Übertragung der aus dem Körperinneren gewonnenen Diagnose auf die zu lebende Geschlechterrolle war, bei Umsetzung in die Praxis, mit weitreichenden sozialen Auswirkungen für die Patient/in verbunden. Ehen wurden aufgelöst, die zugewiesene Geschlechterrolle musste bezogen werden – und dies nun auch in solchen Fällen, bei denen nach

528 Vgl. als Bsp. eines aktuellen Klassifikationssystems u.a.: Sinnecker, 1999 S.174/175, 190, 192. Bei der Chicago Konsensus Konferenz (2005) wurde vorgeschlagen, von den Begriffen ‚Intersexualität‘ und ‚(Pseudo)hermaphroditismus‘ abzugehen. Stattdessen wurde die Verwendung von ‚Disorders of Sex Development‘ (DSD, engl., ‚Störungen der Geschlechtsentwicklung‘) empfohlen [vgl. Hughes, 2006 S.554]. In den Klassifikationen fand damit eine Umbenennung statt, eine grundsätzliche Änderung erfolgte indes nicht: „Wir sprechen von 46,XY-DSD für den früher häufig gebrauchten Begriff des männlichen Pseudohermaphroditismus, von 46,XX-DSD für den früheren weiblichen Pseudohermaphroditismus. Der Begriff Hermaphroditismus bei einem Individuum, das Gewebe beider Keimdrüsen aufweist, wird durch den Begriff ovotestikuläre DSD ersetzt [...]. Neben 46,XX-DSD und 46,XY-DSD lassen wir in Zukunft auch numerische Chromosomenaberrationen unter dem Überbegriff DSD zu.“ [Hiort, 2007 S.101; vgl. Hughes, 2006 S.555] Auch die Bedeutung von vermeintlich geschlechtsbestimmenden Chromosomen X oder Y sowie von Keimdrüsen blieb verankert; von der Einordnung uneindeutigen Geschlechts als Krankheit wurde nicht abgerückt [vgl. für erste neuerliche Kritiken: Reis, 2007; Silva, 2007; für möglicherweise emanzipatorische Potenziale vgl.: Feder, 2009].

529 Landau, 1903 S.340/341; vgl. Mak, 2004 S.101-103; Johnson, 2005 S.241/242.

der äußeren körperlichen Erscheinung kein Zweifel am Geschlecht aufkommen wäre.<sup>530</sup> Dies stürzte einige (zunächst noch nur männliche) Mediziner in ernste Gewissensnöte.<sup>531</sup>

Nicht wenige Mediziner nahmen davon Abstand, das diagnostizierte und ggf. von der bisherigen gelebten Geschlechterrolle abweichende Geschlecht gegen den Willen der Patient/in zuzuweisen. Sie beugten sich dem Wunsch der Patient/in, in der sozialisierten Geschlechterrolle weiterzuleben, und entfernten das vorgefundene, der gelebten Geschlechterrolle bzw. dem (so bezeichneten) ‚natürlichen Gesetz der Heterosexualität‘ widersprechende, Keimdrüsengewebe und ggf. weitere Geschlechtsmerkmale.<sup>532</sup> Bei anderen Patient/innen drängten Mediziner hingegen auf Operationen und bedauerten, wenn die Patient/in in diese nicht einwilligte.<sup>533</sup> Bei Patient/innen, die einfach wegen Unterleibsschmerzen Rat suchten, behielt der Mediziner mitunter die Diagnose für sich und entfernte im Inneren festgestelltes Keimdrüsengewebe (bzw. Gewebe, das als solches angesehen wurde), das der gelebten Geschlechterrolle widersprach, ohne das Wissen der Patient/in – um sie nicht zu verunsichern.<sup>534</sup>

Dennoch wurden auch die letztgenannten Patient/innen, aus biologisch-medizinischer Sicht und Klassifikation, zu Hermaphroditen. In früheren Jahrzehnten wäre hingegen niemand auch nur auf die Idee gekommen, ihr Geschlecht in Frage zu stellen. So nahm durch neue medizinisch-technische Möglichkeiten die Anzahl derjenigen Menschen zu, bei denen Geschlecht problematisiert und

530 Einige ausführliche Beispiele der individuellen Auswirkungen der Diagnose ‚Hermaphroditismus‘ beschrieben Dreger (2003 [1998]) und Foucault (1998 [1980]); vgl. auch Dreger, 1997 S.46/47.

531 Vgl. Zanger, 1905; Neugebauer, 1908 u.a. S.62-64, 597/598, 604-607, 621/622; Neugebauer, 1916 S.278-295; Wilhelm, 1909 S.12/13.

532 Zur Schwierigkeit der medizinischen Geschlechtsfeststellung sowie für Beispiele dafür, wie und mit welchen Begründungen einige Mediziner dem ‚Willen der Patient/in folgten‘ siehe: Landau, 1903; Landau, 1904; Neugebauer, 1904; Neugebauer, 1908 für eine Übersicht: S.673/674 (Abschnitte XX und XXI), darüber hinaus: S.9, 46, 50, 62-64, 621/622; Zanger, 1905; (für Hirschfeld: Herr, 2005a S.58-70). Kritisch dazu äußerte sich: Taussig, 1904; ggf. Neugebauer, 1904 S.43. Vgl. auch Dreger, 2003 (1998) S.110-126, 166; Mak, 2004 S.103-108; Mak, 2005 S.73-79; Mak, 2006 S.336; Matta, 2005; Herr, 2005a S.58-70; Klöppel, 2007 S.54/55; Klöppel, 2008 S.273, 280, 287-292. Deutlich wird die Orientierung von Medizinern am Willen der Patient/in auch an geschlechtsangleichenden Behandlungen von ‚Transsexuellen‘, die selbst um medizinische Eingriffe ersuchten: Vgl. Herr, 2005b S.103-109; 167-218.

533 U.a. und vgl. Neugebauer, 1904 S.37, 41; Neugebauer 1908 u.a. S.384.

534 Vgl. für einige ‚Fälle‘: Neugebauer, 1908 S.673 Abschnitt XIX; vgl. auch: Neugebauer, 1908 u.a. S.597/598; 604-607; vgl. Wilhelm, 1909 S.12/13. G. Mak (2004) beschreibt diese Praxis an Beispielen aus den Niederlanden, England, Deutschland und der Schweiz [Mak, 2004 S.103-108; vgl. Mak, 2005 S.65/66, 88/89; Mak, 2006 S.336].

Hermaphroditismus diagnostiziert wurde.<sup>535</sup> Diese Entwicklung setzte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jh. fort: H. W. Jones et al. (1958) beschrieben u.a. den ‚Fall‘ eines Patienten „mit normal männlichen Charakteristika“, der wegen Unterleibsschmerzen Rat suchte und bei dem neben linksseitigem Leistenbruch auch ein nicht ausgewachsener Uterus und Eierstock festgestellt wurde.<sup>536</sup> Auf der Basis angenommener primärer Geschlechtsanlage durch X- und Y-Chromosomen wurden auch sozialisierte Männer mit 46, XX-Chromosomensatz – einem als ‚typisch weiblich‘ eingeordneten Chromosomensatz –<sup>537</sup> und ‚normal männlichen‘ äußeren Genitalien als Hermaphroditen erkannt.<sup>538</sup>

### Intentionen der ‚Heilung‘: Behandlungsstrategien und deren Begründungen

Basierend auf der Annahme einer ‚natürlichen Bedingtheit‘ von physischem, physiologischem und psychischem Geschlecht (und einer Geschlechterrolle) wurde in der Medizin bis Mitte des 20. Jh. mehrheitlich angenommen, dass sich das Geschlecht eines Menschen zunächst vollständig entwickeln müsse, bevor ggf. eine medizinische Behandlung uneindeutigen Geschlechts vorgenommen werden könne. Daraus abgeleitet wurde, dass eine Behandlung *möglichst spät* – nach der Pubertät – vorzunehmen sei (*spätes Behandlungsprogramm*).

Ab Mitte des 20. Jh. führte die mehrheitliche Zuwendung zu einer Theorie, nach der sich eine Geschlechterrolle erst durch Erziehung und Erfahrung ausprägen, zu einem Behandlungsprogramm, das medizinische Behandlungen so früh wie möglich, bereits für das Säuglingsalter, empfahl (*frühes Behandlungsprogramm*). Physisches und physiologisches Geschlecht sollte bei Uneindeutigkeit frühzeitig an normierte Merkmale eines eindeutigen Geschlechts angeglichen

535 Hirschauer, 1999 (1993) S.73/74; Dreger, 2003 (1998) S.26/27; Klöppel, 2002a S.142; Mak, 2004 S.97/98ff; Mak, 2005 S.84/85. Vgl. auch die umfangreiche Fallsammlung von Neugebauer, 1908.

536 Jones, 1958 S.167-170.

537 Derzeit gängige Auffassung: Ein als typisch weiblich betrachteter Chromosomensatz einer Körperzelle eines Menschen beinhaltet 46 Chromosomen, davon 44 Autosomen und zwei X-Chromosomen. Ein als typisch männlich betrachteter Chromosomensatz einer Körperzelle eines Menschen beinhaltet 46 Chromosomen, davon 44 Autosomen, ein X- und ein Y-Chromosom. Andere Chromosomenkombinationen beim Menschen werden derzeit als pathologisch betrachtet.

538 Jones, 1971 S.193-196; Chapelle, 1972; vgl. Mittwoch, 1992 S.470/471; Frewer, 2005 S.140/141. Erkenntnisse der 1970er bis 1990er Jahre führten zur Ansicht, dass eine Translokation des kurzen Arms des Y-Chromosoms ursächlich für eine männliche Geschlechtsentwicklung bei 46, XX-Chromosomensatz sei [Chapelle, 1972; vgl. Pinsky, 1999 S.12-14] – eine Annahme, die sich vielfach *nicht* bestätigte (vgl. *Kapitel III dieser Arbeit*).

werden, damit sich auf dieser Basis eine eindeutige Geschlechterrolle und Geschlechtsidentität<sup>539</sup> ausprägen könne.

Mittlerweile ist, vor allem durch Aktivitäten von in dieser Weise frühzeitig behandelten Menschen, eine Debatte in Gang gekommen, ob solche frühen medizinischen Eingriffe ethisch vertretbar seien oder ob die ‚betroffenen‘ Menschen selbst (und nicht deren Eltern oder Mediziner/innen) die Entscheidung über eine ggf. medizinische Behandlung bei uneindeutigem Geschlecht treffen sollten. Weitergehende Ansätze fordern, dass sich die Gesellschaft ändern und lernen müsse, mit Uneindeutigkeit und Vielfalt nicht nur in Bezug auf Geschlechtsmerkmale umzugehen. Im Folgenden werden die Behandlungsprogramme und die ihnen zu Grunde liegenden ‚Philosophien‘ erläutert.

### Bipotente geschlechtliche Anlage: die favorisierte späte Behandlung

Die Variationsbreite zwischen zwei Geschlechtern, ‚männlichen‘ und ‚weiblichen Pseudohermaphroditen‘ und ggf. auch ‚echten Hermaphroditen‘ wurde Ende des 19. Jh., Anfang des 20. Jh. als natürlich angenommen. Man ging im Allgemeinen – oftmals zitiert wurde H. W. G. Waldeyer (anderer Auffassung war u.a. Halban)<sup>540</sup> – von einer indifferenten, gemeinsamen oder von einer doppelten, hermaphroditischen Anlage aus, von der sich ein Teil vollständig im Individuum weiterentwickle, der andere sich bis auf geringe Reste zurückbilde (vgl. *Kapitel II, S.154ff*). ‚Entwicklungsanomalien‘ träten auf, wenn sich weibliche und männliche Anteile mehr oder weniger stark entwickeln würden. Diese ‚Entwicklungsanomalien‘ könnten dabei primär angelegt sein oder sich sekundär durch ‚Störungen der Entwicklung‘ während der Embryonalentwicklung oder zwischen Geburt und Pubertät ergeben.<sup>541</sup>

Die Begrifflichkeiten ‚natürlich‘ und ‚Entwicklungsanomalien‘ sind an dieser Stelle bewusst gewählt, da sie den Zugang vieler Biolog/innen und Mediziner/innen der Zeit darstellten. Hermaphroditismus wurde zwar als ‚natürlich‘ angesehen, jedoch als eine ‚Entwicklungsstörung‘ mit auch vererbaren Ursachen. Ausgehend von der Analogie der Embryonalentwicklung zur Evolution (biogene-tische Grundregel) wurde Hermaphroditismus mit dem Terminus ‚Atavismus‘

539 Der Begriff ‚Geschlechtsidentität‘ wird verschieden interpretiert. Während u.a. J. Money und A. A. Ehrhardt mit diesem Begriff den Endpunkt einer Entwicklung bezeichnen, bei dem eine ‚Geschlechterrolle‘ von einem Subjekt individuell angenommen wird, bemängeln andere, dass mit einer solchen Definition für eine ‚autonome Subjektposition‘ kein Raum bleibe, die allerdings für den ‚Identitäts-Begriff‘ kennzeichnend sei. Vgl. für die kritische Begriffsdiskussion: Rieben, 2008.

540 Halban, 1903 u.a. S.229, 260-266.

541 Meckel, 1816 S.1ff, 196-221; Waldeyer, 1870 S.152; Simpson, 1856 (1839) S.270-285; Klebs, 1876 S.718-722; Laurent, 1896 S.148-153; Hirschfeld, 1926-1930 I S.490-529; Saupé, 1937 S.19-22; Dreger, 2003 (1998) S.67-75; Mehlmann, 2006 S.98-105.

(Rückschlag in der Entwicklung) verbunden.<sup>542</sup> Aus eugenischer Perspektive wurde den als Hermaphroditen medizinisierten Menschen von der Zeugung von Kindern abgeraten – und darüber hinaus wurden Heiratsverbote, Einwanderungsverbote, Einweisung in geschlossene Anstalten, Sterilisation, Selbsttötung, Ermordung diskutiert.<sup>543</sup> Im Nationalsozialismus wurden so medizinisierte Menschen sterilisiert, für medizinische Versuche missbraucht und bestialisch ermordet. Die grauenvollen Verbrechen im Nationalsozialismus und die Beteiligung von Biolog/innen und Mediziner/innen an diesen können an dieser Stelle nicht expliziert werden. Einige Ansätze einer kritischen Aufarbeitung gibt es bereits, auf die hier nur verwiesen werden kann.<sup>544</sup>

In der nachgeburtlichen Entwicklung würden bis zur Pubertät Ähnlichkeiten zwischen beiden Geschlechtern überwiegen. Das vollständige Geschlecht mit den sekundären Merkmalen würde sich (erst) während der Pubertät ausprägen. Darauf basierend – und auf Grund der Situation, ‚wahres Geschlecht‘ im Kindesalter oftmals nicht sicher bestimmen zu können – wurden operative Methoden zur Angleichung physischer Geschlechtsmerkmale hin zu *einem* Geschlecht in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. *für die Zeit nach der Pubertät empfohlen*.<sup>545</sup>

(Wie es scheint, in wenigen Fällen, aber dennoch, kamen auch Operationen zur Vereindeutigung des Genitals im Kleinkindalter vor, die über die häufigere

542 Vgl. für Hermaphroditismus als „Stehenbleiben der Entwicklung“, in späteren Schriften als „Rückschlag der Entwicklung“ u.a.: Oken, 1831 (1809-1811) S.310-312; Meckel, 1812a S.266, 288-292; Meckel, 1816 S.198-200; Steenstrup, 1846 S.4; Valentin, 1850 (1846) S.705/706; Darwin, 1951 (1871) S.51, 169f; Wessel, 1916 S.14; Saupe, 1937 S.7/8, 36/37. Vgl. für frühe entwicklungsgeschichtliche Einordnungen, nach denen Hermaphroditismus als „Stehenbleiben der Entwicklung“ charakterisiert wurde, auch: Klöppel, 2008 S.249-263. Vgl. zu evolutions- und entwicklungsbiologischen Betrachtungen zu C. Darwins Evolutionstheorien: Mehlmann, 2006 S.107-129.

543 Vgl. u.a. Hirschfeld, 1926-1930 II S.527-659 und III S.1-72. Verwiesen sei darauf, dass Hirschfeld solche Maßnahmen zwar diskutierte, rassistische Zuschreibungen, Zwangsmaßnahmen wie Sterilisierungen, und Tötungen aber ablehnte [vgl. *Ausführliches Personenverzeichnis: Hirschfeld*].

544 Vgl. zu ‚Rassenhygiene‘ vor 1933 insbesondere die Beiträge von M. Schwartz und G. Bock in: Henke, 2008; vgl. auch: Weingart, 2006 (1988). Vgl. exemplarisch für biowissenschaftliche Forschungen zu ‚Rassenhygiene‘ und deren Verstrickung in die Verbrechen im Nationalsozialismus, sowie für weiterführende Literatur das Forschungsprogramm der Max-Planck-Gesellschaft zur ‚Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus‘, insbesondere: Sachse, 2000; Satzinger, 2004; Weiss, 2004; Weiss, 2005; Nieden, 2005; Weingart, 2006 (1988). Vgl. für die furchtbaren Misshandlungen, Demütigungen und Morde an Häftlingen in den Konzentrationslagern und die Beteiligung der Medizin u.a. den Beitrag von J. Müller (S.283ff) in: Müller, 2000.

545 Landau, 1903 S.342/343; Taussig, 1904 S.163/164; vgl. Klöppel, 2005 S.171. Allerdings waren Behandlungen erst nach der Pubertät auch nicht unumstritten. Für Hypospadie (als Zeichen einer „abnormen intersexuellen Erbanlage“ [Moszkowicz, 1934 S.29]) wurde durch L. Moszkowicz späte Behandlung, durch Rubritius frühe Behandlung favorisiert [vgl. Moszkowicz, 1934; Rubritius, 1934].

Entfernung einer ‚vergrößerten Klitoris‘ hinausgingen.<sup>546</sup> So wurde Ende des 18. Jh. in England ein siebenjähriges Kind [das zunächst als Mädchen aufgezogen, dann als Junge ‚erkannt‘ wurde] operiert, um ihm das Urinieren im Stehen zu ermöglichen. Es wurde der zum Teil ‚verborgene‘ Penis freigelegt.<sup>547</sup> Für Mitte des 19. Jh. ist aus den USA der ‚Fall‘ eines dreijährigen Kindes überliefert, dem Hoden entfernt wurden, um eine eindeutige soziale Entwicklung als Mädchen zu ermöglichen.<sup>548</sup> Auch in weiteren Fällen fanden Operationen statt, bei denen Kindern [Mädchen] zwischen neun und 14 Jahren Keimdrüsen entfernt wurden.<sup>549</sup>

### Bipotente psychische Entwicklungsmöglichkeit: das frühe Behandlungsprogramm

Die Behandlungspraxis änderte sich fundamental mit den Ausführungen von J. Money, J. G. Hampson und J. L. Hampson, die sich an Arbeiten insbesondere S. Freuds zur ‚Bisexualitäts-Theorie‘<sup>550</sup> anschlossen – und die auf in der Frauenbewegung bereits breit thematisierten Postulaten der (zumindest weitgehend) kulturellen Herstellung von Geschlecht aufbauen konnten.<sup>551</sup> Money, Hampson

546 Aufgrund religiöser Riten stellte sich bei ‚uneindeutigem Geschlecht‘ die Frage, ob ein Kind zu beschneiden sei (ein Penis sollte beschnitten werden). Darüber hinaus wurden auch ‚vergrößerte Klitoriden‘ operiert, u.a. auch bei solchen Kindern bei denen später auf männliches Geschlecht geschlossen wurde. Vgl. beispielhaft für einige Kinder, die operiert wurden, die Fallsammlung: Neugebauer, 1905 u.a. S.538 (‚Fall‘ 718), S.570 (‚Fall‘ 1025), S.575 (‚Fall‘ 1082), S.628 (‚Fall‘ 1623); Neugebauer, 1908 u.a. S.234/235 (‚Fall‘ 643), S.258 (‚Fall‘ 722); vgl. auch: Taruffi, 1908 S.369 (Beobachtung 6). Auch zur Behandlung von Hypospadie fanden nicht selten Operationen von Kindern statt; auch solche Operationen waren durchaus gefährlich, vgl. Neugebauer, 1908 u.a. S.138/139 (‚Fall‘ 244), S.172 (‚Fälle‘ 390 2. und 3.), S.203 (‚Fall‘ 529; das Kind verstarb nach zehn plastischen Operationen im Alter von wenigen Monaten).

547 Brand, 1787.

548 Gross, 1852; vgl. auch S.199 in diesem Kapitel.

549 Vgl. Neugebauer, 1905 S.537 (‚Fall‘ 706), S.538 (‚Fälle‘ 716 und 718); vgl. Neugebauer, 1908 S.134 (‚Fälle‘ 222 und 224).

550 Freud nahm – in Anschluss an oder parallel insbesondere zu W. Fließ, O. Weininger (vgl. S.182ff in diesem Kapitel) u.a. – eine konstitutionelle Bisexualität an (der Mensch sei nicht Mann oder Frau, sondern stets beides in ungleichmäßiger Mischung) und sprach sich dafür aus, dass sich das Individuum erst in der individuellen Entwicklung Sexualität und andere als geschlechtsspezifisch betrachtete psychische Merkmale aneigne [Freud, 1947 (1905) u.a. S.13-18, 51-54, 94-97; Money, 1955b S.301; Mehlmann, 1996 S.112-114; Stoff, 2004 S.426-428; Becker (S.), 2005]. Für eine historische Einbettung von Freuds Werk vgl. auch: Sigusch, 2005 S.15-19.

551 Am bekanntesten, und in diesem Zusammenhang oft wiederholt, wurde die Passage aus S. de Beauvoirs ‚*Le Deuxième Sexe*‘ (frz., ‚Das andere Geschlecht‘, 1949): ‚Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es. Kein biologisches, psychisches, wirtschaftliches Schicksal bestimmt die Gestalt, die das weibliche Menschenwesen im Schoß der Gesellschaft annimmt. Die Gesamtheit der Zivilisation gestaltet dieses Zwischenprodukt zwischen dem Mann und dem Kastraten, das man als Weib bezeichnet.‘ [Beauvoir, 1989 (frz. 1949) Band I S.403] Prägnant

und Hampson führten aus, dass chromosomales, gonadales und hormonelles Geschlecht sowie die inneren und äußeren Geschlechtsmerkmale bei Menschen, die wegen uneindeutiger Geschlechtsmerkmale in medizinischer Behandlung waren, lediglich unzuverlässige Aussagen über die sich entwickelnde Geschlechterrolle und die sexuelle Orientierung geben würden. Eine diesbezüglich zuverlässigere Aussage ermittelten sie für das nach der Geburt zugewiesene Geschlecht.<sup>552</sup> Eine Geschlechterrolle würde sich nach der Geburt nicht einfach entwickeln, sondern sie werde eingeschrieben, geprägt. Die Prägung erfolge – hier schlossen Money, Hampson und Hampson an die Ausführungen von K. Lorenz an<sup>553</sup> – durch Erfahrungen und Lernprozesse. Die intensivste Phase, in der die Geschlechterrolle geprägt, gelernt werde, erfolge im Alter von eineinhalb Jahren bis etwa zum dritten oder vierten Lebensjahr.<sup>554</sup> Money und A. A. Ehrhardt wiesen darauf hin, dass ein gesellschaftlich als eindeutig bewertetes Geschlecht insbesondere für die soziale Umwelt und deren Erwartungen notwendig sei: „Eltern warten neun Monate gespannt darauf, ob ihr Kind ein Mädchen oder ein Junge ist. Sie denken selten daran, daß sie damit auch auf ein entscheidendes Signal warten, wie sie sich dem Baby gegenüber verhalten sollen. Das Aussehen der äußeren Geschlechtsmerkmale und deren Einstufung als weiblich oder männlich setzt eine Reihe von Ereignissen in Gang. Mit dem Ausruf ‚es ist ein Mädchen‘ oder ‚es ist ein Junge‘ beginnt eine Kette geschlechtsabhängiger Reaktionen der Umwelt. Rosa bzw. blaue Babywäsche, weibliche bzw. männliche Vornamen und Personalpronomen usw. Alle Menschen, mit denen das Kind in Berührung kommt, werden es geschlechtstypisch behandeln, Tag für Tag, jahrein, jahraus, von der Geburt bis zum Tod.“<sup>555</sup> Die Geschlechtszuweisung sei nicht mit der Registrierung des Geschlechts in der Geburtsurkunde gleichzusetzen, sondern beginnend mit diesem Akt werde ein Erziehungsprozess in Gang gesetzt, durch den das Kind täglich mit seiner Jungenhaftigkeit oder Mädchenhaftigkeit konfrontiert werde.<sup>556</sup> Für ein Kind, das in den ersten Lebensjahren kein eindeutiges Geschlecht erfahre, besteht nach Money und Ehrhardt (1975 [1972]) eine erhöhte Gefahr, keine

---

arbeiteten Ende des 19. und Anfang des 20. Jh. H. B. Thompson, H. Dohm und O. Olberg (vgl. S.174ff in diesem Kapitel) die kulturelle Bedingtheit von Geschlechtsunterschieden heraus, mit der sie auf Schriften antworteten, in denen versucht wurde, biologisch den Ausschluss von Frauen von Bildung mit „natürlichem Schwachsinn“ zu rechtfertigen. Deutlich wird, dass die Theorien von Money, Hampson und Hampson in einer entsprechend gut vorbereiteten Gesellschaft getätigt wurden, was zumindest tw. erklärt, warum sich ihre Theorien als medizinische Behandlungskriterien rasch durchsetzen konnten.

552 Money, 1955a S.284/285; Money, 1955b S.301-310; Money, 1957; vgl. u.a. Fausto-Sterling, 2000b S.45/46; Karkazis, 2008 S.47-62.

553 Money, 1957 S.335.

554 Money, 1975 (1972) S.29.

555 Money, 1975 (1972) S.24/25.

556 Money, 1975 (1972) S.28-34.

,normale‘ psychische Entwicklung zu durchlaufen.<sup>557</sup> Insbesondere könne die psychosexuelle Entwicklung gestört sein und präge sich womöglich keine Heterosexualität aus.<sup>558</sup> Sexualität, Verankerung von Heterosexualität nahm bei Money, Hampson und Hampson, wie bei vielen andere Ärzt/innen und Biolog/innen zuvor, einen wichtigen Platz bei der Notwendigkeit der Geschlechtszuschreibung ein.<sup>559</sup>

Basierend auf diesen psychologischen Grundlagen, wurde von Money, Hampson und Hampson eine möglichst frühe Zuweisung zu einem von zwei Geschlechtern (dem optimalen gesellschaftlichen Geschlecht, *optimal gender policy*)<sup>560</sup> und ein konsequentes Aufziehen in dieser Geschlechterrolle empfohlen. Um dem jungen Menschen eindeutige Geschlechtererfahrungen zu ermöglichen und damit keinen Zweifel an dem ‚eigenen Geschlecht‘ aufkommen zu lassen, wurde bei uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen eine operative und hormonelle Angleichung der äußeren Geschlechtsmerkmale an das zugewiesene Geschlecht bis zum 18. Lebensmonat empfohlen (wovon der betroffene Mensch später nicht in Kenntnis zu setzen war, um den Erfolg der Behandlung, die Etablierung der Geschlechterrolle, nicht zu gefährden).<sup>561</sup> Die Behandlung orientierte sich an einem dem zugewiesenen Geschlecht kompatiblen Aussehen der Genitalien, heterosexueller Funktion (Penetrationsfähigkeit bei männlicher Zuweisung, Penetrierbarkeit bei weiblicher Zuweisung) und an ungehinderter Urinierfunktion, ohne Inkontinenz. Mit zunehmenden technischen Möglichkeiten wurde auch die Erhaltung sexueller Sensibilität von Klitoris und Penis in den Blickpunkt genommen.<sup>562</sup> Was Money, Hampson und Hampson am Johns-Hopkins-Krankenhaus in Baltimore (USA) als Programm zur Behandlung von Menschen mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen entwickelten, wurde – wenn auch z.T. zögerlich übernommen<sup>563</sup> – weit verbreitetes und anerkanntes Behandlungspro-

557 In seiner Dissertation aus dem Jahr 1952, in der er Fallberichte auswertete, konnte Money noch keine Häufung ‚psychischer Störungen‘ bei Hermaphroditen feststellen, auch wenn diese uneindeutige äußere Genitalien aufwiesen [vgl. Klöppel, 2008 S.323]. In seinen späteren Arbeiten ab Mitte der 1950er Jahre führte Money dann aus, dass uneindeutiges Geschlecht und insbesondere uneindeutige äußere Genitalien die ‚normale‘ psychische Entwicklung des Individuums gefährdeten.

558 Money, 1975 (1972) S.28ff.

559 Hausman, 1995 S.97-101; Fausto-Sterling, 2000b S.71-75.

560 Vgl. Zucker, 2006 S.166-168.

561 Money, 1955a S.288-290; Money, 1955b S.309/310; Money, 1957; Klöppel, 2005 S.168/169, 176-181; Lang, 2006 S.117-122.

562 U.a. Sinnecker, 1994 S.637-639; Sinnecker, 1999; Joppich, 2002 S.71; vgl. Schober, 1999b; Lang, 2006 S.122-126.

563 Dies beschrieb Klöppel (2005, 2006 und 2008) für den deutschen Diskurs. Dort wurde in den 1960er Jahren eine intensive Diskussion zwischen Anhänger/innen des Baltimorer Behandlungsprogramms und Kritiker/innen (die eine biologische Determination als gewichtig oder als gewichtiger betrachteten) geführt [Klöppel, 2005 S.176/177; Klöppel, 2006 S.233-239; Klöppel, 2008 S.482ff; vgl. exemplarisch für die Diskussion um das Baltimorer Behandlungsprogramm im deutschsprachigen Raum: Dost, 1964; Bräutigam, 1964].

gramm und beanspruchte bei den allgemeinen Ausführungen zu Prägung und psychologischer Entwicklung auch für den ‚Normalfall‘ – den aus medizinischer Sicht geschlechtseindeutigen Menschen – Gültigkeit.<sup>564</sup> Noch immer wird auf der Basis dieses Behandlungsprogramms von vielen Mediziner/innen eine möglichst frühe Behandlung bei Hermaphroditismus empfohlen.<sup>565</sup>

### Information und Zustimmung: die ‚patient/innenorientierte Behandlung‘, die ein unabhängiges Urteil und selbständiges Handeln ausschließt

Einige Autor/innen stellten für die letzten Jahre einen Paradigmenwechsel heraus, der insbesondere die Art der Kommunikation zwischen Mediziner/innen und Patient/innen, ggf. deren Eltern, betreffe. Die Behandlung habe sich von einer eher technisch- und medizinisch-zentrierten hin zu einer patient/innenorientierten Behandlung entwickelt. Schon aus rechtlicher Perspektive seien Mediziner/innen gefordert, Betroffene bzw. deren Eltern über Behandlungen und etwaige Gefahren ausführlich aufzuklären (informierte Zustimmung, engl. *informed consent*),

564 Klöppel, 2002b S.168-177; Klöppel, 2005 S.168; Klöppel, 2008 S.482ff; vgl. Money, 1975 (1972).

565 Einen Überblick über Praxen der Geschlechtszuweisung und ggf. Änderungen der Praxen geben: Schober, 1999b; Creighton, 2004. Für Behandlungen gemäß dem Baltimore-Behandlungsprogramm sprechen sich u.a. die folgenden Quellen aus: Jones, 1958 S.55-57; Jones, 1971 S.324-329; Stoller, 1961; Schneider, 1968; Dewhurst, 1969 S.35ff, 39, 74ff; Canty, 1977; Josso, 1981; Schweiger, 1982 S.6-8, 57/58; Newman, 1991; Sinnecker, 1994 S.637; Sinnecker, 1999 S.196-198; Leitsch, 1996 S.60ff, 73ff, 87ff; Krause, 1998 S.10, Pinsky, 1999 S.54-56; American Academy of Pediatrics, 2000. Für frühe Operationen sprechen sich u.a. auch aus: Westenfelder, 2004; Frewer, 2005 S.145/146, 154; sowie die „*Leitlinien für Diagnostik und Therapie der Deutschen Gesellschaft für Kinderchirurgie*“: Joppich, 2002 S.69-74 (Intersexualität; gültig bis 09/2007 [mittlerweile sind diese Leitlinien bzgl. Intersexualität nicht mehr online verfügbar; stattdessen: Holterhus, 2007]). Auch nach der Chicago Konsensus Konferenz (2005) ist keine grundsätzliche Abkehr von früherer Behandlung ersichtlich: Es wird lediglich die intensive Kooperation mit den Eltern und die Verschiebung irreversibler therapeutischer Maßnahmen zeitlich hinter eine endgültige Diagnosefeststellung angeraten [Holterhus, 2007 („*Leitlinien der Gesellschaft für Kinderheilkunde und Jugendmedizin – Störungen der Geschlechtsentwicklung*“)]; Hughes, 2006 S.554-558; Hiort, 2007 S.104/105; vgl. auch: Nabhan, 2007 S.442/443; vgl. für eine Kritik: Silva, 2007]; L. Brinkmann et al. (2007) und K. Schweizer et al. (2007) weisen (im gleichen Band wie O. Hiort) demgegenüber frühe geschlechtszuweisende Maßnahmen als problematisch aus. Kritisch zur medizinischen Praxis der möglichst frühen Geschlechtszuweisung vgl. auch, u.a.: Kessler, 1990; Alexander, 1997; Diamond, 1997; Diamond, 2000; Diamond, 2006 S.597; Kessler, 1998; Dreger, 1998; Dreger, 1999a; Dreger, 1999b S.11/12; Wilson, 1999; Schober, 1999a; Phornphutkul, 2000; Klöppel, 2002b S.153/154, 168-177; Creighton, 2001a; Creighton, 2001b; Kuhnle, 2002; McRoberts, 2002; Preves, 2003; Lang, 2006 S.229ff; Sytsma, 2006; Brinkmann, 2007; Schweizer, 2007; Silva, 2007. Zahlreiche Diagnosen, die zu denen der Intersexualität hinzugezählt werden, werden erst in späterem Alter getroffen, da der Phänotyp unauffällig ist, als ‚eindeutig weiblich‘ oder ‚eindeutig männlich‘ zugeordnet wird.

da sie sich bei einer nicht ausreichenden Aufklärung bzw. nicht-informierten Zustimmung der Gefahr aussetzen, rechtlich belangt zu werden.<sup>566</sup> Die Mediziner/in sei im Entscheidungsfindungsprozess nicht mehr die bestimmende Autorität, vielmehr habe sie aufzuklären und die Basis für eine informierte Zustimmung der Patient/in zu legen. Patient/innen bzw. deren Eltern hätten das letzte Wort. Dies sei durch eine steigende Skepsis von Patient/innen gegenüber einer ‚Allmacht‘ Medizin, die Stärkung von Patient/innenrechten durch Gesetzgebungen sowie eine verstärkte Organisation und Vernetzung der Betroffenen (die mit ihrer frühen medizinischen Behandlung unzufrieden waren) bewirkt worden.<sup>567</sup>

Ob bei diesen Veränderungen von einem Paradigmenwechsel gesprochen werden kann und ob die Qualität einer *informierten, selbstbestimmten* Entscheidung (nicht nur: Zustimmung) erreichbar ist, erscheint fraglich. Kritisch zu dieser These wurde angemerkt, dass mit der Diagnose ‚Intersexualität‘ ein starker Druck aus einer heteronormativen zweigeschlechtlichen gesellschaftlichen Matrix gegeben sei und dass den fachlichen Aussagen von Mediziner/innen, gerade in einer von vielen als schwer betrachteten Situation, ein besonderes Gewicht zu-

566 Für einen Überblick über Debatten und Veränderungen hin zu einer an den Interessen und der Entscheidung der Patient/innen orientierten Behandlung und zur Herstellung eines *informed consent*: Cote, 2000; Greenberg, 2003; vgl. auch Dreger, 1999b S.13-20; Wilson, 1999 S.127-130. Für (medizinische) Empfehlungen, die einem solchen *informed consent* nahekommen sollen, die Position der Mediziner/in im Entscheidungsprozess aber gerade vor dem Hintergrund von Eigeninteressen der Eltern zentral belassen bzw. weiter befestigen, vgl.: Arbeitsgruppe Ethik im Netzwerk Intersexualität „Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung“, 2008; Wiesemann, 2008. Die juristische Problematik, in der sich Mediziner/innen befinden, kurz für die BRD erläutert: Ein Patient/innenrecht im Sinne, dass die Mediziner/in mit der Patient/in diskutieren, Informationen offenlegen und die Einwilligung der Patient/in einholen muss, besteht seit den 1970er Jahren [Samerski, 2003 S.214, 225]. Operative Maßnahmen zur Geschlechtszuweisung im frühen Kindesalter sind für Mediziner/innen darüber hinaus problematisch, da GG §1 Absatz 1 (Menschenwürde), GG §2 (körperliche Unversehrtheit), BGB §1631c, §1904-1906 (enge Grenzen zur Einwilligung in Sterilisation) und StGB §90 Abs. 3 (Nicht-Einwilligungsfähigkeit in die Verletzung der Genitalien) zumindest sehr enge Grenzen setzen [vgl. insbesondere: Rothärmel, 2006; Plett, 2007; vgl. auch Wacke, 1989; Tolmein, 2005 S.134/135; Büchler, 2005; Schmidt, 2006 S.176-181]. Zu Veränderungen auf internationaler Ebene vgl. Greenberg, 2006 S.92-97.

567 Dreger, 1999b S.13-20; Wilson, 1999 S.127-130; McCullough, 2002 S.156-162; Creighton, 2004. Eine individuelle, an den Interessen und der Entscheidung der Patient/innen orientierte Behandlung, die allerdings das Ziel einer – wenn auch in den Methoden individuell angepassten – binären Geschlechtszuweisung verfolgt (da ein drittes Geschlecht in westlichen Kulturen nicht akzeptiert sei), vertraten: Ahmed, 2004; Ogilvy-Stuart, 2004; Rangecraft, 2003. Diese bemängelten auch, dass keine bzw. kaum Langzeit-Verlaufs-Studien vorlägen. Für einen Überblick über verschiedene Standpunkte in der Debatte um frühe geschlechtszuweisende Maßnahmen (Befürwortung solcher Maßnahmen, komplettes Moratorium oder Herstellung eines tatsächlich informierten *informed consent*) vgl. Greenberg, 2006 S.88-92.

gemessen werde.<sup>568</sup> Während die Mediziner/in oftmals viele Jahre Zeit gehabt habe, sich mit einer Thematik zu beschäftigen, sollten die Patient/in oder deren Eltern nach nur wenigen Beratungsgesprächen in der Lage sein, eine weitreichende Entscheidung über operative oder hormonelle Maßnahmen zu treffen.<sup>569</sup> Eine informierte, selbstbestimmte Entscheidung, in welcher Richtung auch immer, werde erzwungen. Die Entscheidung sei abhängig von der (qualifizierten) Beratung durch die Mediziner/in, abhängig auch von den zur Verfügung stehenden und vorgeschlagenen Techniken<sup>570</sup> und erfolge vor dem Hintergrund gesellschaftlicher und medizinischer Problematisierungen und Pathologisierungen uneindeutiger Genitalien, die nach wie vor als medizinisch, familiär, gesellschaftlich unakzeptabel angesehen werden. Damit könne die Entscheidung der Patient/in oder ihrer Eltern kaum „selbstbestimmt“ genannt werden, da „eine eigensinnige Wahrnehmung, ein unabhängiges Urteil und selbständiges Handeln unmöglich“ gemacht werde.<sup>571</sup> (Darüber hinaus sei in Rechnung zu stellen, dass Eltern bei der Entscheidung auch Eigeninteressen verfolgten, die sich nicht zwangsläufig am Wohl des Kindes orientieren müssten. Ihre Entscheidung könne von Ängsten vor Diskriminierungen [des Kindes oder von sich selbst] geprägt sein, weshalb Eltern eher zu frühen geschlechtszuweisenden Operationen tendieren könnten als diese abzulehnen.<sup>572</sup>)

Dennoch sind im ausgehenden 20. Jh. bzw. beginnenden 21. Jh. Änderungen zu bemerken, die sich in einer stärkeren Vernetzung und Kooperation von Menschen zeigen, die sich nicht in ein Zweigeschlechtersystem einpassen wollen oder können.<sup>573</sup> Daraus ergeben sich auch bereits Auswirkungen bis in biologische Forschungen, in die medizinische und die juristische Praxis hinein. So treten ei-

---

568 Chase, 1999; Kipnis, 1999. Eine Meta-Betrachtung zur These eines Paradigmenwechsels lieferte: Morland, 2005.

569 Samerski, 2003; Dreger, 2006 S.76/77. Dreger (2006) führte aus, sie sei in früheren Arbeiten zu optimistisch gewesen, dass eine Änderung der medizinischen Behandlungspraxis rasch zu erreichen sei. Die Reaktion der medizinischen Community sei eher zurückhaltend ausgefallen [Dreger, 2006 S.73-75].

570 Samerski, 2003.

571 Samerski, 2003 S.217; vgl. in diesem Sinne auch Silva, 2007.

572 Vgl. Arbeitsgruppe Ethik im Netzwerk Intersexualität „Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung“, 2008. Diese Arbeitsgruppe betonte vor dem Hintergrund von Eigeninteressen der Eltern die Bedeutung der Mediziner/in im Entscheidungsprozess, deren Position vermeintlich weniger von Eigeninteresse geleitet sei als die der Eltern. Dieser Annahme ist zu widersprechen, da selbstverständlich auch Mediziner/innen – wie die Eltern – in einer zweigeschlechtlich normierten Gesellschaft leben und aus diesen Erfahrungen eigene Ableitungen treffen. Daraus schließend sind die Eigeninteressen von Eltern und Mediziner/innen zu berücksichtigen und ist von einer frühen Geschlechtszuweisung eines Kindes (einer Patient/in), sofern keine lebensbedrohliche Situation besteht, abzusehen.

573 Bedeutende Anstöße für entsprechende Aktivitäten auch in Europa kamen aus den USA; vgl. für einen Überblick über die Entwicklung der Intersexuellen-Bewegung in den USA: Karkazis, 2008 S.236-290; auch: Dreger, 2009.

nige Biolog/innen (u.a. A. Fausto-Sterling) dafür ein, dass verschiedene Formen von Hermaphroditismus als normale, nicht-pathologische Geschlechtsvarianten anerkannt werden.<sup>574</sup> Einige Mediziner/innen gehen zu einer besseren Beratung von Patient/innen bzw. deren Eltern über und sprechen sich nicht mehr ohne weiteres für frühe geschlechtszuweisende Operationen aus. In einer Stellungnahme (allerdings zu Transsexuellenrechten) plädierte der Generalanwalt am Europäischen Gerichtshof dafür, die traditionelle Klassifikation der gesellschaftlichen Kategorie Geschlecht in ausschließlich Mann und Frau zu verlassen.<sup>575</sup> Bewegungen in Richtung von Veruneindeutigungen von Geschlecht sind im Gang. Allerdings muss sich zeigen, ob diese nur ein ‚Dazwischen‘ zwischen Frau und Mann anzuerkennen bereit und durchzusetzen in der Lage sind – oder ob auf längere Sicht die Polaritäten Frau und Mann gesellschaftlich (aber auch biologisch-medizinisch) grundlegend erschüttert werden.

### **Das ‚wahre Geschlecht‘ im 21. Jahrhundert: Intersexuellen-Emanzipation zwischen Destabilisierung und Stabilisierung von Zweigeschlechtlichkeit**

„Die fünf Geschlechter“ A. Fausto-Sterlings: Ende der Pathologisierung bei Anerkennung der Pole ‚weiblich‘ und ‚männlich‘

Mit den Artikeln von Fausto-Sterling aus den Jahren 1993 („*The Five Sexes – Why Male and Female Are Not Enough.*“)<sup>576</sup> und 2000 („*The Five Sexes, Revisited – The Varieties of Sex Will Test Medical Values and Social Norms.*“)<sup>577</sup> entwickelte sich (zunächst in den USA, mittlerweile auch in Staaten der Europäischen Union) eine breite öffentliche, teilweise auch medizinische Debatte um frühe Geschlechtszuweisungen, um Alternativen zu diesen und um alternative Geschlechtersysteme. Fausto-Sterling traf die Einteilung *Herms* (für sogenannte ‚echte Hermaphroditen‘), *Ferms* (für sogenannte ‚weibliche Pseudohermaphroditen‘), *Merms* (für sogenannte ‚männliche Pseudohermaphroditen‘), die sie aus dem Gebrauch der medizinischen Literatur ableitete. Jede der drei Kategorien sei dabei komplex und beinhalte Individuen mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Problemen, auf andere Menschen ‚anziehend‘ und ‚abstoßend‘ wirkenden Merkmalen, die durch die medizinische Literatur nicht erfasst würden. Fausto-Sterling schlug vor, die drei Intersex-Gruppen als drei weitere Geschlechter zu verstehen und, zusammen mit den Gruppen *Mann* und *Frau*, von fünf Geschlechtern auszugehen. Verschiedene Autor/innen griffen diese Einteilungen von

574 Vgl. Fausto-Sterling, 1993; Fausto-Sterling, 2000a; Fausto-Sterling, 2000b S.30-114, 113/114.

575 Vgl. Tolmein, 2005 S.132. Zur Diskussion möglicherweise emanzipatorischen Potenzials von Recht vgl.: Kolbe, 2008.

576 Engl., „Die fünf Geschlechter – warum Männlich und Weiblich nicht ausreichen.“

577 Engl., „Die fünf Geschlechter erneut betrachtet – die Variation von Geschlecht testet medizinische Bewertungen und soziale Normen.“

Fausto-Sterling in der Folge auf oder entwickelten alternative vielgeschlechtliche Theorien.<sup>578</sup> Fausto-Sterling stieß mit ihren *fünf Geschlechtern* 1993 eine Debatte um die Pathologisierung von intersexuellen Menschen an, stellte aber nicht die Polaritäten Mann und Frau in Frage.<sup>579</sup> In ihren Veröffentlichungen aus dem Jahr 2000 erweiterte Fausto-Sterling ihre Kritik an gesellschaftlichen Normierungen,<sup>580</sup> verankerte *Herms, Ferms* und *Merms* allerdings zwischen den „extremen Endpunkten“ *männlich* und *weiblich* eines biologischen Kontinuums.<sup>581</sup> Dies führte Fausto-Sterling – analog der Studie von M. Blackless et al. (2000)<sup>582</sup> – soweit, Intersexualität quantitativ genau zu fassen und weitere Formen einzubeziehen, die mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen in Verbindung stehen. Sie kam zu dem Ergebnis von 1,7 % Intersexuellen an der Gesamtbevölkerung.<sup>583</sup>

578 Vgl. Fausto-Sterling, 2000b S.78/79.

579 Fausto-Sterling, 1993 S.21.

580 Fausto-Sterling, 2000a S.22/23; Fausto-Sterling, 2000b S.75-77, 92-114.

581 „While male and female stand on the extreme ends of a biological continuum, there are many other bodies, [...], that evidently mix together anatomical components conventionally attributed to both males and females. The implications of my argument for a sexual continuum are profound. If nature really offers us more than two sexes, then it follows that our current notions of masculinity and femininity are cultural conceit.“ (engl., „Während Mann und Frau die extremen Endpunkte eines biologischen Kontinuums darstellen, existieren zahlreiche andere Körper, bei denen offenbar ein Gemisch anatomisch sowohl für gewöhnlich als männlich als auch als weiblich zugeschriebener Merkmale auftreten. Die Folgerungen meiner Argumentation für ein geschlechtliches Kontinuums sind tiefgreifend. Wenn die Natur uns tatsächlich mehr als zwei Geschlechter bereitgestellt hat, dann folgt, dass unsere Begriffe von Männlichkeit und Weiblichkeit eine ‚Einbildung‘ sind, eine Voreingenommenheit darstellen.“; [Fausto-Sterling, 2000b S.31; eigene Übersetzung]).

582 Als Korrespondenz-Kontaktdaten sind bei Blackless et al. (2000) die Fausto-Sterlings angegeben.

583 Blackless, 2000; Fausto-Sterling, 2000a S.20; Fausto-Sterling, 2000b S.50-54. Niedrigere Prozentsätze von Intersexualität beim Menschen werden dadurch erreicht, dass einige Konstitutionen zwar als untersuchungswürdig betrachtet werden, allerdings in solche Klassifikationen nicht einbezogen werden sollen. Die Rede ist bspw. von spät auftretender Angeborener Nebennierenrindenhypertrophie (late-onset Congenital adrenal hyperplasia [LOCAH]), von Klinefelter- oder Turner-Syndrom (beide Syndrome werden den Aneuploidien zugerechnet; die Anzahl der ‚Geschlechtschromosomen‘ weicht von dem als ‚normal‘ betrachteten XX oder XY ab). Das Erscheinungsbild von Menschen mit den hier zugerechneten Merkmalen sei oft unauffällig ‚weiblich‘ oder ‚männlich‘, so dass sie in eine Statistik zu Intersexualität nicht einzubeziehen seien [Sax, 2002]. Eine solche Herangehensweise ist nicht sinnvoll, da sich ja auch Menschen, die mit LOCAH, Klinefelter- oder Turner-Syndrom medizinisiert werden, auf Grund als nicht ‚normal‘ angesehener Geschlechtsentwicklung im Blick der Medizin befinden. Insofern sind die Angaben bei M. Blackless et al. (2000) für die bzgl. Intersexualität in den Blick der Medizin geratenen Menschen glaubwürdiger, wenn auch aus anderer Perspektive zu kritisieren (*siehe im Folgenden*). Mit der Chicago Konsensus Konferenz (2005) werden nun in den medizinischen Nachfolgebegriff von ‚Intersexualität‘ – ‚Disorders of Sex Development‘ – auch zahlenmäßige Veränderungen

Diese 1,7 % Intersexuellen seien in einem schmalen Überlappungsbereich zweier Häufigkeitskurven – einer männlichen und einer weiblichen – angesiedelt, die Blackless et al. (2000) als unvollständigen Dimorphismus bezeichnete.<sup>584</sup>

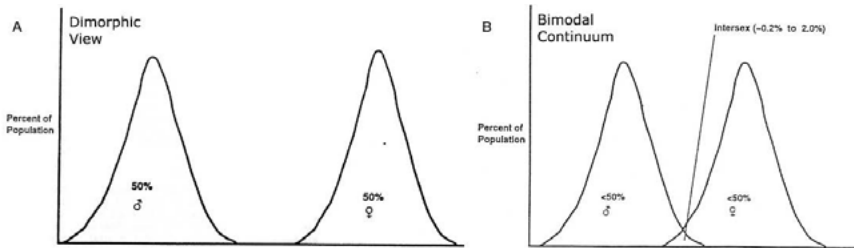


Abb. 5: Abbildung aus Blackless et al. (2000, S.162). Deutlich werden sowohl bei A als auch bei B eine dimorphe Verteilung. Lediglich die Annahme eines geringen Überlappungsbereiches zwischen männlicher und weiblicher Kurve stellt sich als Unterschied des Modells von Blackless et al. (B) zu bisher gedachten Modellen (A) dar.

Neben diesen Ausführungen zu physischem und physiologischem Geschlecht betonte Fausto-Sterling – im Anschluss an S. Kessler –, dass Genitalien und Geschlecht kulturell aufgeladen und konstruiert seien und dass daher auf kulturellen Ebenen „Akzeptanz und Freude im Kontinuum menschlicher Körper und Psychen“ erreicht werden müssten.<sup>585</sup> Den Geistes- und Naturwissenschaften übergab Fausto-Sterling allerdings ein physisches und physiologisches Geschlechtermodell, das neben den starken Extrema Frau und Mann nur ein ‚Dazwischen‘, nicht einmal im Sinne eines gleichberechtigten ‚Daneben‘, zuließ.

Im Gegensatz dazu ließen sich mit derzeitigen biologischen Erklärungen und weiteren Forschungen auch plurale Geschlechtermodelle entwerfen, die von der Individualität von Merkmalen ausgehen. Aus einer solchen Perspektive würde ersichtlich, dass bipolare biologisch-medizinische Einteilungen von Geschlecht nur durch radikale Vereinfachungen und die Reduktion der Anzahl der betrachteten Merkmale in der Lage waren (und sind), ihre zugespitzte These bipolarer Geschlechterteilung aufrechtzuerhalten (vgl. Kapitel III).

gen des Chromosomenbestandes (bspw. Klinefelter-, Turner-Syndrom) einbezogen [vgl. Hiort, 2007 S.101; Hughes, 2006 S.555; vgl. auch Fußnote 528, S.216], und somit werden rückwirkend die Angaben von Blackless et al. (2000) bestätigt.

584 Blackless, 2000 S.162/163.

585 Fausto-Sterling, 2003 S.92; vgl. Fausto-Sterling, 2000a S.22/23; Fausto-Sterling, 2000b S.110/111.

## Rebiologisierung von Geschlecht: biologische binär-geschlechtliche Argumentationen bei der Zurückweisung des frühen Behandlungsprogramms, anstatt soziologische Begründungen zu favorisieren

Der ‚Fall John/Joan‘<sup>586</sup> wurde von Money, Hampson und Hampson als wichtiger Indikator für die Richtigkeit ihrer Theorie und ihrer Behandlungspraxis betrachtet. Im Alter von sieben Monaten verlor der zuvor ‚normal männliche‘ John durch einen Unfall bei beabsichtigter Beschneidung der Vorhaut den Penis. Mediziner/innen und Eltern fällten zusammen die Entscheidung, John nun weiblich als Joan aufzuziehen. Im Alter von 21 Monaten wurden zuweisende Operationen zu weiblichem Geschlecht durchgeführt. Zunächst bestätigten sich die Theorien Moneys, Hampsons und Hampsons, es prägte sich als ‚typisch weiblich‘ betrachtetes Verhalten aus: Joan trug gern weibliche Kleidungsstücke (insbesondere Kleider), der Zwillingbruder von Joan (der als ‚guter Vergleich‘ für die Geschlechtsentwicklung von Joan angesehen wurde) war in der Beziehung zu seiner Schwester dominant etc. Später kehrte sich der anfängliche ‚Erfolg‘ von Moneys, Hampsons und Hampsons Theorie jedoch um: Joan machte sich selbst wieder zu John, heiratete mit 25 Jahren und adoptierte zusammen mit seiner Frau Kinder; im Jahr 2004, im Alter von 38 Jahren beging John Suizid.<sup>587</sup>

War es den mit Moneys ‚optimal gender policy‘ konkurrierenden Theorien<sup>588</sup> bis in die 1990er Jahre versagt geblieben, Einfluss auf die Praxis der Behandlung bei uneindeutigen Genitalien zu erlangen, wurde nun der Fall John/Joan wichtige

586 John/Joan als Pseudonym für D./B. Reimer [vgl. Diamond, 2006 S.593].

587 Money, 1975 (1972) S.117-122; Diamond, 1997; Colapinto, 2000; vgl. Bradley, 1998; Meyer-Bahlburg, 1999; Butler, 2001 S.622-625.

588 U.a. Diamond, 1965 (und dort aufgeführte Referenzen); vgl. Karkazis, 2008 S.64-69. Diese Theorien sind nur bedingt als ‚konkurrierend‘ mit denen Moneys, Hampsons und Hampsons zu bezeichnen. Sie gewichteten die Wirkung von pränatalen und postnatalen Hormonen (insbesondere Androgenen) lediglich höher. Aber auch Money schrieb pränatalen Hormonen geschlechtsspezifische Wirkungen zu: „Die im letzten Kapitel [Kapitel 4, „Fetale Hormone und Gehirn: Hormonzyklen“, Money, 1975 (1972) S.61-116, Anm. HJV] mitgeteilten Befunde zeigen ziemlich eindeutig, daß einige geschlechtsspezifische Verhaltensweisen schon vor der Geburt durch Hormone beeinflußt werden. Die hormonellen Gegebenheiten diktieren jedoch nicht automatisch die Entwicklung geschlechtstypischer Verhaltensweisen nach der Geburt.“ [Money, 1975 (1972) S.117, auch 14f, 20f, 31] H. F. L. Meyer-Bahlburg (2002) führte für Money aus, dass sich dieser mit verschiedenen wissenschaftlichen Partner/innen seit 1964 mit Hormonwirkungen (vor allem von Androgenen) beschäftigte, und verwies auf diesbezügliche Veröffentlichungen seit den Jahren 1967/68, an denen Money beteiligt war: Ehrhardt, A. A., Money, J. (1967): *Progesterin-induced hermaphroditism: IQ and psychosexual identity in a study of ten girls*. Journal of Sex Research, 3: S.83-100. Ehrhardt, A. A., Epstein, R., Money, J. (1968): *Fetal androgens and female gender identity in the early treated adrenogenital syndrome*. Johns Hopkins Medical Journal, 122: S.160-167. Ehrhardt, A. A., Evers, K., Money J. (1968): *Influence of androgen and some aspects of sexually dimorphic behavior in women with the late-treated adrenogenital syndrome*. Johns Hopkins Medical Journal, 123: S.115-122. Vgl. Meyer-Bahlburg, 2002 S.201; Money, 1975 (1972) S.61-116.

Stütze ihrer Argumentation;<sup>589</sup> andere ähnlich gelagerte ‚Fälle‘, bei denen die betroffenen gemachten Menschen später keinen Geschlechtswechsel vollzogen, wurden indes nicht herangezogen und konnten keine solche Publizität erlangen.<sup>590</sup> Diese konkurrierenden Theorien vertraten die Auffassung, dass ein neugeborenes Kind *nicht geschlechtlich neutral* sei. Androgene (als männlich betrachtete Geschlechtshormone) sollten bereits pränatal, zumindest sehr früh postnatal, vor allem im Gehirn wirksam sein, so dass eine geschlechtsspezifische (männliche) Konstituierung erfolge.<sup>591</sup> M. Diamond und H. K. Sigmundson (1997)<sup>592</sup> führten

589 J. Butler (2001) thematisierte den entstandenen Diskurs „John/Joan“, der sowohl von Befürworter/innen früher geschlechtszuweisender Operationen als auch von Gegener/innen solcher Operationen etabliert wurde. Sie regte eine neue Lesart an, bei der die Subjektpositionen Johns und Joans, medizinische, juristische und sprachliche Normen sowie das Funktionieren von Diskursen nach Foucault stärkere Berücksichtigung finden müssten [Butler, 2001 S.628ff]. Damit würden auch die Wirkung von Normen und das Verlangen von gesellschaftlich als abnormal Konstituierten nach Teilhabe an Normalität (bspw. durch gesellschaftlich voll respektiertes Teilhaben an männlichem Geschlecht durch den Besitz als männlich betrachteter Genitalien) thematisierbar.

590 Vgl. Karkazis, 2008 S.70/71.

591 U.a. Diamond, 1997; Diamond, 2000; Diamond, 2006 u.a. S.592; Bradley, 1998; Meyer-Bahlburg, 1999; Meyer-Bahlburg, 2002 S.201; Berenbaum, 2003; vgl. Wijngaard, 1997 S.27-46; Phornphutkul, 2000; McRoberts, 2002 S.283; Karkazis, 2008 S.69-86. Diamond wird beispielhaft für die Betonung biologischer Faktoren bei der Ausprägung biologischen Geschlechts (nur tw. für sexuelle- und Geschlechtsidentität) angeführt: „Thus, due to natural endocrine and genetic factors, individual animals are not psychosexually neutral at birth but programmed to behave in certain sex-specific ways [...] humans would follow this evolutionary heritage.“ (engl., „So sind, entsprechend endokrinen und genetischen Faktoren, [individuelle] Tiere bei Geburt psychosexuell nicht neutral, sondern programmiert, sich in bestimmten geschlechtsspezifischen Bahnen zu verhalten [...] Menschen folgen diesem evolutionärem Erbe.“ [Diamond, 2006 S.592; vgl. Diamond, 1965; eigene Übersetzung]). In einer Reaktion auf Kritiken J. Butlers (Butler betrachtete ihn auf Grund seiner Veröffentlichungen als jemanden, der eine hormonelle Basis auch für Geschlechtsidentität annehme [Butler, 2001 S.625-626]) führte Diamond aus: „I do believe that hormones have an important influence but, to alert researchers that hormones are not the be-all and end-all leading to sexual or gender identity“ (engl., „Ich glaube, dass Hormone einen wichtigen Einfluss haben, aber warne Forschende, dass Hormone nicht das allerwichtigste Element bei der Ausbildung von sexueller und Geschlechtsidentität darstellen.“ [Diamond, 2006 S.596; eigene Übersetzung]) – und weiter führte Diamond zu Butlers Kritik, dass er Genitalien für die Ausprägung sexueller- und Geschlechtsidentität als sehr wichtig betrachte, aus: „The most important sex organ is not between one’s legs but between one’s ears. It is the brain [...] and this is molded pre- and postnatally.“ (engl., „Das wichtigste Geschlechtsorgan befindet sich nicht zwischen den Beinen, sondern zwischen den Ohren. Es ist das Gehirn [...], das prä- und postnatal geformt wird.“ [Diamond, 2006 S.596; eigene Übersetzung]). Diamond schrieb folglich auch Erziehung und Erfahrung Einfluss bei der Ausprägung von sexueller- und von Geschlechtsidentität zu, aber auch bei diesen – und *grundle-*

am ‚Fall‘ John/Joan aus, dass es nicht möglich sei, einen bereits durch Androge-  
ne männlich konstituierten Jungen weiblichem Geschlecht zuzuweisen. Auch für  
geburtlich uneindeutige Genitalien sei bei vorhandenem 46, XY-Chromosomen-  
satz und/oder bei Wirkung männlicher Geschlechtshormone von einer frühen  
(weiblichen) Geschlechtszuweisung abzusehen (kritisch zu binären geschlechtli-  
chen Signalkaskaden aus Chromosomen, Genen und Hormonen *vgl. Kapitel  
III*).<sup>593</sup> Diamond und Sigmundson formulierten das (berechtigte) Moratorium  
früher Geschlechtszuweisungen. Theoretisch schlossen sie aber an – die bereits  
betrachteten – Debatten über das durch Gonaden, deren Produkte bzw. durch  
Chromosomen bestimmte ‚wahre Geschlecht‘ (*vgl. Kapitel II, S.188ff*) an und be-  
stärkten deren Argumentationen für deutliche, binäre geschlechtsspezifische  
Konstitutionen beim Menschen.<sup>594</sup> Nun standen vermeintlich pränatal bzw. früh  
postnatal, insbesondere auf das Gehirn des Embryos/des Neugeborenen wirken-  
de Hormone im Mittelpunkt der Betrachtungen.<sup>595</sup> Heute (Ende des 20., Anfang  
des 21. Jh.) dominieren in Diskursen Postulate binärer geschlechtsspezifischer  
Konstituierung des Gehirns.<sup>596</sup>

#### 4. Zweite Zwischenbilanz: biologisch-medizinische Theorien über Geschlecht und gesellschaftliche Normierungen

*Biologisch-medizinische Theorien über Geschlecht waren und sind in gesell-  
schaftliche Bedingungen eingebunden.* Dies wurde bei der näheren Betrachtung  
der *Querelle des sexes* ersichtlich. Es wurde eine Reihe von Schriften vorgestellt,  
die nicht von Biolog/innen oder Mediziner/innen verfasst waren, sich aber natur-  
philosophischen und biologisch-medizinischen Geschlechtertheorien und deren

---

*gend* für physisches und physiologisches Geschlecht – betrachtete Diamond Gene  
und Hormone als wichtige Einflussfaktoren [Diamond, 2006].

592 Diese Arbeit wurde in zahlreichen Veröffentlichungen verschiedener Autor/innen,  
die sich gegen frühe geschlechtszuweisende Operationen bei uneindeutigen Genita-  
lien aussprachen, als unterstützend für eigene Argumentationen näher ausgeführt.  
Sie kann damit als eine wesentliche Basis der Argumentation betrachtet werden.

593 Angemerkt sei, dass, wie schon bei Gonaden und (Erb)anlagen, männliches Ge-  
schlecht den Ausgangspunkt für Forschungen und Ausführungen über nicht be-  
rechtigte geschlechtszuweisende Operationen darstellte, wogegen weibliches Ge-  
schlecht dem Experiment ‚passiv beigelegt‘ wurde [siehe u.a. Meyer-Bahlburg,  
2002 S.201/202].

594 Vgl. Butler, 2001.

595 Vgl. Fausto-Sterling, 2000b S.66-75; Schmitz, 2006a S.46f, 51.

596 Hierzu überblicksartig und kritisch: Schmitz, 2006b S.66-88. Für die Dominanz  
entsprechender Theorien im Alltag vgl. die zahlreichen populären oder populär-  
wissenschaftlichen Bücher im Sinne „Warum Frauen dies besser können und  
Männer das besser können“. Diese erfuhren i.d.R. zahlreiche Auflagen. Für eine  
solche biologistisch fundierte Argumentation in Expert/innenkreisen vgl. beispiel-  
haft: Nabhan, 2007 u.a. S.441.

gesellschaftlichen Bezügen zuwandten. Auch biologische und medizinische Gelehrte dehnten ihre fachwissenschaftlichen Geschlechterbetrachtungen auf die Gesellschaft aus, indem sie die Rolle von Frau und Mann in ihr untersuchten. Bei Roussel und Ackermann wurde das besonders deutlich. Ganz klar traten die Wechselbeziehungen zwischen biologisch-medizinischer Wissenschaft und Gesellschaft bei den Ausführungen zum Hermaphroditismus hervor: Medizinische Diagnosen und Behandlungen erfolgten, um die gesellschaftlich geforderte eindeutige Geschlechtlichkeit – als weiblich oder männlich – herzustellen.

*Herausgearbeitet wurde, dass die Merkmale, die in biologisch-medizinischen Theorien als kennzeichnend für Geschlecht betrachtet wurden, keinesfalls fest und unveränderlich waren. Sie veränderten sich mit der Entwicklung von Wissenschaft und Gesellschaft und waren auch abhängig von dem verfügbaren und eingesetzten technisch-wissenschaftlichen Instrumentarium.* Besonders anschaulich wurde dies bei Versuchen der Einordnung von Menschen uneindeutigen Geschlechts. Zur medizinischen Einordnung betrachtet wurden Genitalien und deren Funktion, zahlreiche weitere körperliche Merkmale, Bewegungs- und Verhaltensweisen und die sexuelle Orientierung. Historisch wechselhaft wurden hierbei einzelne Merkmale unterschiedlich gewichtet. Theorien über die besondere Wichtigkeit einzelner Faktoren bei der Ausprägung als typisch betrachteter Geschlechtsmerkmale brachten es mit sich, dass immer mehr Menschen von einer medizinischen Diagnose ‚uneindeutigen Geschlechts‘ betroffen wurden, auch solche Menschen, die sich in ihrer Geschlechterrolle selbstverständlich und sicher glaubten. Gleichzeitig wurden Menschen angereizt, sich selbst auf solche, als geschlechtlich gedachten, Merkmale zu befragen und bei einer als ‚untypisch‘ betrachteten Entwicklung derselben Mediziner/innen aufzusuchen.

*Genitalien können nicht als Indikatoren dafür gelten, ob biologisch-medizinische Theorien über Geschlecht eher auf Gleichheit oder Differenz rekurrierten.* So wurde im 19. Jh. von zahlreichen Gelehrten eine gemeinsame geschlechtliche Anlage im Embryo präferiert und auf einer solchen Basis von einigen Gelehrten die Entsprechung als weiblich und männlich betrachteter Genitalien herausgearbeitet. Diese Anlage sollte sich ‚normalerweise‘ weiblich oder männlich ausprägen, es könnten sich aber auch sowohl weibliche wie auch männliche Kennzeichen in den Geschlechtsteilen eines Individuums finden. ‚Stärke‘ oder ‚Schwäche‘ der Geschlechter, insbesondere in Bezug auf die Verstandeskkräfte, wurden außerhalb der Genitalien gesucht. Insofern ist eine auf Einteilung von Genitalien beruhende Zuordnung zu ‚Ein-‘ oder ‚Zwei-Geschlechter-Modellen‘ für Geschlechterverhältnisse wenig aussagekräftig. Anders ausgedrückt: Genitalien fokussierend, könnte ein ‚Ein-Geschlechter-Modell‘ für die Moderne postuliert und gut begründet werden. Damit wird klar:

*Es ist hilfreich, sich von der Auffassung zu lösen, dass biologisch-medizinische Wissenschaften unbedingt eine geschlechterdifferenzierende Ordnung zu begründen suchten und daher stets Differenzen beschrieben. Dies war und ist nicht der Fall.* Wie in der Gesellschaft fanden auch in biologisch-medizinischen

Wissenschaften rege Diskussionen um die Stellung der Geschlechter statt (auch: *biologisch-medizinische Querelle des sexes*). Argumente der Gleichheit waren dabei genauso vertreten wie Differenzvorstellungen. In derselben Arbeit lassen sich nicht selten sowohl Argumente der Gleichheit, als auch der Differenz ausmachen. Zwischen Forschenden, die verschiedene Auffassungen vertraten, fanden Diskussionen statt. Für historische dekonstruktivistische Forschungen ist es sinnvoll, diese Vielfalt und die Differenziertheit von biologisch-medizinischen Theorien in den Blick zu nehmen, um 1.) den Theorien besser gerecht zu werden und unterschiedliche Positionierungen und Diskussionen nachverfolgen zu können; 2.) die gesellschaftliche Einbettung der Theorien zu zeigen; 3.) ihre historische Wandelbarkeit herauszustellen; und um 4.) eine auf Vielfalt verweisende Tradition zu gewinnen. Die vermeintliche Historizität und Dauerhaftigkeit heute als dominant ausgewiesener Zweigeschlechtlichkeit kann – wie herausgearbeitet – in Zweifel gezogen werden. Sie kann mit der Aussage konfrontiert werden, dass in modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften Theorien über Geschlecht ausgearbeitet wurden, die in der Auffassung differierten, was Geschlecht eigentlich ist, woran es festgemacht werden soll und wie die geschlechtliche Vielfalt auch beim Menschen zustande kommt.

„Auch beim Menschen“ deutet auf eine Richtung in biologisch-medizinischen Theorien über Geschlecht hin. Ende des 18. Jh. wurden verschiedene Organismenarten miteinander verglichen. Hingegen wurden sie selten in eine Kette der Entwicklung eingereiht, die einen Übergang von ‚niederer‘ zu ‚höherer‘ Arten postulierte. Theorien der Höherentwicklung und möglicher Artenneubildung entstanden im Wesentlichen im 19. Jh. Mit diesen Theorien ließen sich Organe verschiedener Organismenarten aufeinander beziehen; den einzelnen Organen des Menschen entsprachen analoge Organe bei ‚niederer‘ Arten, jedoch in weniger vollkommener Entwicklung. Auch hier wurden Geschlechterdifferenzen eingefügt: Das weibliche Geschlecht wurde als Urzustand dargestellt, von dem aus eine männliche Höherentwicklung erfolgt sei. Theorien, die den Menschen mit Tierarten verglichen, trafen keinesfalls nur auf Zustimmung (in einer christlich-kirchlich geprägten Gesellschaft ist dies nicht verwunderlich, gilt hier doch der Mensch als ‚Krone der Schöpfung‘). So lehnten zahlreiche Mediziner/innen biologische Theorien über eine vermeintlich universelle primäre Geschlechtsbestimmung ab und setzten weiterhin betrachtbare, körperliche Geschlechtsteile des Menschen (insbesondere Keimdrüsen) als zentral bei der Diagnostik uneindeutigen Geschlechts. (Das wurde etwa mit den obigen Ausführungen zu R. B. Goldschmidt belegt.)

*Gemein war den biologischen und medizinischen Betrachtungen der Ansatzpunkt. Sie fokussierten Strukturen, die nur für ‚Expert/innen‘ sichtbar (vielmehr: deutbar) zu machen waren. Die eigentliche Geschlechtsbestimmung wurde auf Anlagen und Bildungsprozesse zurückgeführt. Mit epigenetischen Vorstellungen traten Entwicklungsprozesse in den Vordergrund. Merkmale – und ‚Abweichungen‘ in Merkmalen zu einer wie auch immer gearteten Norm – waren nicht mehr*

von Anfang an präformiert in einem der Zeugungsstoffe (bzw. dem nur einen Zeugungsstoff) vorhanden, sondern würden sich erst ausbilden. Sie wären Entwicklungsprozessen unterworfen, die geregelt – aber bei der Möglichkeit von Unregelmäßigkeiten – zur Ausbildung des Individuums führen würden. Hier nun wurde auch eine geschlechtliche Entwicklung angenommen. Es verankerte sich ein Streit, ob die Entwicklung aus einer geschlechtlich gemeinsamen Anlage erfolgen sollte oder ob sich ein angenommenes weibliches und männliches Geschlecht bereits in der ‚Uranlage‘ unterschieden. Noch wichtiger ist es, dass die Untersuchungsebene verlagert wurde: Nicht mehr anatomisch sichtbare (vielmehr: deutbare) Strukturen, die potenziell auch Lai/innen zugänglich waren, galten als geschlechtsbestimmende Merkmale, sondern solche Merkmale wurden in ‚unsichtbare‘ Strukturen verlegt (Keimdrüsen, Hormone, Chromosomen, Gene; aber auch Gehirne, die in einzelne Hirnareale und Zellen zergliedert wurden), über die von ‚Expert/innen‘ spekuliert wurde und die es sichtbar zu machen galt. Solch ‚simplem‘ anatomischen Merkmalen wie Kopf und Gehirn (und davon abgeleitete Intelligenz) oder bspw. Muskelmasse (und davon abgeleitete Körperkraft), über die vortrefflich gestritten werden konnte und bei denen gegen Emanzipationsbestrebungen von Frauen gewandten Ergebnissen rasch mit einfachen Gegenbeispielen (bspw. von gelehrten Frauen, beginnendem Frauenstudium, hart auf Feldern und in Fabriken arbeitenden Frauen) entgegnet werden konnte, entzogen sich Biologie und Medizin mit ‚unsichtbaren‘ Strukturen, die die ‚Wahrheit‘ über Geschlecht enthalten sollten. Noch immer sind Biologie und Medizin aus einem solchen Reduktionismus<sup>597</sup> nicht wieder aufgetaucht. Deutlich wird damit aber auch, dass anatomisch orientierte Unterscheidungen nur oberflächlich bleiben konnten, ihnen leicht und oft mit Gegenargumenten geantwortet werden konnte und wurde. Differenz wurde gleichzeitig auf anderer Ebene beschrieben. *Insofern lief emanzipatorische Geschlechterforschung fehl, die sich auf anatomische Beschreibungen moderner biologisch-medizinischer Wissenschaften stürzte. Nicht nur dass sie Arbeiten, die Geschlechterdifferenzen behaupteten, stärker rezipierte und viel zu wenig Theorien von Geschlechtergleichheit berücksichtigte, – sie widmete sich dem falschen Untersuchungsgegenstand. Nicht Anatomie, sondern Physiologie; immer kleinere, immer wieder ‚unsichtbare‘ Strukturen bildeten und bilden in modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften den eigentlichen, grundsätzlichen (wenn auch nicht so schön visualisierbaren) Schauplatz der Beschreibungen von Geschlechterdifferenz.* Diesem gilt es sich theoretisch und praktisch auch mit Forschungen zu Geschlechtergleichheit zuzuwenden. Einen hierfür tauglichen Ansatz bietet das sich anschließende *dritte*

---

597 Reduktionismus: Forschung wird auf kleinste Untersuchungsgebiete und -objekte zergliedert; bspw. werden in der Genetik ein Ereignis oder wenige aufeinanderfolgende hierarchisch geordnete Ereignisse als merkmalsbestimmend beschrieben. Wechselwirkungen, mögliche äußere Einflüsse, der Organismus in seiner Gesamtheit werden nicht oder nicht in ausreichendem Maß betrachtet.

*Kapitel*, in dem die aktuellen Beschreibungen als geschlechtsbestimmend betrachteter Merkmale in den Blick genommen werden.